OTTO BEHAGHEL

VON DEUTSCHER SPRACHE

b 603 a.

UB GIESSEN

16 653 829

LAHR i. B. 1927
MORITZ SCHAUENBURG
VERLAGSBUCHHANDLUNG

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
GIESSEN

62/5561

Aa 431

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
GIESSEN

ac 8.51
Z

Von deutscher Sprache

Aufsätze, Vorträge und Plaudereien

von

Otto Behaghel

Deutsch
Sprachunterricht

Lehrerbibliothek des Kreises Groß-Gerau

Kreislehrerbücherei
Groß-Gerau
S/10

b 03a

Lahr in Baden
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg
1927

Bibliothekssystem der JLU
Zweigbibl. d. UB im Phil. II
GIESSEN

Erziehungswiss.
Magazin
Altbau

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
GIESSEN



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
GIESSEN

Der hohen juriſtiſchen Fakultät
der Univerſität Gießen
in Verehrung und Dankbarkeit

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
GIESSEN

Vorwort.

Die vorliegende Sammlung will nicht den Fachgenossen etwas Neues bringen. Die Stücke sind alle bereits veröffentlicht, zumeist in Zeitschriften, die für weitere Kreise bestimmt sind; manches stammt auch aus Zeitungen, etliches aus Fachzeitschriften, diese zum Teil so weit entlegen, daß meine Beiträge auch dem Fachmann kaum bekannt geworden sind. Sie sind zum Teil entstanden aus Anfragen, die man an mich gerichtet hat; zu einem großen Teil sind sie Antworten auf haltlose Behauptungen, die da und dort aufgestellt worden sind. So steht auch dieses Buch vielfach im Kampf gegen laienhaftes Dreinreden, gegen Oberflächlichkeit und Unwissenheit.

An der ursprünglichen Fassung habe ich nur ganz wenig geändert, wo etwa eine Ansicht überholt war, oder wo ich selbst anderer Meinung geworden bin. In den ältesten Aufsätzen war auch gelegentlich noch ein Fremdwort stehen geblieben, dem ich nun längst den Abschied gegeben habe.

O. Behaghel.

Lehrerbibliothek des Kreises

Gießen, den 27. März 1927.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
GIESSEN

Inhalt.

Vorwort.

A. Allgemeines.

Seite

1. Die deutsche Sprache 1
2. Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch 11
3. Verlust und Ersatz im Leben der deutschen Sprache 34
4. Wandlungen im deutschen Satzbau 52
5. Fremde Einflüsse im Gebrauch des Geschlechtsworts 64
6. Humor und Spieltrieb in der deutschen Sprache 69
7. Der Einfluß des Schrifttums auf den Sprachschatz 87
8. Zum Gebrauch des Beiworts bei Schiller 108
9. Ein Restaurationsversuch an der Universität Gießen . . . 130
10. Zum Wortlaut der politischen Reden Bismarcks 132

B. Schrift, Laute und Formen.

11. Eckenschrift und Deutschtum . 144
12. Deutsche Bühnensprache . . . 147
13. Anarchie und Diktatur . . . 154
14. Zur Zeichensetzung 156
15. Sinnestäuschungen 157
16. Bluff oder Blüff 161
17. Französisch ž = deutsch S . 162
18. Zur Dauer der nhd. Endsilbenvokale 163
19. Von einigen Mittelwörtern der Vergangenheit 165

C. Wortgeschichte.

20. Von deutscher Wortbildung und Wortfügung 168
21. Zur Lehre von der deutschen Wortbildung 181
22. Zur Bildungssilbe -er . . . 194
23. Zur Lehre von der Zusammensetzung 196
24. Etwas vom Vergleichen . . 203
25. Sprachliche Versteinerungen . 214
26. Anderseits 220
27. Deutsch 221
28. Also 223
29. Mhd. Entvestenen verloben . 225
30. Marmelsteinern — edelsteinen 226
31. mer = man 226
32. Zu den Imperativnamen . . 228
33. Missingsch 230
34. Noch einmal „missingsch“ . . 231
35. Nieder und Unter 231
36. Ölzweig 232
37. Restlos, ein neues Modewort 234
38. Seele und Selig 235
39. Strohwitwer — Strohwitwe . 236
40. Unterhändler 236
41. Das ist mir wurst, das ist mir pipe 239
42. Grammatik und Polizei . . 240
43. Gelehrte Volksetymologie . . 243
44. Frühe Latinisierung eines deutschen Eigennamens . . . 245
45. Elsaß und Nassau 245
46. Der Name Offenbach . . . 248
47. Zum Namen Offenbach . . . 251
48. Zu Ufflen 252

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

D. Satzbau.

	Seite
49. Die Zukunft unseres Genitivs	252
50. Zum Dativ „wem“	259
51. Der Akkusativ „einem“	259
52. Bei mich	260
53. Der Artikel bei Personennamen	262
54. Imperf. von „wollen“ + Infin. Perf. Akt.	263
55. Von deutschen Bindewörtern	264
56. Zum Gebrauch von „indem“	280
57. Wortstellung und Rhythmus	281

E. Sprachgebrauch.

58. Ein Reichsamt für deutsche Sprache	284
59. Pflege der deutschen Sprache	300
60. Deutsches Deutsch und österreichisches Deutsch	303
61. Der Dativ der Einzahl männlicher und sächlicher Hauptwörter	305
62. Wieder einmal vom e	314
63. Der Geburtstag des Kaisers und die deutsche Sprache	318
64. Ehrenvoll	322
65. Gießer oder Gießener	323
66. Steckkontakt oder Stechkontakt	328
67. Beide — die beiden	328
68. Zum Gebrauch von „dessen“ und „deren“	335
69. „Dessen“ und „deren“	337
70. „Auf es“, „für es“	339
71. „Durch“ — „infolge“	339
72. Zum Gebrauch der Präposition „mit“	345
73. Die Kugel traf ihn mitten ins Herz	346

F. Fremdwörter.

74. Die Verdeutschungsbestrebungen und die Preußische Akademie der Wissenschaften	353
75. Vom deutschen Sprachverein	358
76. Deutsche Fachwörter zur Sprachlehre	361
77. Deutsche Vornamen?	366
78. Verdeutschungen bei Jean Paul	366
79. Neue — isten	369
80. Olympia	370
81. Proximal — distal	371

G. Mundart.

82. Mundartstümper	373
83. Zu Hebels Schatzkästlein	378
84. Von der Karlsruher Mundart	383

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

A. Allgemeines.

1. Die deutsche Sprache.

Aus „Deutschkunde". Ein Buch von deutscher Art und Kunst, hsg. von W. Hofstätter, 3. Aufl., Teubner 1921, wo der Aufsatz sich in einen größeren Zusammenhang einfügt.

Aus dem Verband der indogermanischen Sprachen hat sich das Germanische losgelöst durch die sogenannte erste Lautverschiebung und durch die Aufgabe des freien Worttons, d. h. durch die Festlegung des Tons auf der ersten Silbe des Wortes, sowie durch die Ausbildung der schwachen Biegung des Zeitworts und des Nebeneinanders von starker und schwacher Biegung beim Beiwort. Eine Unterabteilung des Germanischen bildet wieder das Westgermanische, d. h. die Sprache der Germanen in England und dem eigentlichen Deutschland. Sie ist gekennzeichnet durch gewisse Verschärfungen vor Mitlautern, durch eine eigentümliche Gestaltung der 2. Pers. Sing. des Präteritums (altsächs. ahd. wâri, altengl. waere, du warst, gegenüber got. wast), durch die Schaffung der Zusammensetzungen bezw. Ableitungen auf -heit. Die unmittelbare Fortsetzung des Westgermanischen ist das Deutsche; gegenüber dem von diesem festgehaltenen westgermanischen Sprachzustand hat das Friesische und das Englische seine eigenen Wege eingeschlagen, das Friesische in den der Nordsee zugewandten Gebieten und auf den an den Küsten gelegenen Inseln, das Englische die Sprache der nach Britannien ausgewanderten Stämme.

Die Benennung deutsch begegnet auf westgermanischem Gebiet zuerst in den achtziger Jahren des 8. Jahrh., und zwar mit Bezug auf die Sprache, nicht auf das Volk, nicht in deutscher, sondern in lateinischer Rede (tam latine quam theodisce, theodisca lingua). Das ist Ableitung zu ahd. diot (got. thiuda) Volk: diutisca zunga die Rede des Volkes gegenüber der lateinischen Amts- und Kirchensprache. Nun galt zwar diot oder thiuda niemals dem niederen Teil des Volkes, sondern stets dem Volksganzen. Aber auf einem Umweg kommt doch der erforderliche Gegensatz zustande: diutisca zunga übersetzt gentilis lingua, gentilis sermo, das bei Hieronymus

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

belegt ist (z. B. draco mirae magnitudinis, quos gentili sermone boas vocant), wie das Hauptwort diot lateinisch gens wiedergibt.

Die beglaubigte Geschichte des Deutschen beginnt mit dem 6. Jahrh.; in dieser Zeit überliefern uns lateinische Urkunden einzelne deutsche Wörter (Eigennamen). Das Deutsche umfaßt damals ein Gebiet, dessen Grenzen nur zum Teil mit einiger Sicherheit zu bestimmen sind. Die Ostgrenze wurde gebildet durch Elbe, Saale, Böhmerwald, Enns; die östlichen Nachbarn der Deutschen waren Slaven und Avaren. Im Süden strebte die Grenze den Kämmen der Alpen zu, im Süden des Deutschen saß keltoromanische und rätoromanische Bevölkerung. Zum Deutschen gehörte aber noch die Sprache der Langobarden, die jenseits der Alpen, in Italien, im 6. Jahrh. ihr Reich begründet hatten. Ob oder in welchem Umfang im Norden das Deutsche bis an die Nordsee reichte, ist nicht auszumachen. Jedenfalls saßen in einer unsern Sprachquellen vorausliegenden Zeit in den Küstengebieten und weiter ins Land hinein bis nach Nordthüringen Friesen und ihnen verwandte Stämme, die also die nördlichen Nachbarn der Deutschen waren. Im Westen entsprach der Verlauf der Grenze annähernd dem der späteren Zeit; doch reichen darüber die Westfranken hinaus nach Westen, in nicht näher zu bestimmendem Maß und Umfang in die Bevölkerung des heutigen Frankreichs eingesprengt; auch hier sind Keltoromanen die Nachbarn der Deutschen.

Die über die zusammenhängende Linie hinausragenden Teile gehen dem Deutschen früh verloren, indem etwa im Lauf des 9. Jahrh. Langobarden und Westfranken von der nach Zahl und Kultur übermächtigen romanischen Bevölkerung aufgesogen werden. Etwa im 11., 12. Jahrh. löst sich das Niederländische aus dem Verband der deutschen Spracheinheit, indem es eine selbständige Schriftsprache ausbildet.

Diesen Verlusten stehen gewaltige Gewinne gegenüber. Insbesondere im 12. und 13. Jahrh. wird das Land östlich der Elbe deutschem Wesen und deutscher Sprache gewonnen, ein erheblicher Teil von Böhmen sowie das Land, das den Namen der Ostmark erhält, und aus dem dann Österreich erwächst. Das Friesische wird stark zurückgedrängt, ihm nur spärliche Küstenteile und vorliegende Inseln belassen. Die Eroberung der Alpen wird vollendet, das obere

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Wallis, Teile von Graubünden werden deutsch, die Linie der späteren Arlbergbahn nach Süden überschritten. Über das Stammgebiet hinaus werden Siedlungen entsendet: die Siebenbürger „Sachsen" sind Ableger der Moselfranken, die Gottscheer im slowenischen Sprachgebiet und die heute spärlich gewordenen deutschen Bewohner der sieben und der dreizehn Gemeinden entspringen dem bayrischen Stamm; in den baltischen Ländern ist die Oberschicht deutschen Ursprungs. Das in Polen und Rußland von Millionen gesprochene Jiddische bekundet neben seinen weniger zahlreichen hebräischen Bestandteilen eine im wesentlichen ostmitteldeutsche Grundlage.

Was so nach außen als deutsch, als Einheit sich deutlich kennzeichnet, ist im Inneren nichts weniger als eine Einheit. Es spaltet sich in Unterabteilungen nach Raum und Zeit, es stuft sich ab nach den Zwecken der Rede: so steht die Schriftsprache neben der Mundart, mit mannigfachen Übergängen und Mischungen; der Sprache der Prosa tritt die Sprache der Dichtung zur Seite; besonderen Aufgaben dient die Sprache des Rechts, des Seemanns, des Bergmanns und anderer Berufs- und Lebenskreise. Schließlich sind auch die Sprachen der einzelnen vielfältig unter sich verschieden, nicht bloß in den Personen überragender Schriftsteller, sondern auch bei gewöhnlichen Sterblichen. Bei der Entwicklung, die über die Sprache ergeht, tritt bald die, bald jene dieser Einzelheiten mit ihren Schicksalen stärker hervor.

Die Wandlungen, denen das Deutsche unterliegt, setzen sich zusammen aus solchen, die die einzelne Spracheinheit unabhängig von jeder anderen vollzieht, und solchen, bei denen der Einfluß anderer Einheiten sich geltend macht. Dabei haben fremde Sprachen auf das Deutsche eingewirkt: in ältester Zeit das Keltische (dem u. a. das Wort reich entstammt), dann das Lateinische, das Französische das Griechische (dieses vielfältig durch Vermittlung des Lateinischen), das Englische. Diese Einwirkung kann erfolgen durch mündlichen Austausch: so haben wir hebräische Bestandteile aufgenommen (meschugge, pleite); so haben die Deutschen schon Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Sprachquellen beim Einrücken in das Zehntland, in die Schweiz, in die Rheingebiete, zugleich mit den neuen Errungenschaften der Kultur, die sie vorfanden, in großem Umfang deren Benennungen von den Keltoromanen aufgenommen oder die

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Thüringer von den slawischen Besiegten das Wort dowre „gut“ gelernt; so haben unsere Soldaten aus Rußland den Panjewagen, das Panjepferd mitgebracht. Aber dieser Austausch kann sich auch innerhalb des deutschen Gebietes selbst vollziehen: in den Rheinlanden, in Thüringen hat das Hochdeutsche dem Niederdeutschen Boden abgewonnen, und das heutige Niederdeutsche hat manche seiner Besitztümer von einem Überschlagen hochdeutscher Sprachwellen empfangen. Die fremden Bestandteile können aber auch auf literarischem Wege eingedrungen sein, wie die zahlreichen Wirkungen, die das Lateinische zur Zeit des Humanismus ausgeübt hat.

Die von außen hereinwirkende Spracheinheit kann aber auch ein Glied der deutschen Sprache selber sein. Wörter, Wortformen, Satzfügungen der Schriftsprache dringen in die Mundart ein, zumal in den Städten, in abgeschwächtem Maße in deren Nachbarschaft. Die eigene ältere Sprache wird bei den Nachkommen wieder lebendig, frühere Schriftsteller wirken auf spätere. So steht die deutsche Dichtung des 13., 14 Jahrh. sprachlich unter dem Bann der klassischen mhd. Dichtung, die sich um die Scheide des 12. und 13. Jahrh. entfaltet hat; im einzelnen haben Wolfram und Gottfried starke Nachfolge gefunden. Luthers Bibelsprache wirkt nach bei Hamann, bei Goethe und durchdringt unsere eigene volkstümliche Rede. Den Hauch der Goetheschen Sprache, zumal des Wilhelm Meister, verspürt man in der Romantik, bei Immermann, Mörike; in manchem hat Schiller von Goethe gelernt. Jean Pauls Bilder und spielerische Weise setzen sich fort z. B. bei Gaudy, Adalbert Stifter, in den vertrauten Briefen Joh. Peter Hebels. So können geradezu Moden entstehen. Bei den galanten Poeten des 17. und 18. Jahrh. sind Ausdrücke wie artig, süß, zärtlich, Reiz, Unschuld, Wollust in hohem Maße beliebt; in unsern Tagen ist restlos im Sinne von „vollständig“ unter dem Eindruck der Heeresberichte zum lästigen Modewort geworden.

Die von anderen Spracheinheiten nicht beeinflußte Veränderung ist in gewissem Umfang Ausfluß eines Spieltriebs, der sich im Spiel mit den Lauten gefällt, in absichtlicher Verrenkung der Wortgestalten, wie in dem tollen Wirbel der Fischartschen Wortgebilde, in Hamannschen Seltsamkeiten, in den Lautreihen des Studentenliedes (Juvivallera; Lautoria; Zwilliwilliwik), den Um- und Neubildungen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der Humoristen (Gersprenz ist veritrunken; gelebt, geliebt und auch gedracht).

Ein bewußtes Eingreifen in die Sprachentwicklung stellen die Verdeutschungsbestrebungen dar, die der Einwanderung fremder Bestandteile entgegentreten oder die durch heimische Nachbildung fremder Weise dem deutschen Wortstaat neue Betriebsmittel zuführen wollen, Bestrebungen, die in die Anfänge unseres quellenmäßig beglaubigten Sprachlebens zurückgehen. Eine Wirkung bewußten Eingreifens ist es, wenn Sprachgelehrte grammatische Festsetzungen vornehmen und Gläubige finden. So haben die Sprachlehren von Schottel, Gottsched, Adelung vielfältig Nachachtung erfahren; so hat Wustmanns Lehre von der größeren Vortrefflichkeit des Älteren bis auf den heutigen Tag das sprachliche Handeln weiter Kreise beherrscht. Luthers Bibelsprache ist in großem Umfang Ergebnis bewußter Prüfung aller Möglichkeiten. Wenn wir heute zwischen verschiedenen Ausdrücken für denselben Begriff stilistisch wechseln, so steht dabei unablässig theoretische Mahnung im Hintergrund. Die Namengebung der Neuzeit auf dem Gebiete des Flugwesens ist umfassender systematischer Erwägung entsprungen.

Von den unbewußten Wandlungen der Sprache sind diejenigen der Selbstlaute zum guten Teil Folgen der im Germanischen durchgesetzten Anfangsbetonung. So erfahren die Vokale der Nebensilben schon in der Zeit vor unsern Sprachquellen vielfach Tilgung; die vollen Endvokale a, i, o, u, die die althochdeutschen Quellen noch in reichem Maße besitzen, sind, soweit sie kurz waren, in mhd. Zeit zu e abgeschwächt; in den nördlichern Gebieten haben damals auch die Längen dieselbe Abschwächung erfahren, und in neuerer Zeit haben die südlicheren Gebiete dieses e ganz abgeworfen. Aber auch innerhalb der nämlichen Silben, innerhalb der Doppellaute hat der dem Wortbeginn fernere Bestandteil mit der Zeit an Gewicht verloren: so wird jenes ahd. diot später zu diët, ahd. briaf zu briëf, und ië, uo, üe des Mhd. erscheinen in mittleren Gebieten und in der Schriftsprache als ī, ū, ǖ; ei—ai, ou—au früherer Zeit wandeln sich in mitteldeutschen und niederdeutschen Gebieten zu einfachen Längen, mit Überwiegen des ersten Bestandteils: breit (od. brait) erscheint als brēt und brāt, koufen (kaufen) als kofen und kafen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Daneben stehen Verbreiterungen alter langer Vokale; auf bayrisch-österreichischem, schwäbischem und mitteldeutschem Boden ist zīt zu zeit, hūs zu haus, hūte zu häute geworden. Laute der Nebensilben — i, j und verwandte Laute — haben auf solche der Hauptsilben eingewirkt im sogenannten Umlaut (Kraft — kräftig, Graf — Gräfin, Köln aus lat. colonia).

Von den Veränderungen der Mitlauter ist zumal die zweite Lautverschiebung wichtig, die im 6. Jahrh. sich vollzogen hat und insbesondere p zu pf oder f, t zu tz oder sz, k zu ch wandelt. Sie ist auf verschiedenen Gebieten verschieden wirksam gewesen: je weiter nach Süden, desto mehr Laute und Lautstellen werden von ihr getroffen; sie gibt so das wertvollste Hilfsmittel zur Abgrenzung deutscher Mundarten an die Hand. Niederdeutsch sind die Gebiete, die kaum von der Verschiebung berührt worden sind (doch entspricht dem englischen the, thou nd. de, du); hochdeutsch diejenigen, die im Wortinnern und Wortende p zu f, t zu sz, k zu ch verschoben haben. Innerhalb des Hochdeutschen kennzeichnet sich das nördlichere Mitteldeutsche durch das Festhalten von pp (appel = apfel); es hat im Westen auch p des Wortbeginns nicht verschoben (perd, penning). Das Oberdeutsche im Süden hat auch perd zu pferd, appel zu apfel werden lassen. Die Verschiebung des k ist im Mitteldeutschen und nördlichen Oberdeutschen in beschränkten Grenzen geblieben; eine immer weitergehende Verschiebung des k zu ch hat auf alemannischem Gebiet niederalemannisch, hochalemannisch, höchstalemannisch unterscheiden lassen.

Im Leben der Wortformen geht Verlust und Neuschöpfung nebeneinander her. Schon die vorgeschichtliche Zeit hatte eine besondere Form für Aussagen über eine Zweizahl sowie eigene Kasus für das Wo und das Woher untergehen lassen; eine noch im 9. Jahrh. vorhandene Form zur Bezeichnung des Mittels folgte nach; die Aufgaben der untergegangenen Kasus werden durch Verbindungen der übriggebliebenen mit Vorwörtern übernommen, deren Zahl sich in neuerer Zeit durch erstarrte Formen von Hauptwörtern erheblich vermehrt hat (z. B. kraft, laut, mittels, trotz, wegen). Etwa seit dem 15. Jahrh. ist im größten Teil des Gebiets in der lebendigen Rede auch der Genitiv abhanden gekommen, bis auf erstarrte Reste; die Schriftsprache hat ihn festgehalten, ent-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sprechend ihrem Festhalten an dem Überlieferten. Bei den gebliebenen Kasus hat die Mannigfaltigkeit der Gestaltung einer immer größeren Gleichförmigkeit Platz gemacht; beim Nomen besteht fast nirgends mehr ein Unterschied zwischen Nominativ und Akkusativ; in der Mehrzahl ist jetzt überall der Genitiv gleich dem Nominativ und Akkusativ. Das Zeitwort ist in die Geschichte eingetreten mit bloß zwei Zeitformen, einer für die Gegenwart, die die Zukunft mitbezeichnen mußte, und einer für die Vergangenheit. Schon in früher altdeutscher Zeit wird in Ausdrücken mit sein und haben und dem Mittelwort der Vergangenheit eine Bezeichnung für die abgeschlossene Handlung gewonnen (Perfektum); sollen, später werden mit dem Infinitiv, gewährt eine deutliche Verkörperung zukünftiger Vorgänge. Nun hat — etwa seit dem 15. Jahrh. — die Gegenwartsform auch dem Bericht über Vergangenes dienen können (Praesens historicum). Schon früh ist auch ein Ersatz für die Leideform gefunden worden, die in vorgeschichtlicher Zeit untergegangen war.

Wichtig ist auf dem Gebiete der Satzfügung das Zurückweichen des Konjunktivs, das zum Teil schon in der mhd. Zeit eingetreten ist. Im Ausgang der mhd. Zeit hat die altdeutsche Regelung der Zeitfolge einem neueren Verfahren weichen müssen.

Die Wortbildung hat stets wachsende Bereicherung erfahren durch Mehrung der Ableitungen, insbesondere der Hauptwörter auf -ung, der Zeitwörter, die von Hauptwörtern ausgehen (bocken, köpfen, radeln, trompeten). Eine neue Art der Ableitung greift in neueren Zeiten immer mehr Platz, die neue Wörter im Anschluß an Wortgruppen schafft, die sog. Zusammenbildung (altjüngferlich, rechtsrheinisch, Langschläfer, Inanspruchnahme). Ebenso kommen neue Arten von Zusammensetzung auf (Bethaus, Eßgerät, Singstunde; Grünkohl, Sauerkraut, Wildschwein; Menschensohn, Schwanenhals, Herzogsmantel; Frühlingslied, Liebesgedicht, Weihnachtsfeier, Zeitungsblatt). Im 17. Jahrh. nimmt die Sitte mehrfacher Personennamen überhand, die heute auch stark in den mündlichen Gebrauch übergreift.

Dem Wortschatz wachsen neue Bestandteile zu durch Entlehnung aus fremden Sprachen, aus der eigenen älteren Sprache, aus den deutschen Mundarten, durch Neuschöpfungen einzelner.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Der erste Abschnitt in der Geschichte der deutschen Sprache ist die Zeit der ungeschwächten Endungen, die Zeit des Althochdeutschen und des Altniederdeutschen, die bis ins 11. Jahrh. hineinreicht. Nur eine beschränkte Zahl von Quellen gibt uns hier Kunde von der deutschen Sprache: Dichtung, zumal geistliche Dichtung, Übersetzungsprosa, Prosa, die der geistlichen Unterweisung, der Auslegung spätrömischer Literatur und biblischer Bücher gewidmet ist; die Übersetzung teilweise so sklavisch, daß etwa das lateinische Deponens durch ein deutsches Passiv wiedergegeben wird, teilweise sich zu feiner und kunstvoller Wiedergabe lateinischer Satzgebilde erhebend.

Mit dem 12. Jahrh. beginnt die Zeit des Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen mit den abgeschwächten Endungsvokalen, mit starkem Übergewicht des Mittelhochdeutschen über das Mittelniederdeutsche; Dichter aus dem nd. Gebiet schreiben geradezu hochdeutsch oder doch ein vielfach hochdeutsch gefärbtes Niederdeutsch. Eine mhd. Literatursprache beginnt sich auszubilden, deren Grundlage die nördlichen Gebiete des Oberdeutschen gewähren, die aber nicht verhindert, daß in den Quellen seit dem 14. Jahrh. landschaftliche Besonderheiten stärker hervortreten. Im 12. und 13. Jahrh. haben wir es fast ausschließlich, im 14. Jahrh. noch überwiegend mit dichterischen Quellen zu tun; die Gelehrsamkeit, die Akten, die Geschichtschreibung bewegen sich in lateinischer Sprache, soweit nicht die letztere zum deutschen Verse greift. In der ersten Hälfte des 12. Jahrh. steht die Dichtung mit der Einfachheit des Satzbaus noch der mündlichen Rede nahe. Die Zeit der mhd. Klassiker um 1200 zeigt hohe Vollendung der sprachlichen Form, wobei jedoch die eine Richtung älterer und volkstümlicher Rede näher steht, die andere mehr die höfische Gegenwart vertritt und zugleich sich dem Eindringen französischer Wörter stärker öffnet.

Das 13. Jahrh. bringt die deutschen Rechtsbücher des Sachsenspiegels und Schwabenspiegels, das 13. und 14. Jahrh. die deutsche Predigt und die deutsche Mystik, das 14. und zumal das 15. Jahrh. die deutsche Chronik und Geschichtschreibung, das 15. und 16. Jahrh. die deutschen Volksbücher, den deutschen Roman. Die Entfaltung der deutschen Prosa vollendet sich, indem auch die Sprache der Akten und Urkunden deutsch wird, im Süden seit den siebziger Jahren des

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

13. Jahrh., in Mitteldeutschland und im Norden etwa von 1300 ab. Diese Sprache der Urkunden ist im Anfang von Weltfremdheit, von Schwulst und Schwerfälligkeit völlig fern; erst etwa in den sechziger Jahren des 13. Jahrh. setzen die Schachtelsätze und Bandwürmer ein, die dann bis hinein in die Rechtssprache unserer Tage fortdauern.

In diesen Urkundensprachen liegen die Keime einer folgenreichen Entwicklung. Aus ihnen heben sich bedeutsam heraus die Sprache der kaiserlichen Kanzlei, in der sich mitteldeutsche und oberdeutsche Bestandteile zusammenfanden, und die der sächsischen Kanzlei. Die Gemeinschaft der beiden hat Luther, mit dem man die neuhochdeutsche Zeit zu beginnen pflegt, mit vollem Bewußtsein zur Sprache seiner Bibelübersetzung gemacht, aber zugleich unablässig darnach gerungen, echtes, lebendiges Deutsch zu reden. Nichts kann Luthers Leistung in helleres Licht setzen als der Vergleich mit der steifen unlebendigen Rede von Zwingli. Es hat freilich noch bis tief ins 18. Jahrh. hinein gedauert, bis das durch Luther begonnene Einigungswerk zu einem Abschluß kam, durch die Bemühungen der Sprachgesellschaften, der Grammatiker, der Schriftsteller selbst.

Schon vor dem Auftreten Luthers hat in Deutschland der Humanismus eingesetzt, der gleich zu Anfang hervorragende Übersetzer aufzuweisen hat; aber deren Deutsch ist vielfach nicht rein und echt, und es ist jetzt dem antiken Einfluß Tür und Tor geöffnet im Hereindringen fremder Wörter, dem Verleihen antiken Gewandes an deutsche Personennamen, der Nachbildung lateinischer Fügungen, wie des Akkusativ mit dem Infinitiv, der Nachbildung fremder Wortstellung.

Im 17. Jahrh. wird französischer Einfluß mächtig im Wortschatz; aber der Satzbau verrät nichts von französischem Geiste. Die politische Korrespondenz der Zeit zeigt den schlimmsten Kanzleistil; ein inhaltlich so volksmäßiges Werk wie der Simplicissimus ist von volksmäßiger Rede weit entfernt. In der Dichtung herrscht die Pracht und Üppigkeit des Barocks, dem dann wieder die Nüchternheit eines Canitz, die an Christian Weise anschließende Wasserpoesie entgegentritt.

Das 18. Jahrh. bringt in Haller und Klopstock die Schaffung einer neuen Dichtersprache, genährt von den Engländern, von Homer,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

aufgenommeu und weitergebildet von Goethe und Schiller in ihrer Reifezeit, während Leſſing im Nathan der ſchlichten proſaiſchen Rede möglichſt nahe bleibt.

Zu der ſtarken Erhebung über das Gewöhnliche, das dieſe Dichterſprache bringt, ſteht die Sprache von Sturm und Drang mit ihrem Willen und Wollen im ſchärfſten Gegenſatz: ſie will reine Natur ſein. Aber es iſt vielfach unechte, gekünſtelte Natur, und ſo geht ſie auch raſch vorüber. Aber die Betonung des Eigenen, des Lebendigen, iſt geblieben, vorbereitet durch die Kenntnis altengliſcher Volksdichtung, gefördert durch die Wiedererweckung des deutſchen Altertums, zumal in den Veröffentlichungen Bodmers, gepredigt durch Hamann und Herder. Schon bei Bürger, beim Hainbund begegnen mundartliche Formen, werden abgeſtorbene Wörter neu belebt. Es erwächſt die mundartliche Dichtung und die Dorfgeſchichte, mit ausſchließlicher oder weitgehender Verwendung der Mundart; in der neueren Zeit der mundartliche Roman, das mundartliche Drama, wobei ſich namentlich Niederdeutſchland hervortut. Auf der anderen Seite gedeiht der geſchichtliche Roman, der in Scheffel und Guſtav Freytag, in Kellers Meretlein, in Bruno Wille und Handel-Mazzetti vielfach Altdeutſches verwendet oder die Sprache des 17. Jahrh. nachzubilden ſucht, wie dies auch Gerhart Hauptmann in ſeinem Florian Geyer unternimmt.

Gegen den geſchichtlichen Roman und gegen andere Erſtarrungen erfolgt ein Gegenſchlag in einem neuen Geſchlecht von Stürmern und Drängern. Diesmal kam es zu wirklich zuverläſſiger Beobachtung der natürlichen Rede und zu ihrer getreuen Nachbildung, in Übereinſtimmung mit den Forderungen von Sprachgelehrten, die den papiernen Stil lebhaft bekämpften, und dieſe Annäherung der ſchriftlichen Rede an die mündliche dauert bis heute fort. Eine beſondere Wendung nimmt das Eintreten für das Eigene in der Heimatkunſt, die eine ſtarke Verwertung mundartlichen Sprachgutes bringt, und verwandt damit iſt es, wenn den Fachſprachen, etwa der des Jägers oder der Tuchweberei, Einlaß in die Darſtellung gewährt wird und dieſe ſchwer verſtändlich macht. Das Recht des Heimiſchen, das Recht des Lebendig-Einfachen vertritt auch der Allgemeine Deutſche Sprachverein mit ſeinen erfolgreichen Beſtrebungen. Und die nationale Erhebung des großen Krieges hat das

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

tatkräftige Wirken für die Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache gewaltig gesteigert; die Berichte des Generalquartiermeisters von Stein sind Muster schlichter und klarer, kraftvoller Rede. Aber überhaupt hat der Krieg an neuen Bezeichnungen, für Altes und Neues, einen kaum übersehbaren Reichtum geschaffen.

*

2. Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch.

Festvortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins zu Zittau am 1. Oktober 1899.

Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 3. Reihe, S. 213.

Wenn in den letzten Jahrhunderten von deutscher Sprache geredet wurde, wenn angesehene Gesellschaften der deutschen Sprache ihr Pflege widmeten, wenn Lehrgebäude und Wörterbücher der deutschen Sprache entstanden, so war es die vornehme, würdevolle, streng abgemessene Sprache der Schrift, des Buches, die man im Auge hatte, die Sprache derer, die vielbewundert auf den Höhen des Schrifttums sich bewegten. Nur selten geschieht es in früheren Zeiten, daß einmal ein Forscher dem seine Aufmerksamkeit schenkt, was tief unten in den Niederungen sich zuträgt, daß er auf das Leben der Mundart achtet, von ihren Lauten und Formen, ihren seltsamen Wörtern gelegentliche Kunde gibt. Und im eingentlichen Schrifttum wird auf lange hinaus der Mundart keine andere Rolle zuerteilt als die des Spaßmachers, des Clowns. Bis ins 18. Jahrhundert hinein wird sie von der Dichtung fast ausschließlich nur auf der Bühne zugelassen, zur Darstellung derb komischer Vorgänge, die den Gang der ernsten Handlung als Zwischenspiele unterbrechen.[1]) Erst das Erwachen Rousseauscher Stimmungen hat ihr eine andere Stellung verschafft, hat sie bei Voß und Hebel zur Vertretung ernsthafter Dinge berufen. Im Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ist dann die Mundart zum Gegenstand eindringender wissenschaft-

[1]) Vgl. Behaghel, Ueber Schriftsprache und Mundart S. 9, und Behaghel, Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen S. 48.

Erziehungswissenschaftliches ... Institut für Päd. ... Forschung Gie...

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

licher Forschung geworden: wir haben einsehen müssen, — und in immer weitere Kreise hat sich diese Erkenntnis verbreitet —, daß die Mundart nicht ein verdorbenes Hochdeutsch ist, sondern daß in ihr das eigentliche volle Leben der Sprache sich entfaltet, während in der Schriftsprache nur ein abgeblaßter Schein des Lebens sich zeigt. Diese neu gewonnene Anschauung hat die Bahn geöffnet für Ansichten, die der alten vornehmen Schriftsprache, der deutschen Hauptsprache, wie die Gelehrten alter Zeit sie genannt haben, höchst verhängnisvoll zu werden drohen. In ganz unehrerbietiger Weise rückt man jetzo der alten Herrin zu Leibe; als Tintendeutsch wird sie gebrandmarkt, ihr Stil voll Verachtung als papierner Stil bezeichnet; lediglich das heute gesprochene Wort soll maßgebend sein für unsern schriftlichen Brauch, nicht mehr eine bloß durch ihr Alter geheiligte Ueberlieferung. So haben sich die Zeiten geändert, die Verhältnisse beinahe umgekehrt. Diesen Wandel zu verstehen, seine Berechtigung zu prüfen, das soll die Aufgabe unserer heutigen Erörterung sein.

M. D. und H.! Die Verhältnisse haben sich beinahe umgekehrt, das war das Ergebnis unserer einleitenden Betrachtung. Beinahe umgekehrt, aber nicht vollständig: denn so weit gehen sie nicht, jene Gegner des Tintendeutschen, daß sie nunmehr die Mundarten in eine schrankenlose Herrschaft einsetzen wollen. W a s sie verlangen, ist etwas anderes. Mit dem Schlachtruf: hie Schriftsprache, hie Mundart, ist die ganze Fülle des Sprachlebens auch nicht annähernd erschöpft. In der Mitte zwischen beiden gibt es eine ganze Reihe von Abstufungen, von Mischungen, von denen besonders eine Abart Ihnen wohl bekannt ist, das Missingsch des Hochdeutschen, das in Reuters Onkel Bräsig einen unvergänglichen Vertreter gefunden hat. An der Spitze dieser Zwischenstufen steht eine Form, die erst neuerdings ihren festen Namen erhalten hat, die sogenannte U m g a n g s s p r a c h e.[1]) Das ist die Sprache des gebildeten Verkehrs, eine Sprache, die in Lauten und Formen den Gesetzen der Schriftsprache sich unterwirft, die aber in der Auswahl der Wörter ihre eigenen Wege geht und namentlich in der Satzfügung meist auf der Seite der Mundart steht, zur Schriftsprache einen scharfen Gegensatz bildet.

[1]) Vgl. das verdienstliche Buch von H. Wunderlich. Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügungen. Weimar und Berlin 1894.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Diese vornehmste Form des gesprochenen Wortes ist es, die neuerdings den Anspruch erstrebt, auch für die geschriebene Rede den Maßstab abzugeben; nur das soll *schriftlich* gelten, was in der *mündlichen* Rede sein Gegenbild findet. Allerdings, die solche Anschauungen vertreten, sind sich der Tragweite ihrer Forderungen wohl nicht immer klar bewußt und haben mit ihrer Begründung, mit der Frage nach ihrer Berechtigung nicht überflüssig sich den Kopf zerbrochen.[1]) Und doch, wer ein Werkzeug auswählt oder gestaltet, kann das nicht tun, ohne sich die genaueste Rechenschaft zu geben von den Aufgaben, die es zu erfüllen hat, von den Bedingungen, unter denen es arbeiten soll, von dem Stoff, der zu seiner Herstellung verfügbar ist.

Da zeigt denn schon ein flüchtiger Blick, daß zwischen den Voraussetzungen für das geschriebene Wort und denen für das gesprochene Wort tiefgreifende Unterschiede bestehen. Das eine hat auf das Auge zu wirken, das andere auf das Ohr; und so sind schon die Mittel andere, über die beide gebieten. Auf jeder von beiden Seiten stehen Ausdrucksformen in bequemer Bereitschaft, die der andern ganz versagt oder schwer zugänglich sind, wobei freilich die Rüstkammer des gesprochenen Wortes weit reicher ausgestattet erscheint als die des geschriebenen. Von den zahlreichen und feinen Abstufungen, die in der Tonstärke der gesprochenen Rede sich geltend machen, kann die Schrift kaum die roheste Anschauung geben mit den kümmerlichen Hilfsmitteln des Unterstreichens oder des Sperrdrucks; ob ein Satz im ganzen mit leiser gleichgültiger Stimme oder mit starkem Nachdruck, mit wuchtigem Dahinschreiten hervorgebracht wird, das anzudeuten ist die Schrift völlig unvermögend. Die Bewegung der Satzmelodie, das Gesangliche der Rede, das Anschwellen und Sinken der Stimme ist ganz unerreichbar für die schriftliche Darstellung. Von dem Zeitmaß der Rede, von der Schnelligkeit, mit der ihre Teile aufeinander folgen, ist nur eines, nur die Pausen, in der Schrift bezeichnet worden: durch die Satzzeichen, den Gedankenstrich, die Anwendung des Absatzes. Will die schriftliche Rede die Erregung des mündlichen Wortes, das Herausgestoßene, das leidenschaftlich Bewegte schildern, so muß sie zu besonderen syntaktischen

[1]) Damit sollen die entschiedenen Verdienste von Otto Schroeders Schrift vom papiernen Stil nicht in Abrede gestellt werden.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Fügungen greifen. Die gesprochene Rede kann Sätze von ganz ungleicher Geltung ruhig in aller äußern Selbständigkeit nebeneinander stellen; durch das Eilen oder Zögern der Stimme, durch die Art des Nachdrucks erhalten wir doch ein deutliches Bild von der Abstufung ihres Wertes: dem geschriebenen Wort bleibt oft nichts anderes übrig, als die Nebensache auch äußerlich zum Nebensatz zu gestalten.

Freilich besitzt auch die mündliche Rede Mittel, die mit dem Auge des Hörers in Beziehung treten, Mittel, die ihr allein eigentümlich sind: die Gebärde, die Hand mag den Nachdruck der Stimme unterstützen; zwischen verschiedenen Gegenständen kann vielleicht schon die unmittelbare Hinweisung genügende Scheidung herstellen, wo die Schrift auf derselbe, der erstere — der letztere verfällt; ein Zucken der Lippen, ein Aufleuchten der Augen kann es verraten, ob hinter dem gesprochenen Worte der Schalk lauert oder ob es ernsthaft gemeint ist. Alle diese Mittel des gesprochenen Wortes haben den unvergleichlichen Vorzug, daß ihre Wirkung ganz unmittelbar erprobt werden kann an dem Ausdruck, den das Gesicht des Hörers gewinnt, an seinem Gebahren, an seinen Ausrufen und Entgegnungen, und daß so der Redende eine sofortige Gegenwirkung empfangen, von ihr in der weitern Gestaltung seiner Rede sich bestimmen lassen kann.[1]) So finden in der mündlichen Rede jene Fragen ihre gute Stätte, die die Schulweisheit als rhetorische bezeichnet, die in der geschriebenen Rede oft komisch, meist unerträglich wirken, die uns aber von der Schulbank her, von den Prunkreden Ciceros nur zu geläufig sind. Erkennt der Redner, daß seine Worte nicht verstanden werden, so mag er wiederholen und ergänzen, dem einen Worte ein sinnverwandtes anreihen, das bereits abgeschlossene Ganze durch Nachträge erweitern. Erhält er so nicht selten Anlaß, seine Rede besonders reichlich, ja verschwenderisch auszustatten, so wird es ihm in andern Dingen möglich, die Ausgabe wieder einzubringen und sparsamer zu verfahren, als der Schreibende. Was

[1]) Ueber die Bedeutung, die die Wirkung seiner Worte für den Redenden hat, spricht sich Salvatore Farina gelegentlich aus: Um den Glanz des Ruhmes S. 60. (Engelhorns Romanbibliothek IV. 19): „Die Jahre und die Blindheit hatten Mattia mehr als nötig wortreich gemacht, denn weil er die Wirkung seiner Worte nicht auf dem Gesichte des Angeredeten las, begnügte er sich nicht, seine Ideen nur halb auszudrücken."

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

man im Aufbau des Dramas als Exposition bezeichnet, die Voraussetzungen, aus denen Handlung und Rede des Handelnden hervorgeht, das muß das geschriebene Wort oft erst umständlich schildern; für den Redenden sind sie zumeist unmittelbar gegeben; und nicht zwar nicht bloß Ort und Zeit. Er kennt in der Regel die Stimmung des Hörenden, den Umkreis und die Beschaffenheit der Vorstellungswelt, über die er gebietet, die Verhältnisse, unter denen er lebt, die Personen, die seinen Gedanken nahe liegen, und er darf die gleiche Kenntnis seiner eigenen Angelegenheiten beim Hörer vermuten. Diese Gemeinsamkeit der Voraussetzungen gestattet es, mit wenigen Worten, ja mit einem einzigen ganze Reihen von Vorstellungen abzutun[1]); eine große Sparsamkeit, ja übermäßige Bequemlichkeit und Trägheit des Ausdrucks wird hierdurch begünstigt; mag die sprachliche Wendung noch so ungeschickt und unvollständig, mag sie noch so abweichend sein von der Regel, vom Ueberlieferten; der andere wird schon damit fertig werden, die hingeworfenen Brocken zu ergänzen, das Dunkle zu durchschauen.[2]) Solche Sparsamkeit, ja beinahe Knauserei erstreckt sich bis in die Behandlung des einzelnen Wortes hinein, namentlich wenn es sich um öfter wiederkehrende Lebenslagen handelt; der Gruß des guten Morgens wird zu einem dumpfen Gebrumm, das aus M in N übergeht, und die Frage *wie?* zu einem einfachen, etwas länger ausgedehnten M.

Diese Gemeinsamkeit der Voraussetzungen, im Verein mit der Einwirkung, die der Redner durch den Angeredeten erfährt, bedingt es, daß die Rede in hohem Maße als das Ergebnis *zweier* Größen erscheint: nicht lediglich aus dem Haupte des Redenden entsprungen, sondern gemeinsames Erzeugnis des Sprechers *und* des Hörers.

Auch der Schreibende sucht sich ja den Kreis, an den er sich wendet, lebhaft vorzustellen; aber nicht selten mißlingt das gründlich; oft genug kommt der Beurteiler eines Buches zu dem Ergebnis,

---

[1]) Ein nicht übles Beispiel bietet folgendes „abgekürzte Gespräch" aus Nr. 2798 der *Fliegenden Blätter*: Frau Kathi: Wissen Sie's schon? — Frau Nanni: No natürlich. — Frau Kathi: seit wann? — Frau Nanni: gestern früh. — Frau Kathi: von wem? — Fran Nanni: Ah, von der Dings da drüben. — Frau Kathi: Nacha stimmts! (Stürmen nach beiden Seiten ab.)

[2]) Vgl. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? [2], S. 15.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

daß es sich im Tone vergriffen habe, daß man nicht wisse, auf welche Art von Lesern es berechnet sei.

Auf der andern Seite ist es für den Schreibenden ein großer Vorteil, daß er unbeirrt ist durch äußeres Drängen, nicht gestört durch leidenschaftliche Erregung oder gehemmt durch befangenes Wesen, abgelenkt durch unerwartete Einwände, und daher reiflich überlegen kann, was er sagen will. Den Gang der Erörterung hat er vollkommen in seiner Hand; er hat die ruhige Auswahl zwischen den verschiedenen Fassungen, durch die er seine Gedanken ausdrücken kann. Bei dem Sprechenden dagegen tritt die weise Voraussicht, das bewußte Erwägen stark zurück; auch hierdurch wird er dazu geführt, bereits Gesagtes nachträglich zu verdeutlichen, zu ergänzen, richtig zu stellen, und gar leicht mag es ihm begegnen, daß er mehrere möglichen Wendungen zu einer einzigen verschmilzt;[1]) es wird ihm schwerer, größere Satzgebilde zu schaffen; er ist sehr geneigt, eine Anschauung erst gänzlich zu erledigen, ehe er zur Verkörperung einer neuen übergeht: so ist er ein Feind der Einschaltungen, der Einschachtelungen, mit denen die Schriftsprache so gerne zu tun hat und unter Umständen auch zu tun haben kann.

---

[1]) So wird aus befindlich und sich befindend das bekannte sich befindlich, aus das ist mein und das gehört mir das volkstümliche das gehört mein. Zahlreich sind derartige Beispiele im Heliand, vgl. meine Syntax des Heliand S. 368 ff. Belege aus Bismarck finden sich in der Abhandlung über den Wortlaut seiner politischen Reden. Ich will hier nicht eine Sammlung dieser wichtigen und weit verbreiteten Erscheinung geben; ich hebe nur eine Form hervor, die bis in die Höhen der Literatur hinaufreicht: die Verwendung von statt, anstatt im Sinne eines gegensätzlichen „während": so schreibt Bodmer an Gottsched (Danzel S. 189): „Denn der Verfasser dieser Kritik hat mich zu einem Proselyten von seiner Lehre gemacht, statt daß ich . . . zuvor ganz andere Gedanken von dieser Art Gedichte gehabt hatte." Im Götz heißt es (Hempel VI, S. 35): „Uns verdankst du's, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hilfe uns nah ist, statt daß die entfernte Majestät sich selbst nicht beschützen kann?" Im Tasso II, 1: „Anstatt, daß meine Schwester mit jedem, wie er sei, zu leben weiß, so kannst du selbst nach vielen Jahren kaum in einen Freund dich finden." Bei Heine, über Deutschland (Hamburger Ausgabe V, 148): „Nur das spitzfindige Gezänke der Byzantiner ist damit zu vergleichen; jedoch war dieses nicht so langweilig, da große, staatsinteressante Hofintriguen sich dahinter versteckten, statt daß die protestantische Klopffechterei meistens in dem Pedantismus enger Magisterköpfe und Schulfüchse ihren Grund hatte." Ferner bei Heine, Französische Zustände (XI, 285): „Die meisten von ihnen werden reich, statt daß die größten Schriftsteller Frankreichs dahindarben." Ein Beispiel aus den Münchener Neuesten Nachrichten 1897, Nr. 414, S. 3: „Statt daß die fortschreitende Zeit immer mehr dem empfundenen Bedürfnisse Rechnung tragen soll, will sie hier dem Fortschritt ein Hemmschuh sein." Weitere Beispiele aus Goethe im Grimmschen Wörterbuch unter anstatt, ein Beispiel aus der zweiten Vorrede zu den Räubern in Heynes Wörterbuch unter statt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Jedenfalls aber, mag die Ueberlegung auch bei der mündlichen Rede ihres Amtes noch walten, so ist sie doch vollauf in Anspruch genommen durch den Inhalt, durch die Sorge dafür, daß die Form der Rede zweckmäßig beschaffen sei. Den Forderungen der Schönheit gerecht zu werden, die Rede künstlerisch zu gestalten, auch daran noch zu denken, ist ihr nicht vergönnt. Und es würde sich auch der Mühe kaum lohnen, denn der Hörer wäre seinerseits nicht im Stande, solche Feinheiten zu würdigen oder auch nur wahrzunehmen. Der geschriebenen Rede muß es vorbehalten bleiben, das Maß der Sätze harmonisch zu gestalten, das Gewicht der einzelnen Glieder gleichmäßig zu verteilen, den Tonfall rhythmisch zu bilden[1]), die Frage aufzuwerfen, ob zwischen dem Ausgang eines Wortes und dem Beginn des nächsten ein Abgrund gähnen dürfe von Vokal zu Vokal.

Aber noch eine weitere Fähigkeit des menschlichen Geistes wirkt anders bei der geschriebenen, anders bei der gesprochenen Rede: das ist das Gedächtnis. Weit leichter beim gesprochenen als beim geschriebenen Wort werden die Teile der Rede vergessen, die weiter zurückliegen, vom Urheber, wie vom Empfänger des Wortes. So kann es kommen, daß der Fortgang der Rede nicht dem Anfang entspricht; daß der Redende erst kürzlich Gesagtes noch einmal aufnimmt, vielleicht ohne daß ihm selber die Wiederholung zum Bewußtsein kommt, vielleicht auch um der Erinnerungsschwäche des Hörenden zu begegnen. Die Anwendung des gleichen Wortes in kurzen Zwischenräumen, die beim Schreiben und Lesen verletzt, sie verliert beim Sprechen nicht nur das Anstößige, sondern wird unter Umständen eine willkommene Hilfe zu deutlicher Erfassung des Gehörten.

Eine größere Anzahl gebe ich in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung S. 26, sie ließen sich insbesondere aus dem Schrifttum des 18. Jahrhunderts erheblich vermehren. Der Beleg aus dem Tasso z. B. ist aus folgenden beiden Fügungen gemischt: während meine Schwester zu leben weiß und: statt daß du zu leben weißt. Es mag sein, daß in der ältern Zeit dieses anstatt wirklich einem allgemeinen Sprachgebrauch entsprach. Aber wessen Namen sich dem anzuschließen scheinen, sie tun es nicht, weil sie er es vor einem Vorgänger gelernt haben; sondern die Mischung wird bei jedem einzelnen Mal aufs neu vollzogen. Ich kann diesen Vorgang für mich selber bezeugen: Beim Sprechen wie beim Schreiben ist mir ein solches statt daß bisweilen unterlaufen.

[1]) Zumal im Hinblick auf den Fall des Vortrags oder Vorlesens.

Lehrerbibliothek des Kreises

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Aber das Gedächtnis wirkt bei dem Schreibmenschen nicht nur derart, daß es die eben verflossenen Teile der eigenen Rede festhält. Viel wichtiger ist, daß die fremde Rede in der Erinnerung haftet, daß beim Schreiben wirksam wird die ganze Fülle dessen, was der einzelne gelesen und gelernt hat.

Wie weit die grammatische Schulung, der wir von früher Jugend an unterworfen sind, im einzelnen die Schriftsprache beeinflußt, heute und in frühern Zeiten, ist noch wenig bekannt. Gewiß ist, daß dabei verschiedene Seiten der Sprache verschieden beteiligt sind. Je äußerlicher eine Erscheinung, um so leichter und früher wird sie beobachtet und in Regeln gefaßt; um so leichter auch wird solche Regel befolgt. So hat in Sachen der Wortbiegung, der Wortbildung das Ansehen der Sprachlehrer zeitig durchgegriffen. Anders auf dem Gebiete der Satzfügung. Deren Erscheinungen sind heute noch lange nicht genügend untersucht und sind auch früher ein Stiefkind der Forschung gewesen. Haben doch die älteren Sprachlehrer z. B. die wichtige Lehre vom Indikativ und Konjunktiv, von der Folge der Zeiten, mit wenigen Worten abgetan, da, wo sie das Fürwort d a ß behandeln. So läßt sich denn in syntaktischen Dingen gelegentlich wahrnehmen, daß die Weisheit der Grammatiker um Jahrhunderte nachhinkt hinter dem, was wirklich Sprachgebrauch ist.[1]) Trotzdem ist auch hierin der Einfluß der Regel nicht zu unterschätzen. Es ist keineswegs nur der einzelne Lehrsatz, dem wir uns beugen, sondern es ist vor allem bedeutsam, daß uns überhaupt der Glaube an die Notwendigkeit der Regelung eingeflößt wird, daß wir das Verständnis und die Empfindung für die Freiheit des sprachlichen Lebens verlieren. Nichts gibt es, was dem Schulmeister ärgerlicher wäre, als wenn er auf sein Richteramt verzichten soll, wenn er nicht sagen soll: e n t w e d e r — o d e r; wenn er anerkennen soll, daß zwei Formen, zwei Fügungen gleich möglich, gleich richtig seien.

Allerdings, wer nicht selbst Schulmeister ist, wird sich nicht beifallen lassen, im Augenblick der Not nun auch wirklich im Regelbuch nachzuschlagen. Er wird versuchen, selbst seine eigene Grammatik zu sein, zu schöpfen aus seiner Kenntnis des Sprachgebrauchs. Und so gerät er unter den Bann seiner Vorgänger, wie diese von

[1]) Vgl. Behaghel, Gebrauch der Zeitformen [2], S. 156.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ihren Vorbildern sich haben meistern lassen. So kann es sich ereignen, daß in der Schriftsprache Erscheinungen festgehalten werden, die vielleicht schon seit Jahrhunderten in der lebendigen Sprache ausgestorben sind. Wir haben Grund zu der Annahme, daß der Genitiv in der Mundart des Volkes schon zu Anfang des Neuhochdeutschen der Hauptsache nach untergegangen war; in unserer heutigen Schriftsprache steht er noch da ohne ein Zeichen des Verfalls. In manchen Gegenden Deutschlands ist es geradezu ein schwieriges Ding, einen Nebensatz aufzutreiben mit einem Beispiel des Konjunktivs, und die Umgangssprache teilt im ganzen diese Sparsamkeit, während er in der Schriftsprache blüht und gedeiht, gehätschelt von vergangenheitsfreudigen Sprachlehrern.

Nicht immer macht sich dieser Einfluß der Vergangenheit so unmerklich geltend, vermittelt durch zahlreiche Uebergänge und Zwischenglieder. Schon im achtzehnten Jahrhundert, als in schöner Begeisterung die Denkmale altdeutscher Dichtung wieder ans Tageslicht gezogen wurden, ist vielfach altdeutsches Sprachgut aufs neue unserer Sprache einverleibt worden, und später haben hervorragende Forscher wie Jak. Grimm, Lachmann, Wackernagel gelegentlich unter dem Banne längst vergangener Wortfügungen gestanden. Es war Blut von unserem Blute, was so, auf kurz oder lang, unserer Sprache zugeführt wurde; aber im Grundsatz war hier das Verfahren kein anderes, als wenn gänzlich fremde Sprachen Einfluß gewannen, wie dies ja in so überreichem Maße geschehen ist.

Welch ungeheure Menge von fremden Wörtern zumal aus dem Lateinischen und Französischen uns zugeflossen ist, ist bekannt genug; darüber hier zu reden, kann um so weniger meines Amtes sein, als dabei der Gegensatz von geschriebenem und gesprochenem Wort keine wesentliche Rolle spielt. Weit weniger ergründet ist der fremde Einfluß, der in der Satzfügung sich geltend macht, schon deshalb, weil er viel leichter der Beobachtung sich entzieht, denn deutsche Laute und Wörter sind es, die hier sich nach fremden Vorbild müssen behandeln lassen. Dieses Schicksal hat fast ausschließlich die geschriebene, nicht die gesprochene Rede getroffen.[1])

[1]) Nur in Grenzgebieten, gegen das Slavische, das Dänische zeigt auch die mündliche Rede stärkere Einwirkung fremder Satzfügung, vgl. Schuchardt, Slavodeutsches und Wasserzieher, Flensburger Deutsch, Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht VI, 563, der

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

In der ältesten Zeit hat so das Griechische auf die deutsche Sprache gewirkt, im biblischen Gotisch der Ulfilanischen Uebersetzung. Später war es fast allein das Lateinische, das derartige Macht ausgeübt hat, nur wenig das Französische, das in der Weise seines Satzbaus dem Deutschen viel näher stand. Zu zwei Zeiten hat das Lateinische Herrschaft über den deutschen Sprachgeist gewonnen: einmal zu den Zeiten des Althochdeutschen, wo Uebersetzungen von Bekenntnisschriften und Predigten, von Darstellungen der evangelischen Geschichte und von Erörterungen lehrhafter Art der Verbreitung und Befestigung des Christentums dienen mußten; dann wieder seit der Neubelebung des klassischen Altertums im 15. Jahrhundert.

Manche aus der Fremde geholte Erscheinung ist beiden Zeiten der Dienstbarkeit gemeinsam: so die Nachbildung lateinischer Fügungen mit dem Infinitiv oder der Fügungen mit dem absoluten Mittelwort. In manchem ist jede Zeit ihre eigenen Wege gegangen. In althochdeutscher Zeit hat man der Armut an deutschen Satzfügewörtchen durch Nachbildung von lateinischen abzuhelfen gesucht. In der neueren Zeit hat man es gelernt, die umfangreichen und kunstvollen Satzgebäude des Lateinischen auch in deutscher Sprache zu gestalten; hatte die ältere deutsche Sprache nur in sparsamster Weise den Nebensatz zwischen Teile des Hauptsatzes eingeschaltet, so wird dieser Brauch nun in großem Umfang geübt; nach lateinischer Regel oder wenigstens nach dem, was man für lateinische Regel hielt, wird dem Zeitwort des Nebensatzes, zeitweise sogar dem des Hauptsatzes, seine Stellung am Ende des Satzes zugewiesen.

Beides zusammen, die Einschaltung des Nebensatzes, die Endstellung seines Zeitworts, schuf jenen Zustand, wo am Schlusse eines Satzgebäudes die Zeitwörter haufenweise eingesammelt werden: „Er hat den Preis nur, weil ein Mitbewerber, welcher, wie allgemein angenommen wird, überlegen ist, verzichtet hat, bekommen.“ [1]) Ein Zustand, der die Verzweiflung des Ausländers bildet, oder aber

allerdings nicht von Irrtümern frei ist, s. Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht VI, 841, VII, 431. Wenn im Südwesten es hat gebraucht wird im Sinne von frz. il y a, so ist das kaum Nachbildung des Französischen, denn es begegnet auch im Ostdeutschen, vgl. Schiepek, Satzbau der Egerländer Mundart S. 121. Ebensowenig darf, aus dem gleichen Grunde, das südwestdeutsche ich habe ihn begegnet auf das Vorbild von je l'ai rencontré zurückgeführt werden, vgl. Schiepek S. 123.

[1]) Der Satz ist Kellers Antibarbarus, S. 144, entnommen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

seinen Spott herausfordert: hat doch Marc Twain behauptet, das Deutsche sei eine Sprache, die man nur auf dem Kopfe stehend lesen könne.[1])

Merkwürdig ist, daß, wie es scheint, das Lateinische es vermocht hat, einen gänzlichen Umschwung im Gebrauch der Verneinung herbeizuführen: während die ältere Sprache und mit ihr die volkstümliche Rede unsrer Tage[2]) in wiederholter Verneinung höchstens eine Verstärkung der verneinenden Kraft sehen („kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß"), haben wir uns vom Lateinischen belehren lassen, daß gedoppelte Verneinung eine Bejahung ergebe.

Angesichts so tiefgreifender Unterschiede in den äußeren und inneren Voraussetzungen ist es gar nicht anders möglich, als daß das Gepräge der Schriftsprache sehr stark abweicht von dem des geschriebenen Wortes. Und zwar nicht bloß in der Weise, daß die Schriftsprache eine Auswahl trifft unter dem, was mündlich gesagt werden kann; nicht allein hält sie früher Lebendiges fest oder hat sie fremde Einflüsse in sich aufgenommen: sondern sie hat Erscheinungen ausgebildet, die nicht früher gewesen sind und außerhalb der Schriftsprache nirgends angetroffen werden. Wenn die Schriftsprache einen großen Reichtum an Wörtern von abstrakter Bedeutung aufweist, wenn dagegen die Umgangssprache von ihnen sparsamen Gebrauch macht und die Mundart ihrer fast ganz entbehrt, so ist das im wesentlichen nicht Verlust auf der Seite des gesprochenen Wortes, sondern Neuschöpfung auf Seite des geschriebenen.[3]) Wir haben noch heute den Brauch, im Nebensatz das Hilfszeitwort zu ersparen: „Nachdem er erfahren, daß alles glücklich abgelaufen;" das ist und war im gesprochenen Wort wohl nirgends lebendig anzutreffen. Eine eigenartige Feinheit übt die Schriftsprache, wenn sie im Nebensatz der abhängigen Rede den Konjunktiv zur Anwendung

[1]) German books are easy enough to read when you hold them before the looking-glass or stand on your head — so as to reverse the construction. Mark Twain, a tramp abroad, Appendix D.

[2]) Vgl. R. Hildebrand, Gehäufte Verneinung, Ztschr. f. d. deutschen Unterricht III. 149, Otto Schwabe, Die pleonastische Negation im Neuhochdeutschen, ebenda III, 807, und meine deutsche Syntax II, 80.

[3]) Dabei spielt eine wesentliche Rolle, daß das mündliche Wort viel stärker als die schriftliche Auslassung konkrete Gegenstände bevorzugt gegenüber den abstrakten.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

bringt)[1]: sie setzt die Form der Gegenwart, wenn es sich um die Einzahl handelt, aber die Form der Vergangenheit, wo die Mehrzahl gefordert wird: *er behauptet, er habe gesehen*, aber: *er behauptet, sie hätten gesehen*. Nichts davon in den Mundarten und der mit ihnen verbündeten Umgangssprache: sie kennen nur *eine* Zeitform: entweder gilt überall der Konjunktiv der *Vergangenheit*: so im Norden, im Mitteldeutschen, im größten Teil der bayrisch-österreichischen Gebiete, oder überall der Konjunktiv der *Gegenwart*, wie im Alemanischen, im südwestlichen Bayrischen.[2])

Von großer Bedeutung ist noch ein anderer Unterschied. Schon der oberflächliche Beobachter erhält von der Umgangssprache den Eindruck, daß sie loser gefügt sei als die Schriftsprache, eine Tatsache, die durch mancherlei Umstände bedingt wird. Insbesondere liebt es das gesprochene Wort, wie wir schon erörtert haben, die Sätze äußerlich gleichberechtigt nebeneinander zu stellen, statt Haupt- und Nebensatz zu bilden, und wo Unterordnung doch erfolgt, tritt der Nebensatz *vor* den Hauptsatz oder *hinter* den Hauptsatz, nicht eingeschaltet zwischen dessen Bestandteile. Aber auch im einzelnen Satz, ganz für sich betrachtet, lassen sich Unterschiede wahrnehmen in der Festigkeit der Fügung. Schon die Endstellung des Zeitworts, die wir als Einwirkung des Lateinischen erkannten, dient der engern Zusammenfassung der Satzglieder. Wenn das Subjekt genannt ist und diesem erst die nähern und fernern Bestimmungen des Zeitworts folgen, so bleibt die Spannung ungelöst, bis die Hauptsache

[1]) Vgl. Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz.

[2]) Die Bezeichnungen von handelnden Personen durch Wörter auf -er zerfallen in zwei Gruppen: die eine bezeichnet ständige Eigenschaften, Berufe wie *Läufer, Reiter, Schreiber*; die zweite dient zum Ausdruck einmaliger Handlungen: der *Geber, Schenker, Ueberbringer*. So viel ich sehe, ist nur die erste Bildung Eigentum der lebendigen Sprache, die zweite dagegen Schöpfung der Schriftsprache. — Auch die Fügung von *zu* mit dem Mittelwort — *die zu hörende Vorlesung, die abzuhaltende Versammlung* — ist schwerlich jemals volkstümlich gewesen. Ueberhaupt liebt es die lebendige Rede nicht, die einem Hauptwort vorausgehende Ergänzung stark zu belasten. Das Volk sagt wohl: der Mensch ist zu allem fähig, aber nicht: das ist ein zu allem fähiger Mensch; für die ältere Zeit vgl. dazu die Gießener Dissertation von Hellwig. Die Stellung des attributiven Adjektivs im Deutschen, sowie meine Ausgabe von Veldekes Eneide S. CX (z. B. *ein vrum man unde guot*; dergleichen auch im Heliand: *hard trio endi hetig* 1707, *wid strata endi bred* 1774). Hierher gehört auch die von mir in der Ztschr. 1898 Sp. 120 besprochene Erscheinung, daß es mhd. heißt *des küniges sun uz Osterriche*, der Sohn des Königs von Oesterreich; vgl. jetzt auch meinen Aufsatz über Fernstellung zusammengehöriger Wörter im Deutschen, in den Indogermanischen Forschungen 31, 377.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ausgesprochen ist, das Zeitwort selbst, das seine Untertanen bereits angekündigt haben; vorher ist auch der Stimme kaum eine Ruhepause verstattet. Anders dagegen, wenn nach dem Brauch der Umgangssprache eine Bestimmung des Zeitworts erst nachgetragen wird[1]); sprechen wir z. B. den Satz: wie er ankam auf dem Gipfel des Berges, so ist in der Mitte eine starke Pause verstattet: wie er ankam | auf dem Gipfel des Berges; wird aber umgestellt, so ist dieser lose Anschluß nicht möglich: wie er auf dem Gipfel des Berges ankam.

In der gleichen Richtung wirkt nun aber eine verwandte Erscheinung, die die Schriftsprache nicht aus der lebendigen Rede überkommen und nicht vom Lateinischen gelernt hat: die Schriftsprache ist überhaupt geneigt, im Gegensatz zum gesprochenen Wort, eine Bestimmung einzuschalten zwischen Teile des von ihr bestimmten Satzglieds. Nicht nur: der Brief aus Amerika, das Fest vor acht Tagen, sagt kurzweg das gesprochene Wort, wo es in der Schriftsprache lieber heißt: der aus Amerika angekommene Brief, das vor acht Tagen abgehaltene Fest. Sondern, der Schreibende wagt sich aufs Meer hinaus, der Sprechende wagt sich hinaus | aufs Meer; hier heißt es: er steht vom Boden auf, dort: er steht auf | vom Boden; hier: er hält sich von den Seinen fern, dort; er hält sich fern | von den Seinen; hier: er ist im Herzen demütig, dort: er ist demütig | in seinem Herzen. So tiefgreifend sind die Unterschiede in den Bedingungen, in den Mitteln und Zwecken, in der gesamten Gestaltung, die zwischen geschriebenem und gesprochenem Worte bestehen. Wer all das unbefangen ins Auge faßt, wird nicht daran denken können, das eine als Maßstab für das andere zu betrachten.

Es wäre unmöglich; aber wenn es auch möglich wäre, so wäre es verhängnisvoll. Denn was das eigentliche Wesen unserer Schriftsprache ausmacht, daß sie uns die Einheit gebracht hat, die einheitliche Grundlage für den Gedankenaustausch, das würde zerstört werden: die Einheit würde in die Brüche gehen durch die Regelung nach dem Vorbild der Umgangssprache. Denn wie die Mundarten,

[1]) S. die nachfolgende Abhandlung „Zur deutschen Wortstellung".

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

so ist auch die Umgangssprache nach Gegenden verschieden, wenn auch lange nicht in gleichem Maße. Am meisten im Wortschatz, weniger auf dem Gebiete, in dem die Mundarten selbst einander näher stehen, in der Fügung der Worte und Sätze. Aber doch fehlt es auch hier nicht an Abweichungen.[1]) Die eine im Gebrauch des Konjunktivs ist bereits genannt. Es ist ferner bekannt, daß der Süddeutsche anders erzählt als der Norddeutsche; da heißt es nicht: er kam, sah und siegte, sondern er ist gekommen, hat gesehen und hat gesiegt. Und wo der Süddeutsche einen Personennamen gebraucht, erscheint er regelmäßig vom Artikel begleitet: der Karl, der Meier, der Karl Meier.[2])

Sind denn nun diejenigen ganz von Blindheit geschlagen, die eine Annäherung der Schriftsprache an das gesprochene Wort verlangen? So werden Sie vielleicht mit Erstaunen fragen. Und Sie hätten ganz recht mit dieser Frage. Was wir beweisen wollten und, so hoffe ich, bewiesen haben, war die Tatsache des Unterschiedes, die Unmöglichkeit, die Unterschiede aufzuheben. Ueber ein bestimmtes Maß dieser Unterschiede ist noch nichts damit ausgesagt. Und in der Tat gibt es Gründe genug, die uns dahin streben heißen, daß wir die Entfernung zwischen beiden nicht zu groß werden lassen. Denn das geschriebene Wort und das gesprochene Wort, sie sind keine zwei getrennten Welten, heute weniger als je. Das Wort des Redners wird festgehalten von der Feder des Schnellschreibers; was geschrieben und gedruckt ist, hat vielfach die Bestimmung, vorgelesen zu werden. Das Bildungsbedürfnis unserer Zeit, die reiche Entwicklung des Vereinslebens, die lebhafte Teilnahme weiter Kreise an wirtschaftlichen und politischen Fragen, sie haben eine Vortragsflut entfesselt, die früher unerhört war. Einem solchen Vortrag gereicht es ja nicht zum sittlichen Vorwurf, wenn er den Schein er-

[1]) Diesen Umstand hat Schroer außer acht gelassen, der in der entschiedensten Weise die Herrschaft der Umgangssprache in der Schriftsprache fordert; vgl. seinen Aufsatz: Die deutsche Einheit in der Sprache, Münchener Neueste Nachrichten 1899, Nr. 454 und 456.

[2]) Ich erwähne ferner, daß das norddeutsche welche (es gibt welche) dem Süddeutschen fremd ist. — Mit den Zeitwörtern der Bewegung verbindet der Süddeutsche wohl nur sein mit dem Partic. Praet. (ich bin geschwommen, kein ich habe geschwommen). — Der Süddeutsche kann auf das Pferd sitzen, auf den Stuhl stehen, wo der Norddeutsche sich setzt, sich stellt. — Der Süddeutsche sagt: da weiß ich nichts davon, der Norddeutsche: da weiß ich nichts von.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

weckt, als ob er unmittelbarer Eingebung, der Erregung des Augenblicks entsprungen sei. Aber wehe dem Hörer, wehe auch dem Redner, wenn dieser Schein auf Wahrheit beruht, denn nur wenigen ist solche Macht der Rede beschieden. Sichrer ist's jedenfalls, im stillen Kämmerlein die Fülle der Gedanken dem Papier anzuvertrauen; dann mag immerhin die Zunge freier sich bewegen. Wer aber *schreibt*, was er *sprechen* will, der stellt sich im Geiste hin vor den Hörer, er redet innerlich leise mit, und so ergibt es sich ganz von selbst, daß sein Geschriebenes vom Hauche des gesprochenen Wortes etwas verspürt.

Aber noch ein anderes, ein höheres kommt in Betracht. Längst gefallen sind die Schranken der alten Stände. Unsere Zeit ist von dem mächtigen Streben bewegt, daß sie ein Verständnis sucht zwischen denen, die auf der Höhe des Lebens stehen, und den Massen, die von unten empor drängen. Und wie schwer ist dieses Verstehen. Da gilt es denn vor allem, daß beide Teile, im eigentlichen Sinne des Wortes, die *gleiche Sprache* reden, daß nicht auf der einen Seite sei die Sprache des vollen Lebens, auf der andern ein erstarrtes, verwickeltes, von fremden Einflüssen durchsetztes Gebilde.

So sind denn beständig zweierlei Mächte an der Arbeit: die einen arbeiten an der *Scheidung* des geschriebenen und des gesprochenen Wortes, die andern drängen auf Aufhebung des Unterschiedes hin. Keine von beiden Parteien kann jemals vollen Sieg erringen, die andere völlig darniederwerfen. Nichts anderes ist möglich als ein beständiger Ausgleich zwischen den wohlberechtigten Forderungen beider Teile. Und so gewahren wir denn auch tatsächlich in der Geschichte unserer Sprache ein ewiges Spiel von Suchen und Meiden: bald größer, bald kleiner der Abstand. Und wenn sie sich finden, so erfolgt das nicht gerade in der Mitte: weit häufiger ist es, daß Eigenart des gesprochenen Wortes im geschriebenen sich geltend macht, als daß das Umgekehrte geschieht. Denn neben der Umgangssprache steht als mächtiger Rückhalt die Mundart. Weit leichter ist es, der strengen Zucht des geschriebenen Wortes zu entrinnen, als bei der mündlichen Rede die Ueberlegung, die Kraft des Gedächtnisses walten zu lassen, *wie* bei der schriftlichen Aufzeichnung.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Und doch hat eine der schroffsten Sonderheiten der Schrift Aufnahme gefunden in der mündlichen Rede, das ist die Wiedergabe voller Worte in der Abkürzung durch einzelne Buchstaben. In manchen Fällen freilich nur scherzhaft: **m. w.** für m a c h e n w i r verdankt sein Dasein wohl nichts anderem als dem heitern Einfall eines Lustspieldichters. Anderes lebt nur in beschränkten Kreisen: die Zivilprozeßordnung, das Bürgerliche Gesetzbuch hat sich der Jurist bequemer gemünzt in seinem **Z. P. O.** und **B. G. B.** Am meisten solches Spuks treibt sich umher in der Sprache des Studenten. Der wäre gar erfreut, wenn unser Verein seinen Beitrag von 3 **Em** auf 2 **Em** herabsetzte. In der **p-p**-Suite läßt er sich p r o p a t r i a das Gesicht zerhauen; wenn er auf der Kneipe sich vergeht, wird er mit dem **B. B.** belegt; ist er etwa Mitglied des **V**erbandes **w**issenschaftlicher **V**ereine, so singt er im Lied: s t o ß t a n, **V. W. V.** l e b e, h u r r a h o c h! Manche dieser Kürzungen sind auch hinausgedrungen über die Kreise, in denen sie entstanden; bisweilen wie Münzen, deren Tauschwert zwar jeder kennt, deren wirklicher Feingehalt aber den meisten unbekannt bleibt. Wer sich des Ausdrucks p. p. bedient im Sinne von usw., pflegt nicht zu wissen, daß das die Anfangsbuchstaben von lateinisch p e r g e, p e r g e sind, d. h. fahr fort, fahr fort. Gar manche, die mit dem L-Zug oder dem D-Zug fahren, ahnen nicht, daß das eine L u x u s z u g, das andere D u r c h g a n g s z u g bedeutet. Ebenso steht es mit **S. C., D. C.** als Bezeichnungen bestimmter studentischer Körperschaften; hier wird aber auch dem Wissenden die Auflösung erschwert, ja unmöglich gemacht. Denn die abgekürzte Formel hat das Schicksal gehabt, das sonst den vollen Wörtern bloß widerfährt: sie hat eine Umbildung ihrer ursprünglichen Bedeutung erlebt: **S. C.** und **D. C.** bezeichnen nicht mehr bloß, wie es anfänglich gemeint war, den Konvent der Senioren, den Konvent der Delegierten, sondern auch die Verbindungen selbst, die sich diese Art der Vertretung geschaffen: die Gesamtheit der Corps und der Burschenschaften. Das Merkwürdigste aber ist, daß diese Kürzungsformeln sogar zum Ausgangspunkt neuer Wortbildungen werden können. Wer in einen **V**erein **d**eutscher **St**udenten verkehrt — **V. d. St.** —, der kann es erleben, daß seine Mitglieder sich als die V a u d e e s t e e r bezeichnen. Die Männer, die auf der ostdeutschen Warte standen, die den Kampf

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

gegen das herandrängende Polentum auf ihre Fahne geschrieben hatten, wurden mit der Bezeichnung Hakatisten belegt. Der größte Gelehrte der Zukunft würde vergebens alle Mittel der Sprachforschung aufbieten, um den Ursprung des Wortes zu ergründen, wenn es ihm nicht überliefert würde, daß H. K. T. die Anfangsbuchstaben sind von drei hervorragenden Männern jener Bewegung: Hansemann, Kühnemann und Tiedemann.[1])

Höchst fremdartig klingen die Schreibezeichen hinein in die mündliche Rede. Und doch — wer näher zusieht, muß erkennen daß hier die eigensten Bestrebungen des mündlichen Wortes zum Ausdruck kommen, die wir tätig sehen in dem Zuge nach Sparsamkeit, in der Neigung, das volle Wort durch Kurzformen zu ersetzen.

Dagegen bedeutet es in der Tat eine gewaltige Einbuße für die Partei des gesprochenen Wortes, wenn eine Gattung desselben sich seinen Gesetzen fast völlig entzieht. Die feierliche Rede, die Predigt, der Festvortrag, der rednerische Erguß in der politischen Versammlung, in den Volksvertretungen, ist im großen und ganzen nichts anderes als ein Sprechen des geschriebenen Wortes.

Sehen wir jedoch ab von diesem besondern Einzelfall, so sind die Erscheinungen weit zahlreicher, wo die Gesetze der mündlichen Rede sich in der geschriebenen geltend machen.

Es ist keine einheitliche Entwicklung, die sich hier uns darbietet; es gibt Unterschiede nach Raum und Zeit, nach Gattungen der Rede, ja sogar nach den grammatischen Bestandteilen. Mit geringer Mühe kann die mündliche Rede den Sieg erringen gegenüber den Satzfügungen, die aus dem Lateinischen eingedrungen sind, ohne an verwandten Erscheinungen des Deutschen selbst einen festen Anhalt zu finden. So hat der Akkusativ mit dem Infinitiv, der seit

---

[1]) Ich verweise noch auf die unauflösbare Abkürzung: An das „Tit.“ Publikum u. dgl., ferner auf die Redensart: aus dem Effef. Sie kann unmöglich, wie man gewollt hat, aus ff = fortissimo stammen; das Vorwort aus wäre hier nicht zu deuten. Es stammt vielmehr aus dem Brauche der Juristen, mit FF die Digesten zu bezeichnen; das Zeichen ist hier Verkennung eines alten durchstrichenen D. Man sagte also etwa: das will ich aus dem ff beweisen, gründlich beweisen, d. h. aus dem Corpus juris. — In einigen Gegenden Bayerns findet sich der Brauch, daß, während der Tote auf der Bahre liegt, einen Tag vor dem Begräbnisse, gegen Abend dreimal geläutet wird: dies Läuten heißt das „Drei-Röck-Läuten“. Der Name kommt von dem dreimaligen Requiem im Brevier; jeder der drei Teile des Totenofficiums schloß mit dem Gebet: requiem aeternam dona eis, wozu ein Glockenzeichen gegeben wurde; s. Mitteilungen und Umfragen zur bayrischen Volkskunde 1896, Nr. 2 u. Nr. 4.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

dem 15. Jahrhundert es sich im Deutschen bequem gemacht hatte, sich nicht länger als bis auf Lessing behaupten können.

Auch die unter lateinischem Einfluß durchgeführte Endstellung des Zeitworts hat den Ansturm der mündlichen Rede erfahren. Sie ist zwar nicht beseitigt, aber doch in ihrer Macht stark erschüttert worden. Und zwar hat dabei noch ein besonderer Umstand mitgewirkt. Unsere Sätze haben ja je länger je mehr an Umfang zugenommen, durch die Häufung von Umstandsbestimmungen, durch die massenhafte Verwendung von Abstraktwörter mit den zugehörigen Ergänzungen. Daraus ergab sich für die mündliche Rede nicht selten ein ärgerlicher Uebelstand: das Aussagewort, mit dem der Satz abschließen sollte, war zu kurz, nicht vollklingend genug, um der Masse der vorhergehenden Bestimmungen das Gleichgewicht zu halten, um ein kräftiges Austönen des Satzes zu ermöglichen.

Man begegnete dem, indem man diesen Schlußteil des Satzes umfangreicher gestaltete. So wurde man u. a. zu jener vielfach getadelten Form des Beiworts geführt; es hieß nicht mehr: der Verlauf der gestern abgehaltenen Versammlung war günstig, sondern: er war ein günstiger.[1]) Oder man griff zu Umschreibungen: ein Schriftstück wurde früher ganz einfach verlesen; jetzt kommt es zur Verlesung; es wird nicht mitgeteilt, sondern zur Kenntnis gebracht, nicht beschlossen, sondern zum Beschluß erhoben. Oder endlich man fand die Abhilfe auf dem Gebiete der Wortstellung: das Zeitwort mußte den Platz verlassen, dem es nicht gewachsen war, und andere Bestimmungen traten an das Ende des Satzes.[2])

Es ist nur natürlich, daß solche Wirkungen der mündlichen Rede nicht in allen Gattungen des Schrifttums sich gleichmäßig zeigen. Am wenigsten in der ruhig dahingleitenden Geschichtserzählung, der wissenschaftlichen Betrachtung; bisweilen sehr stark in den Gesprächspartien der Novelle, des Romans, vor allem im Drama.

---

[1]) Freilich haben dabei auch andere Gründe mitgewirkt, vgl. Literaturbl. f. germ. u. roman. Phil. 1893, S. 93.

[2]) Mein alter Lehrer Bartsch hatte beim Vortrag die Gewohnheit, den Schluß seiner Sätze dadurch voller zu gestalten, daß er den letzten Begriff durch mehrere sinngleiche Wörter „ausdrückte und bezeichnete".

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Nicht alles, was aus dem vollen Born des unmittelbaren Lebens schöpft, nicht alles, was volkstümlich in Wesen und Gestalt, nicht alles das ist deshalb auch ganz lebendig in der Sprache, ein treuer Spiegel des gesprochenen Wortes. Bilder von packendster Wirklichkeit sind es, die im 17. Jahrhundert der Simplicissimus uns vor Augen stellt, und doch ist die Sprache oft genug vom Kanzleideutsch angekränkelt, ist z. B. die Endstellung des Zeitworts streng genug festgehalten. Sie kennen den Feldzug, der gegen die heillose Umstellung des und geführt wird, wie sie namentlich der Kaufmann übt: ihre Sendung ist mir zugegangen, und sehe ich weiterer Mitteilung entgegen. Diesen Mißbrauch zu stützen, hat man sich auf die Sprache der Grimmschen Hausmärchen berufen, die doch gewiß lebendige Sprache widerspiegelten.[1]) Das ist ein erheblicher Irrtum. Denn die Sprache der Hausmärchen ist in vielen Punkten stilisiert, ein Erzeugnis bewußter Kunst, nachgebildet der Erzählungsweise vergangener Tage. Ebenso geht der in die Irre, der im Volkslied ein Zeugnis des lebendigen Sprachgeistes sehen will.[2]) Wie alle Poesie, ist auch das Volkslied an Einfachheit gewöhnt in Gestaltung seiner Satzfügungen; und insofern steht es freilich dem gesprochenen Worte nahe. Aber zugleich hält gerade das Volkslied mit der größten Zähigkeit Fügungen fest aus alter und ältester Zeit. Wenn das Volkslied noch immer singt von Rösleinrot, so bewahrt es damit eine Wortstellung, die seit etwa einem Jahrtausend der lebendigen Sprache abgestorben ist[3]); und wenn Röslein rot des Geschlechtsworts entbehrt, so ist das gar eine Weise, die auf der Nachahmung eines englischen Sprachgebrauchs beruht.

Höchst merkwürdig ist die Tatsache, daß verschiedene Teile Deutschlands sich verschieden verhalten zu dem gesprochenen Wort: freieren Eingang gestattet ihm der Süden, der Rhein, während der Norden viel mehr auf seinem papiernen Schein besteht. Das läßt sich z. B. wahrnehmen an einer Eigentümlichkeit der Wortbeugung,

---

[1]) Vgl. Poeschel, in den Beiheften der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins Nr. V, 211.

[2]) Wie dies Otto Schröder tut; aus dieser Quelle stammt wohl sein ganz unlebendiges darin im Sinne von worin.

[3]) Vgl. die von mir angeregte Gießener Dissertation von Hellwig, die Stellung des attributiven Adjektivs im Deutschen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

einer scheinbar ganz unbedeutenden Kleinigkeit, die aber gerade um deswillen sehr bezeichnend ist. Es gibt im Neuhochdeutschen eine eigentümliche Regel, daß nach schwachtonigen Nebensilben das **e** der Endung keinen Bestand hat; der herzoge, daz gevencnisse, daz ellende des Mittelhochdeutschen sind im Neuhochdeutschen zu Herzog, Gefängnis, Elend geworden.[1]) Dies Gesetz müßte auch in der Beugung der Wörter durchbrechen; man sollte z. B. erwarten, daß im Dativ der Hauptwörter das einfache Wort anders behandelt würde als das zusammengesetzte: daß es hieße: dem Tage, aber dem Landtag, dem Werke, aber dem Handwerk. In der Tat gibt es Süddeutsche genug, die einem solchen Gesetze sich fügen oder die es wenigstens deutlich durchschimmern lassen. Anderswo, zumal im Norden, wird unterschiedslos bei jeder Art von Hauptwörtern das Dativ-e zur Anwendung gebracht.

Diese Erscheinung ist deshalb so merkwürdig, weil die Mundarten dem Süddeutschen gar keinen Anhalt für seine Regel geben, da sie das **e** der Endung in allen und jeden Fällen haben untergehen lassen. Es ist nicht anders möglich: die Regel muß eine solche sein, die ihre Geltung hat für den Rhythmus der gebildeten mündlichen Rede. Wenn der Norddeutsche es vorzieht, der eintönigen Grammatikregel zu folgen, so hängt das zum Teil mit seinem ganzen Wesen zusammen, dem großen Wert, den er auf die Durchführung strenger Formen legt; aber auch die Eigenheit der Sprache selbst leitet ihn auf diese Bahn. Zwischen der Schriftsprache und seinem Platt ist der Abstand viel größer als der zwischen der Schriftsprache und den süddeutschen Mundarten; viel mehr also ist der Norddeutsche darauf angewiesen, die schriftgemäße Rede nach den Regeln der Grammatik künstlich zu erlernen.

Mit diesem starken Gegensatz zwischen Kunst und Natur ist aber zugleich die Möglichkeit gegeben, daß das Verhältnis zwischen Nord und Süd geradezu sich umkehrt, daß der Rückschlag dort viel stärker wird, daß der Norden viel mächtiger als der Süden die Umkehr zur Natur erstrebt, wenn einmal die Zeit erfüllt sein wird.

---

[1]) Vgl. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache, 4. Aufl. S. 182. — In mancher mitteldeutschen oder niederdeutschen Mundart ist dieses Gesetz noch heute erkennbar.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Zu allen Zeiten hat ja die Scheidung des geschriebenen und des gesprochenen Wortes bestanden, bald mit größerem bald mit kleinerem Abstand. Aber freilich, in den ältesten Zeiten unseres Schrifttums ist es kaum möglich, die Entwicklung der Dinge auch nur im allgemeinen zu erkennen, schon deshalb, weil nur sehr spärlich die Zahl der Denkmäler, die auf uns gekommen sind. Zum erstenmal geschieht es im 13. Jahrhundert, daß wir den Gegensatz deutlich verspüren, in den Wirkungen, die er ausübt auf die großen Dichter der Zeit. Bei Hartmann von Aue, bei Gottfried von Straßburg, da gedeiht die feinste Blüte wohl abgewogener, streng geregelter Rede; kein Stäubchen haftet an den glatten Worten. Ganz anders bei Wolfram von Eschenbach, der von sich selber bezeugt — vielleicht freilich nur im Scherze —, daß er nicht schreiben noch lesen gelernt. Da zeigen sich denn allerlei Merkmale des gesprochenen Wortes: einfacher Bau des Satzes, das sachlich Abhängige in der Form selbständig gemacht, das Ende nicht dem Anfang entsprechend.[1]) Aber er hat keine Nachfolge gefunden. Selbst die Dorfgeschichte des Meier Helmbrecht, die bäuerlichen Idyllen Neidharts, die derben Schilderungen von Metzens Hochzeit liegen in dem Banne der höfischen Rede. Einen starken Anstoß zur Weltentfremdung erhält das geschriebene Wort im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts, als man wieder begann, Denkmäler lateinischer Sprache zu übertragen und an den Fügungen der fremden Sprache Gefallen zu finden. Wohl hat sich die Zeit noch mannhaft gewehrt, namentlich in Luthers Person; aber er selbst ist nicht ganz selten der trockenen Askese des Kanzleistils verfallen.[2]) Der Widerstand ist vergebens. Es dringen die großen Satzgebäude herein, unübersichtlich, verwickelt, ohne das Ebenmaß der lateinischen Vorbilder. Das Zeitwort rückt ans Ende des Satzes, bei manchen nicht nur im Nebensatz, sondern auch im Hauptsatz. Vielfach geht es sogar ganz verloren, wenigstens die Hilfszeitwörter *haben* und *sein*, auch dies sogar im Hauptsatz.

Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ist die Abkehr von der Natur vollzogen, und sie beharrt das 17. Jahrhundert hindurch und hinaus bis über die Mitte des 18. Noch Lessing gehört in wesent-

---

[1]) Vgl. Böttticher, Ueber die Eigentümlichkeit der Sprache Wolframs, Germ. XXI, S. 282 ff.

[2]) Vgl. Rückert, Geschichte der nhd. Schriftsprache, II, 120.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

lichen Stücken der alten Schule an, der doch bis in die gelehrten Schriften hinein die Gesprächsform dringen läßt. Dann aber macht sich mit einemmale ein Rückschlag geltend, mit Ungestüm, mit vollem Bewußtsein, bei den Vertretern von Sturm und Drang, wo das Streben nach Natur, die Selbstherrlichkeit der Leidenschaft alle Bande der Regel sprengt. Aber freilich, wie sie im Trachten nach Natur nicht selten zur Unnatur gedrängt werden, statt Menschen Fratzen geschaffen haben, so haben sie auch Sätze gebildet, wie sie wohl Trunkene oder Wahnsinnige stammeln, die aber fremd sind der einfachen kunstlosen Rede.

Weit unbefangener und treuer haben die der lebendigen Rede gelauscht, die nach einem Jahrhundert des Rückschritts die Arbeit wieder aufnahmen, die neuen Stürmer und Dränger. Und gerade da sind sie zumeist aufgestanden, wo der Geist der sprachlichen Regel am stärksten waltet, auf norddeutschem Boden. Was sie schrieben, ist nicht immer erfreulich. Und die Flut beginnt bereits sich zu verlaufen; der Drang nach Wirklichkeit macht bereits dem Sehnen Platz nach dem Dämmerschein der Romantik. Und doch ist uns bleibender Gewinn erwachsen. Im Kampfe zwischen der Vergangenheit, der starren Gebundenheit und der Gegenwart, der freien Bewegung ist heute und wohl auf geraume Zeit hinaus das Zünglein nicht mehr schwankend, sondern der Sieg gehört der Freiheit, dem Leben, soweit von Sieg die Rede sein kann in einem Streit, der immer sich erneut und ewig sich erneuen muß.

Daß dies der Gang der Dinge geworden ist, das hätten jene Männer nicht allein zustande gebracht. Es mußte hinzukommen, daß der gesamte Entwicklungsgang des deutschen Geistes sich in dieser Richtung bewegte.

Der Gegensatz zwischen gesprochenem Wort und geschriebenem Wort läßt sich auf einen noch tieferen Gegensatz zurückführen. Der Geist des geschriebenen Wortes — er bedeutet das Verleugnen des eignen Selbst, die Verbeugung vor Mächten außer uns, vor der Gewalt der Vergangenheit, vor der Gewalt des Auslands. Der Geist des gesprochenen Wortes — er bedeutet die Selbstherrlichkeit des wirklich Empfundenen, das Ausleben höchst persönlicher Eigenart. Dieser Geist der Wahrheit muß wachsen in dem Maße, als bei der Gesamtheit wie bei dem einzelnen das Ver-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

trauen wächst in die eigene Kraft, auf das Recht des eigenen Sondertums. Ein solches Anwachsen, wir haben es erleben dürfen in den letzten Jahrzehnten unserer deutschen Geschichte, erleben dürfen als das unvergleichliche Werk jenes ewig Großen. Otto von Bismarck hat auch zu unserem Verein in engen Beziehungen gestanden. Seitdem wir zum letztenmale in festlicher Versammlung vereinigt waren, hat er die Augen geschlossen für immer. Wohl ziemt es sich, daß wir seiner gedenken. Und wohl besteht ein inneres Band zwischen ihm und dem Gegenstand unserer heutigen Betrachtung: Bismarck, mit seinem ungeheuren Sinn für das Wirkliche, ist nicht nur durch seine Taten ein Überwinder der Vergangenheit, der Schöpfer der großen nationalen Bewegung, als deren Frucht auch unser Sprachverein sich gestaltet hat, sondern er ist auch in seinen Worten ein Beispiel für unsere heutigen Sätze.

Fichte hat seine Hörer hingerissen mit einer Beredsamkeit, die ganz schüchtern nur und vereinzelt Töne des gesprochenen Wortes erklingen läßt.[1]) Die Männer der Paulskirche haben die Grundrechte erörtert in zumeist höchst akademischen Reden. Dagegen in Bismarcks Reden die Abkehr vom Alten, Gebundenen, die Zuwendung zum Neuen und Bewegten.[2]) Wir wissen, daß nicht leicht ihm die Rede von den Lippen floß. Dieser Mann hat keine Zeit gehabt[3]), seine Sätze voraus zu bedenken, zu glätten und zu feilen; er hat nicht Worte gesucht, um zu reden; er hat nicht fertig gemünztes Wortgepränge ausgegeben. Wie die Gedanken ihm zufluten, so sucht er sie zu gestalten, im Ringen mit dem Ausdruck, im Suchen nach dem Wort, das genau die Vorstellung deckt. Da mag es ihm wohl begegnen, daß das Satzgebäude aus den Fugen gerät, daß aus zwei gangbaren Wendungen eine dritte, noch nicht erhörte, geprägt wird, daß die Teile nicht so zusammenstimmen, wie die strenge Regel es verlangt. Mit vollkommener Frische und Unmittel-

[1]) Es ist die Endstellung des Zeitworts im Nebensatz nicht streng festgehalten.

[2]) In den ersten Jahren seines Auftretens weniger als später; doch mag zu diesem Eindruck auch die spätere geringere Sorgfalt der nachträglichen Durchsicht Schuld tragen. Ueber Bismarck als Redner vgl. das Buch von Wunderlich, die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an den Reden Bismarcks dargestellt, Leipzig 1898.

[3]) Vgl. Bismarcks polit. Reden Bd. VII, 199: „Ich habe nicht die Zeit, meine Reden vorzubereiten, dazu habe ich nicht die Arbeitskraft, und ich bin, wenn ich vor Ihnen spreche, und selbst in langen Reden, in einer gewissen Sorge, daß das Wort, was mir über die Lippen fällt, vielleicht nicht das richtig gewählte sein werde."

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

barkeit werden die Sätze vor uns hingestellt, selbständig, nicht selten lose gegliedert, Musterleistungen der echten mündlichen Rede, wie nur der sie zu schaffen vermag, der wirklich etwas zu sagen hat.

Das war ja das Große bei dem ersten Kanzler des Deutschen Reichs, daß er überall gehandelt hat nicht irgend welchen theoretischen Forderungen zuliebe, nicht nach dem Gebrauch, nach der Überlieferung, sondern heraus aus den unmittelbaren Forderungen des Tages, des Lebens. Nur so gedeiht die wahre Kunst des Staatsmanns, nur so gedeiht echte deutsche Rede. Mit gutem Grund hat der Deutsche Sprachverein den Fürsten Bismarck zu seinem Ehrenmitglied gemacht, ihn, der der deutschen Sprache innerstes Wesen erkannt, der deutsche Sprache und deutschen Namen zur höchsten Ehre geführt hat. Und so wird es denn auch allezeit unsere Ehre sein, darüber zu wachen, daß sein Name in Ehren bleibe, daß das in Ehren bleibe, was uns sein Name bedeutet.

*

3. Verlust und Ersatz im Leben der deutschen Sprache.

Westermanns Monatshefte 61, 490 (1916).

Im Leben der Völker wie im Leben des einzelnen ist tief der Glaube eingewurzelt, daß in der Kindheit, daß in vergangenen Tagen die goldene Zeit gewesen, daß früher alles besser und edler, größer und schöner gewesen sei.

Auch gegenüber den Schicksalen der Sprache hat lange Zeit die dunkle Empfindung oder die wissenschaftliche Überzeugung gegolten, daß das Ältere jeweils das Bessere sei, daß die Veränderung gleichbedeutend sei mit Verfall, mit Verschlechterung. Wenn diese Anschauung aber so feste Wurzeln fassen konnte, daß sie bis auf den heutigen Tag nicht überwunden ist, so hat das außer jener allgemeinen Neigung des Menschenherzens noch seine besondere Ursache. Die deutsche Sprachforschung ist begründet durch Jakob Grimm. Dieser aber ist hervorgegangen aus der Romantik, die mit Begeisterung ihren Blick und ihren Anteil dem Mittelalter zugewandt hat. So finden wir auch bei Jakob Grimm die starke Vorliebe für das

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Ältere, eine deutliche Vernachlässigung des Neueren und Neuesten. In seinem mächtigen Werke der deutschen Grammatik spielt neben dem Gotischen, Altnordischen, Altenglischen, Altsächsischen, Althochdeutschen, Altfriesischen und Mittelhochdeutschen das Neuhochdeutsche eine fast kümmerliche Rolle; die deutschen Mundarten der Gegenwart sind für seine Forschung so gut wie gar nicht vorhanden. Im deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm geht das gelegentlich so weit, daß statt der richtigen neuhochdeutschen Sprachformen längst untergegangene ältere Formen angegeben sind, die jüngeren, allgemein gültigen Bildungen als sprachwidrig bezeichnet werden.

Es ist im wesentlichen die Entwicklung der Naturwissenschaften, die hier Wandel geschaffen hat. Auch auf diesem Gebiet hat früher der Glaube geherrscht, daß in grauer Vorzeit ganz andere Mächte am Werke gewesen seien als in der Gegenwart, daß alles größer und gewaltiger gewesen sei. Allmählich ist aber die Erkenntnis durchgedrungen, daß heute sich die gleichen Vorgänge abspielen wie vor vielen Jahrtausenden, daß also die Gegenwart die Lehrmeisterin ist für das Verständnis der Vergangenheit.

Aber die Naturwissenschaften haben uns noch ein Zweites gelehrt: daß bei dem Wandel der irdischen Dinge der Zweck eine entscheidende Rolle spielt, daß eine immer stärkere Anpassung an die Lebensaufgaben stattfindet, daß das Fähigere das weniger Fähige überlebt. Daraus ergibt sich also beinah eine Umkehrung der früheren Anschauungen: der Wandel der Dinge führt nicht zur Verschlechterung, sondern bringt Gewinn: die Auslese schafft vollkommenere Träger des Kampfes ums Dasein.

Etwa seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben diese Gedanken sich nach und nach auch in der Sprachbetrachtung durchgesetzt. Wir wissen heute: was in der Sprache abstirbt, das hatte seinen Wert verloren; das Neue hat seine gute starke Berechtigung. Kein Verlust ohne Ersatz; auch im Leben der Sprache gibt es einen Kampf ums Dasein, bei dem das Zweckmäßigere siegt. Das Zweckmäßigere, das bedeutet im Leben der Sprache das Deutlichere, das, was leichter und rascher verstanden wird.

Wir wollen diese allgemeinen Sätze an einer Reihe von Erscheinungen im einzelnen belegen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Am wenigsten ist es heute noch notwendig, die Mundarten gegen das Vorurteil zu verteidigen, als ob sie das Ergebnis einer Entartung seien, als ob in ihnen eine verderbte Schriftsprache vorliege. Wir wissen heute, daß sie eine lebensvolle, nach klaren, festen Gesetzen sich vollziehende Entwicklung aus älteren Sprachzuständen darstellen.

Aber es gibt umgekehrt auch Leute, die die Ausbildung der Schriftsprache, ihre Erhebung über die Mundarten beinah als etwas Bedenkliches, als etwas Unerfreuliches ansehen. Sie tun das zum Teil in der Meinung, als ob die Schriftsprache ein rein künstliches Erzeugnis, nichts Selbstgewachsenes sei, als ob in ihr nichts andres bestehe, als was sie aus den Mundarten übernommen habe. Aber das ist vollkommen falsch: die Schriftsprache führt ein durchaus selbständiges Eigenleben; sie hat nicht bloß Wörter, sondern auch Wortbildungsmittel und Satzfügungsweisen hervorgebracht, von denen keine Mundart eine Ahnung hat. Aber die Gegnerschaft gegen die Schriftsprache hat sich auch in Taten umgesetzt. Insbesondere auf niederdeutschem Boden hat allezeit eine gewisse Unlust bestanden, sich dem Joch der hochdeutschen Schriftsprache zu beugen. Und ganz neuerdings sind besonders kräftige Versuche gemacht worden, ein niederdeutsches Schrifttum zu schaffen, Bestrebungen, die zumal in Hamburg ihren Sitz haben und denen sich teilweise höchst erfreuliche dichterische Kräfte zur Verfügung gestellt haben, Männer z. B. wie Gorch Fock und Heinrich Wriede, deren plattdeutsche Prosa zum Echtesten gehört, was mir von mundartlichem Schrifttum bekannt ist. Und diese scheinbar rückläufigen Bemühungen haben ihre gute Berechtigung. Die Schriftsprache hat den unvergleichlichen Vorteil, daß sie in allen Teilen des deutschen Sprachgebietes verstanden wird; sie hat ihn aber errungen auf Kosten ihres Reichtums an Wörtern für sinnlich anschauliche Dinge. So verfügt die mundartliche Dichtung über einen viel größeren Schatz an Bezeichnungen für das derb greifbare Leben und kann damit auch zum Jungbrunnen für die Schriftsprache selber werden. Zugleich aber kann dieses mundartliche Schrifttum nicht anders: es muß Heimatkunst sein, es kann seine Schauplätze nicht in Paris, London oder am Goldenen Horn wählen. Gefahr aber ist nicht vorhanden. In dem Augenblick, in dem die Bewegung zu weit

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

gehen sollte, wo sie eine Bresche legen wollte in die Einheit der Schriftsprache, da würde die Bewegung zurückfluten müssen ganz einfach aus Gründen der Zweckmäßigkeit: wer nicht mehr verstanden wird, gibt ganz von selber seine unverständlich gewordene Rede wieder auf.

Schwieriger erscheint es, die Entwicklung unserer Sprache in Schutz zu nehmen gegen solche Bedenken, die aus Erwägungen über die Schönheit der Erscheinungen stammen. Wir haben es hier zum Teil mit Gedanken zu tun, die auf die Lehren Hamanns und Herders zurückgehn. »Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts«, so heißt das glänzende Schlagwort, das Hamann geschaffen hat. Das will besagen, daß in der Ursprache das Wort durchaus sinnlich gewesen sei, stets begleitet mit einer sinnlichen Anschauung, stets etwas Greifbares, Hörbares, Schaubares bedeutet habe. Diese sinnliche Fülle der Anschauung, man begeistert sich für sie mit großer Lebhaftigkeit, man beklagt es, daß heute die Erscheinungswelt verblaßt sei, daß an die Stelle des Schaubaren das bloß Gedachte getreten sei.

Dazu sei zunächst Tatsächliches bemerkt. Der Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit ist gar nicht so groß, wie man es sich wohl vorstellt: die alte Zeit ist nicht so ausschließlich sinnlich, die neue nicht so unsinnlich, wie es dem oberflächlichen Blick erscheinen könnte. Wenn etwa der Indogermane das Wort ποινή aussprach, lateinisch poena, dem unser »Pein« entspringt; oder das Wort, aus dem lateinisch monere, unser neuhochdeutsches Wort »mahnen«, hervorgegangen ist, so hat er damit so wenig eine sinnliche Vorstellung verbunden wie wir selbst mit den Wörtern »Strafe« oder »Buße«, »denken« und »glauben«.

Auf der andern Seite ist die Gegenwart noch reichlich sinnenfreudig. Zwar ist es ihr versagt, beliebige Dinge mit beliebigen Lautgruppen neu zu bezeichnen. Aber unermüdlich hat sie aus dem Nichts Wörter geschaffen und kann sie Wörter schaffen, die Schall- und Bewegungsvorgänge im Lautbild festhalten: Wörter wie »bimmeln«, »planschen«, »plauschen«, »sumsen«, »tatschen«, »klatsch«, »patsch«, »bums« und »schrumm«. Und mit diesen Neubildungen kann das alte Spiel wieder beginnen, der Übergang von sinnlicher zu rein gedanklicher Bedeutung: von »patsch« kommt »Patsche«; »in

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

die Patsche«, d. h. in Verlegenheit geraten, und das Schallwort »Kladderadatsch« kann uns so viel bedeuten wie Zusammenbruch.

Trotzdem darf zugegeben werden, daß in jüngeren Tagen die Wörter mit überwiegender oder mit allein geltender gedanklicher Bedeutung zahlreicher sind als in älterer Zeit. Aber ist das nun wirklich ein Unglück? Und könnte es überhaupt anders sein? Wer es als wünschenswerten Zustand betrachten wollte, daß unsre Wörter noch durchaus sinnlich wären, der könnte ebensogut verlangen, daß unser Handel sich zur Abwicklung seiner Geschäfte der Kaurimuscheln bedienen solle, statt des Schecks, des Wechsels, der Banknote. Man kann geradezu sagen: das Verblassen der sinnlichen Bedeutung ist die notwendige Vorbedingung für jeden geistigen Fortschritt; erst wenn die Wörter wesentlich Wertzeichen geworden sind, können sie dem Zweck des geistigen Wechselverkehrs vollauf genügen. Wörter mit rein sinnlicher Bedeutung sind vielfach unhandlich wie die Schnüre mit den Kauris.

Das Wort »Fürst« z. B. hat ursprünglich bloß den Vordersten bedeutet, also eine reine Raumvorstellung verkörpert. Aber daß er der Vorderste sei, d. h. natürlich der Vorderste im Kampfe, der erste bei der Beuteverteilung, das war nur ein Teil der Gesamtanschauung. Um das volle Bild zu erhalten, mußte man etwa hinzufügen, daß er der Stärkste sei, der Klügste, der Vornehmste, der, der die meisten Kauris, das meiste Vieh besitzt.

Fast unmöglich wäre es natürlich gewesen, mit rein sinnlichem Wortstoff rein geistige Vorstellungen und Vorgänge zu bezeichnen, das Leben der Seele, Gott und Jenseits, Gut und Böse. Ohne das Unsinnlichwerden der Wörter keine Entwicklung sittlicher und religiöser Anschauungen. Die niederen Vorstellungen, wie sie etwa ursprüngliche Völker vom Leben nach dem Tode besitzen, sie sind zum Teil die notwendige Wirkung der noch sinnlich gebliebenen Sprache.

Aber es kommt noch etwas Weiteres hinzu. Wir können zweierlei Gattungen von Wörtern unterscheiden: einerseits solche, die für sich allein etwas bedeuten, Wörter wie »Tisch«, »Baum«, »Engel«, »Himmel«, »rund«, »süß«, »schlafen«, »fallen«, anderseits solche, die für sich allein keine befriedigende Vorstellung ergeben, die einer Hilfsvorstellung bedürfen: Wörter wie »Bruder«, »Schwe-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ſter«, »Herr«, »Diener«, »Teil«, »Erſatz«, »verwandt«, »übrig« und unzählige andre. Wir müſſen wiſſen, weſſen Diener jemand iſt, wofür Erſatz verlangt wird, mit wem Verwandtſchaft beſteht. Dieſe Beziehungen der Dinge, der Vorſtellungen zueinander ſind unſinnlicher Natur, können weder geſehen noch gehört werden. Nur Wörter mit gedanklicher Bedeutung ſind zu ihrer Wiedergabe brauchbar. Man kann alſo behaupten: Die ganze Verflechtung der menſchlichen Dinge kann nur gedacht und nur geſagt werden, wenn es Wörter mit unſinnlicher Bedeutung gibt.

Die Lobreden auf die alte Zeit gelten aber nicht bloß dem Inneren, ſondern auch der äußeren Geſtalt der Wörter. Wer einmal das gotiſche Vaterunſer des Ulfilas geleſen oder gehört hat, der ſtrömt über von Begeiſterung für die Klangfülle und Klangſchönheit der alten Sprache: »Atta unsa thu in himinam, weihnai namo thein, quimai thiudinassus theins«, und er beklagt die Armut der heutigen Sprache an vollen Ausgängen, die rückſichtsloſe Herrſchaft des tonloſen e in unſern Wortenden. Nun ſind wir ja heute ſo weit, daß uns die äußere Form, die bloße Schönheit eines Dinges nicht mehr in erſter Linie ſteht. Wir bauen unſre Häuſer von innen heraus; erſt der Zweck, dann die Zier. Daß aber die vollen Vokale den Zweck der Rede, die möglichſt raſche und leichte Mitteilung hemmen, liegt auf der Hand. Die vollen Endungen beanſpruchen mehr Kraft und mehr Zeit als unſre heutigen; ſie wären Verſchwendung für die Gegenwart, die »BGB« für das Bürgerliche Geſetzbuch ſagt, die von »Ila«, »Bugra« und »Hapag« redet. Ein einfacher Verſuch bringt die Beſtätigung. Ich habe mir von jenem Kapitel des Matthäus, in dem das Vaterunſer enthalten iſt, dreißig Verſe laut vorgeleſen, einerſeits in gotiſcher Sprache, anderſeits in der Überſetzung Luthers. Es ergab ſich, daß das Neuhochdeutſche nahezu ein Drittel weniger Zeit in Anſpruch nahm als die Sprache des Gotenbiſchofs. Das liegt nicht bloß an der größeren Dauer, die in den volleren und zahlreicheren Endſilben an ſich zukommt; es iſt auch wichtig, daß die kürzeren Wörter ſich leichter zu einheitlichen Betonungs- und Atemgruppen zuſammenſchließen, alſo auch weniger Pauſen und neue Einſätze der Stimme verlangen.

Dabei ſei noch ein beſonderer Fall ausdrücklich hervorgehoben. Wir betrachten es mit Recht als einen großen Vorzug unſerer neue-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ren Sprache, daß sie neuschöpferisch ist in der Bildung von Zusammensetzungen, die nicht nur zwei, sondern auch drei und mehr Wortstämme vereinigen, wenn wir uns auch nicht gerade für den »Dampfstraßenbahnaktiengesellschaftspräsidenten« begeistern können. Aber denken wir in unsre mehrgliedrigen Zusammensetzungen alle die vollen Endvokale der älteren Zeit eingefügt, so würden Bildungen von äußerster Unbequemlichkeit entstehen. Die »Dampfstraßenbahn« allein schon würde etwa »Dampfastraßonobana" lauten.

Wir dürfen freilich kaum annehmen, daß bei dieser Abschwächung oder Unterdrückung der Endsilben ein unbewußter Drang nach Beschleunigung oder gar die bewußte Absicht der Zeitersparung gewaltet hätte, wie überhaupt das bewußte Handeln in der Veränderung der Sprache eine sehr geringe Rolle spielt. Tatsächlich kann die Sprachwissenschaft bis auf den heutigen Tag die Ursachen des Sprachwandels nicht mit Sicherheit feststellen. Wir wissen bis jetzt nur soviel: Abschwächung und Untergang der Nebensilben hängt zusammen mit der starken Betonung, dem besonderen Nachdruck, der im Deutschen auf der sachlich wichtigsten Silbe, d. h. zumeist auf der Stammsilbe des Wortes liegt.

Wir können aber vielleicht doch noch einen Schritt weiter kommen. Es wird sich uns nachher zeigen, daß in jüngeren Zeiten der deutschen Sprache die Bedeutung der Wörter und Wortformen vielfach Verdeutlichung und Verstärkung erfuhr durch allerlei Zusätze, die zu ihnen hinzutraten. Diese Zusätze erfüllten jetzt Aufgaben der Bestimmung, der Unterscheidung, die ursprünglich den Endungen allein zukamen. Mit dieser Entlastung verloren die Endungen ihre frühere Wichtigkeit, und damit mindert sich auch ihr rein physisches Gewicht; sie brauchten nicht mehr so deutlich, nicht mehr so nachdrücklich ausgesprochen zu werden, wie zu der Zeit, da es Unheil angerichtet hätte, wenn sie nicht richtig verstanden wurden.

In den bis jetzt besprochenen Fällen von Bedeutungswandel, von Abschwächung und Verlust von Silben und Wörtern handelte es sich darum, daß die Sprache eine Einbuße erlitt an sinnlicher Kraft und sinnlicher Fülle, daß aber diese Einbuße sich als ein Gewinn erwies in geistiger Beziehung oder als ein Gewinn von Zeit und Kraft.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
GIESSEN

Dem gegenüber steht eine andre große Reihe von Erscheinungen, in denen sinnenfällige Glieder der Rede zugrunde gehen und andre an ihre Stelle treten.

Untergang und Aufstieg, Absterben sprachlicher Erscheinungen und Aufkommen neuer, lebenskräftiger Gebilde zeigen sich nirgend enger verflochten als in den Schicksalen, die die großen Reihen der Biegungsformen betroffen haben.

Unser Hauptwort hat in grauer Vorzeit nicht weniger als acht Kasus besessen: außer denen, die uns von der Schule her altbefreundet sind, d. h. dem Nominativ, Akkusativ, Genitiv, Dativ und Vokativ noch drei weitere mit einer besonderen räumlichen Bedeutung: einen Ablativ, der auf die Frage woher? stand, einen Lokativ auf die Frage wo? und einen Instrumentalis, der die Begleitung, das Mittel bezeichnete. Noch vor dem Auftreten unsrer Sprachquellen sind Ablativ und Lokativ verschwunden, zumeist deshalb, weil die Endsilben undeutlich geworden waren. Dann ist in den ersten Jahrhunderten, die durch sprachliche Denkmäler vertreten sind, auch der Instrumentalis im Orkus versunken. Und alles, was seinen Ausdruck durch die abgestorbenen Kasus gefunden hatte, wurde auf die Schultern eines einzigen unter den überlebenden gelegt, nämlich auf den Dativ, der an dieser Last schwer zu tragen hatte.

Kein Zweifel, es muß diese Entwicklung als eine empfindliche Einbuße erscheinen, und es hätte die Belastung des Dativs zu Undeutlichkeiten führen müssen. Daher sind die verschiedenen räumlichen Vorstellungen, die ihm aufgebürdet waren, durch Vorwörter näher erläutert worden: z. B. die Trennungsbedeutung durch »aus«, durch »von«; die Antwort auf die Frage wo? wird durch »an«, »in«, »auf«, »bei« gegeben, die Bedeutung des Instrumentals durch »mit« zum lebhafteren Ausdruck gebracht. Damit ist nicht nur der Verlust gegenüber der älteren Zeit gedeckt, sondern sogar ein Fortschritt erzielt. Denn es waren doch sehr verschiedene Vorstellungen, die Bedeutungen des »an«, »in«, »auf», »bei«, die ursprünglich der Lokativ allein hatte verkörpern müssen.

Aber auch der eingeschränkte Bestand der vier Kasus Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ, ist nicht von ewiger Dauer gewesen. Fast die gesamten Mundarten der Gegenwart haben auch noch den Genitiv eingebüßt, und auch in der Schriftsprache ist dieser Kasus

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

gegenüber früheren Zeiten stark zurückgetreten. Auch dieser Verlust ist wieder entstanden, weil die Endung des Kasus in vielen Fällen undeutlich geworden war.

Hier können wir einmal in lehrreicher Weise die Probe auf die Rechnung machen. Wir können zeigen, daß da, wo der Genitiv erhalten ist, die eben genannten Ursachen seiner Unzulänglichkeit nicht bestanden. Der Genitiv ist nicht untergegangen in gewissen südlichen Gebieten, wie in der Schweiz im Kanton Wallis. Und gerade hier sind die Endungen der Kasus noch deutlicher als anderswo voneinander geschieden. Insbesondere sind die vokalischen Endungen fast noch ganz in der vollen Gestalt erhalten, wie sie etwa das achte Jahrhundert gekannt hat.

Und auch den Gründen für diese Behauptung des ursprünglichen Lautstandes vermögen wir vielleicht noch nachzukommen. Man darf nicht etwa sagen, daß jene Gebiete besonders zäh gewesen seien in der Bewahrung des Alten, denn in andern Dingen haben sie sich ebenso oder noch mehr als andre Mundarten fortschrittlich gezeigt. Die Sache liegt vielmehr wohl folgendermaßen: in den andern Mundarten hat sich die Abschwächung der vollen Endungen ungefähr im elften Jahrhundert vollzogen. Wir können annehmen, daß die alemannischen Vorfahren dieser südlichsten Deutschen zu jener Zeit bereits in romanisches Gebiet eingerückt waren, und auch der Boden, auf dem sie heute erscheinen, ist altromanisches Land, und Romanen sind es, an die sie im Süden grenzen. Diese Romanen aber kannten nicht die so starke Hervorhebung der Hauptsilbe gegenüber der Nebensilbe, die sonst die Abschwächung herbeigeführt hat, und diese Eigenart können sie auf die deutschen Nachbarn und Nachfolger übertragen haben.

Wo nun aber der Genitiv in der lebendigen Rede tatsächlich untergegangen ist, da hat der Verlust auch wieder Förderung gebracht. »Das Haus meines Vaters« stellt ein Besitzverhältnis dar; »ein Stück des Gartens« bezeichnet ein Teilverhältnis: also zwei ganz verschiedene gedankliche Verknüpfungen erhalten denselben sinnlichen Ausdruck. In der Mundart dagegen heißt es: »meinem Vater sein Haus«, aber: »ein Stück von dem Garten«: zwei verschiedene Bedeutungen, zwei verschiedene Mittel der Bezeichnuug. Mit solchen Spaltungen verfährt die Sprache wie das Leben der Natur und das

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Leben der Menschheit überhaupt. Beim niederen Tier sind Geruch und Geschmack oder die Fortpflanzung und die Verarbeitung der Nahrung denselben Körperteilen übertragen: der Aufstieg zur höheren Entwicklung schafft jeder Aufgabe das eigne Werkzeug.

Trotzdem gibt es weiche Gemüter, denen die Einbußen des Genitivs Kummer und Ärgernis bereiten, die ängstlich besorgt sind, das kostbare Gut zu festigen, ja zu mehren. Man kann der Forderung begegnen, daß in Straßennamen, Namen von Plätzen usw. die Namen von Personen jeweils in der Form des Genitivs zu erscheinen hätten. Man müßte also »Bismarcksplatz«, »Schillersgymnasium« sagen. Mit solcher Forderung versündigt man sich gegen den Sprachgebrauch und gegen den sehr weisen Gang der Sprachgeschichte. Denn die genaue Beobachtung lehrt, daß die Sprache einen deutlichen Unterschied macht zwischen Bildungen mit Vornamen und solchen mit Zunamen. Es heißt »Ludwigsplatz«, »Kaiser-Wilhelms-Kanal«, aber »Schillerplatz», »Schillerlinde« »Goethegymnasium«. Und diese Unterscheidung hat ihren guten Grund. In der älteren Zeit wurden für solche Benennungen insbesondere die Namen der Fürsten verwandt, die unsern heutigen Vornamen gleichzusetzen sind. Und »Karlsruhe« war wirklich die Ruhe Karls, die »Karlsschule« wirklich die Schule Karls, die Schule, die ein Karl gegründet hatte.

In späteren Zeiten kam man dazu, auch andern als regierenden Persönlichkeiten in den Bezeichnungen von Örtlichkeiten und Baulichkeiten ein Denkmal zu setzen: hier wurden naturgemäß die Zunamen verwendet. Diese gewöhnlicheren Sterblichen, sie waren nicht mehr die Begründer der Schule, sie haben nicht auf dem Platz oder in der Straße gewohnt, die ihren Namen tragen. Es heißt also »Bismarckplatz«, denn es ist kein Platz Bismarcks; es heißt »Goetheschule«, denn es ist nicht die Schule Goethes. Nachdem diese Regel sich einmal durchgesetzt hat, greift sie auch dann ein, wenn die Auflösung durch Hauptwort mit Genitiv tatsächlich möglich wäre: es heißt »Bismarckdenkmal«, obwohl es sich um ein Denkmal Bismarcks handelt. Also die neue Scheidung, die die Sprache geschaffen hat, wird wiederum neuen Aufgaben, einer neuen Stufe der sachlichen Entwicklung gerecht.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Das gleiche Spiel wie beim Hauptwort treffen wir auch beim Zeitwort; auch hier ein Ab und Auf von Verlust und Neubildung.

Die indogermanische Urzeit hat u. a. eine besondere Form zur Bezeichnung einer künftigen Handlung besessen. Diese Form ist schon in der ältesten germanischen Zeit verschwunden, aus Gründen, die sich nicht deutlich erkennen lassen. Aber gleich in den frühesten Quellen des Germanischen beginnen wieder die Versuche, für das Fehlende Ersatz zu schaffen. Ulfilas, der Übersetzer der gotischen Bibel, bemüht sich, der griechischen Zukunftsform gerecht zu werden etwa durch die Umschreibung mit »haben«: haba taujan, d. h. »ich habe zu tun«, ungefähr soviel wie »ich werde tun«. Das ältere Deutsch hat einen anderen Weg eingeschlagen, wenn es sagt: »ich skal tuon», d. h. »ich soll tun«; es liegt aber die gleiche Anschauung zugrunde wie bei dem Goten, die Annahme, daß aus der Verpflichtung, etwas zu tun, in der Regel die Erfüllung hervorgehen wird. Diese Umschreibung mit »sollen« hat freilich den Nachteil einer gewissen Unklarheit: es ist sehr oft undeutlich, ob es sich nur um die Angabe des Zukünftigen oder noch um die Betonung der Verpflichtung, der Bestimmung handelt. So war der Boden vorbereitet, für eine neue Bildung, die von jenem Mangel frei war: der zukünftige Vorgang wird jetzt ausgedrückt durch »ich werde tun«, »ich werde kommen« usw. Die ältere Umschreibung mit »sollen« zieht sich wieder auf ihre ursprüngliche Stellung, auf den Ausdruck der Verpflichtung zurück.

Zur Bezeichnung der Vergangenheit besaß jene indogermanische Vorzeit zwei ihrem Wesen nach verschiedene Formen. Die eine — nennen wir sie Präteritum — diente einfach dem Bericht, der Erzählung; die zweite — das Perfektum — stellte fest, welcher Zustand der Gegenwart aus dem Vorgang der Vergangenheit sich ergeben hat. Die ältesten Quellen des Germanischen wissen nichts mehr von diesem Unterschied; sie besitzen nur noch eine Form, die von dem Vergangenen Kunde gibt. Aber bald tritt auch hier eine Neuschöpfung ein: statt der einen Form des Indogermanischen besitzen wir schließlich deren drei: »ich tat«, »ich habe getan« und »ich hatte getan«. Mit der Form »ich hatte getan« haben wir auch etwas erhalten, was bis dahin gefehlt hatte: die Möglichkeit, das zeitliche Verhältnis des einen Vorgangs zu einem andern zu be-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

zeichnen: »Da sie ihn aber gekreuziget hatten, teilten sie seine Kleider.«

Und noch zu einer zweiten Feinheit hat uns die Neuschöpfung verholfen. Wir unterscheiden: »ich habe gesessen«, »ich habe geritten« und »ich bin gesessen«, »ich bin geritten«. »Ich habe geritten« bringt zum Ausdruck, daß die Handlung in der Vergangenheit Dauer gehabt hat; wir können sagen: »ich habe drei Stunden geritten«; dagegen »ich bin geritten, ich bin von Gießen nach Frankfurt geritten« bezeichnet einfach den Abschluß eines Vorgangs.

Nirgend aber drängt sich eine größere Fülle von Erscheinungen als auf dem Gebiete des Wortschatzes: unablässig vollzieht sich der Wechsel von Altem und Neuem; ermüdete, unbrauchbar gewordene Truppen werden aus dem Kampf zurückgezogen, frische, besser ausgerüstete treten an ihre Stelle.

Um die Person zu bezeichnen, die eine Handlung ausführt, standen ursprünglich ganz einfache Bildungen zur Verfügung, von denen wir noch heute einzelne Reste besitzen: wer bürgt, ist der »Bürge«, wer zeugt, der »Zeuge«, wer fährt, der »Ferge«; wer bäckt, das war der »Beck«, der noch vielfach in Personennamen vorliegt, im einfachen Namen »Beck«, wie in »Brotbeck«, »Geistbeck«, »Lotzbeck«. Eine jüngere Zeit hat zum selben Zweck eine vollere Bildung verwendet, eine Bildung mit der Silbe »er«: jetzt wird von »backen« der »Bäcker« abgeleitet, von »erzeugen« »Erzeuger«, von »fahren« »Fahrer«. Ein weiterer Schritt, und es tritt an die Stelle der Ableitung ein vollständiges Wort: der »Ackerer« wird zum »Ackersmann«, der »Ferge« zum »Fährmann«, der »Wanderer« zum »Wandersmann«, die »Wäscherin« zur »Waschfrau«, zum »Waschweib«, die «Pflegerin« zur »Pflegeschwester«, die »Schwätzerin« zur »Schwatzbase«, der »Schreier« zum »Schreihals«. Auf einer letzten Stufe der Entwicklung werden sogar Bestandteile von Eigennamen oder die Eigennamen selbst zur Bildung solcher Wörter verwendet: der »Trinker« wird zum »Trunkenbold« (man vergleiche Namen wie »Humboldt«, »Kurzbold«, »Seibold«), der sich »Drückende« wird zum »Drückeberger«, der »Wühler« zum »Wühlhuber«, der »Prahler« zum »Prahlhans«, der »Heuler« zum »Heulmeier«.

Ganz ähnlich ging es mit den Wörtern, die eine Mehrheit bezeichnen sollen. Von alters her wurden hierfür Bildungen mit der

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Vorsilbe »ge=« geschaffen; der »Berg«: das »Gebirge«, das »Feld«: das »Gefilde«, der »Wurm«: das »Gewürm«; eine Mehrheit von Knechten hieß im Mittelhochdeutschen das »Geknichte«. Aber wenn wir heute eine Mehrheit von Kindern, von Menschen bezeichnen wollen, so bilden wir nicht das »Gekinde« oder das »Gemensche«, sondern die »Kinderschar«, die »Menschenmenge«, die »Menschheit«. Eine Menge von Häusern ist uns nicht ein »Gehäuse« — das wäre arg mißverständlich —, sondern eine »Häusermasse«, ein »Häuserviertel« oder — man verzeihe das Fremdwort — ein »Häuserkomplex«. Das »Gebäck« wird zum »Backwerk«, »Gebüsch« und »Gesträuch« zum »Buschwerk«, zum »Strauchwerk«, das »Geschühe« der älteren Sprache zum »Schuhwerk«.

Aber nicht bloß gewisse Bildungsweisen sind zurückgetreten oder untergegangen, um andern, lebenskräftigeren Platz zu machen. Auch ganze Wörter, ganze Wortstämme sind verschwunden und durch andere ersetzt worden. Ein uraltes germanisches Wort für Kampf und Krieg ist das Wort »hadu« gewesen, das noch in Namen wie »Hadwig« und »Hadubrand« fortlebt. Aber schon den ältesten Quellen des Englischen oder des Deutschen ist das Wort in seinem selbständigen Dasein abhanden gekommen; es erscheint nur noch als Glied von Zusammensetzungen, als Bestandteil von Eigennamen. Es hat die Herrschaft an zwei andere Wörter abgeben müssen, die freilich früher auch schon vorhanden waren, an »gund« und »hild«, die uns heute gleichfalls noch in Eigennamen geläufig sind, wie »Gunther«, »Hildgund« und »Kriemhild«. Die Wörter »gund« und »hild« sind im ältesten Englisch durchaus gebräuchlich, dagegen unsern hochdeutschen Quellen schon in der frühesten Zeit nicht mehr vertraut. Hier ist »wig« an ihre Stelle getreten, das noch in Namen wie »Wighart« - »Wichert«, »Wigand«, »Weigand« vorliegt. Dieses »wig« hat die alte Zeit bis hinein in die mittelhochdeutsche Dichtung beherrscht, wo dann das Wort »Streit« die Führung erhält, dazu das Wort »Sturm«, indem das Wüten des Kampfes mit dem Toben von Wind und Wetter verglichen wird. Erst die neuhochdeutsche Zeit hat den Wörtern »Kampf« und »Krieg« zu entscheidender Bedeutung verholfen.

In ähnlicher Weise haben die Waffenbezeichnungen einander abgelöst. Die älteste Waffe zu Wurf und Stoß ist der »Ger«. Das Wort ist aber bereits im zwölften Jahrhundert altmodisch geworden.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Eine Zeitlang tritt dafür das Wort »Spieß« hervor, aber die eigentliche höfisch-ritterliche Waffe, mit der Hartmanns und Gottfrieds Helden kämpfen, das ist der »Speer«. Mit dem Verfall des Rittertums verschwindet auch der »Speer«, und der Spieß kommt wieder zu seinem Recht als die Waffe des Fußvolks. Unsre Reiter endlich ziehen mit der »Lanze« in die Schlacht. Die alte Hieb- und Stoßwaffe ist das »ecke«, was noch im Namen »Eckehart« fortlebt. Es wird abgelöst durch das »Schwert« und dieses wieder durch »Degen«, »Pallasch« und »Säbel«, durch »Rapier« und »Florett«. Oder ein friedliches Beispiel: Das älteste Wort, das der Germane für die Handlung des Schreibens verwendet hat, war das Wort »writan«, das englische »to write«, das wir noch im Worte »Reißzeug« besitzen, und das so viel wie »einritzen« bedeutet hat, einritzen in Holz, Metall oder Stein. Als aber ein neues Verfahren aufkam, als die Buchstaben mit einem Farbstoff aufgetragen wurden, da hat Ulfilas das Wort »malen« verwendet, bis endlich im eigentlichen Deutschen das Wort »schreiben« zur Herrschaft gelangte, entlehnt aus dem Lateinischen. Hier hat der Mangel, der dem Fremdwort anhaftet, sein Mangel an Deutlichkeit und Anschaulichkeit, einmal einen gewissen Vorteil gehabt: »schreiben« konnte von vornherein Eingeritztes, Eingehauenes, Aufgemaltes in gleicher Weise bezeichnen.

Damit sind wir aber zur Betrachtung einer Erscheinung hingeführt, die ganz besonders tief in das Leben der Sprache eingreift: zur Frage des Fremdworts. Es kann nicht meine Absicht sein, hier jedes Für und Wider zu erörtern. Wir haben es nur zu prüfen im Hinblick auf unsern Grundgedanken, auf die Frage, ob das Neue Förderung, Bereicherung der Sprache gebracht hat oder Verderbnis, Verfall bedeutet.

Es ist überhaupt sehr bedauerlich, daß die rein wissenschaftliche Betrachtung der Fremdwörter noch arg im Rückstand ist. Die älteren Bände des Grimmschen Wörterbuchs haben sich kaum um das Fremdwort gekümmert. Rudolf Hildebrand hat sich in seinem Anteil am Wörterbuch nach Kräften gesträubt, Wörter als Fremdwörter anzuerkennen. Erst vor kurzem haben wir von Hans Schulz die erste Hälfte eines wissenschaftlichen Fremdwörterbuchs erhalten.[1])

[1]) Ein weiterer Band, bearbeitet von Otto Basler, ist jetzt im Erscheinen begriffen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

In bezug auf die formale Behandlung des Fremdworts bedarf es noch vielfältiger Untersuchungen.

Stellen wir nun von unserem Standpunkt aus die Frage nach dem geschichtlichen Wert des Fremdwortes, so scheinen wir in eine üble Zwickmühle zu geraten. Unsre Zeit erhebt begeistert die Forderung: Hinweg mit dem fremden Wesen in jeglicher Gestalt! Aber unsre ganze Betrachtung scheint das Recht der Fremdwörter zu erweisen. Sie sind da; sie sind sehr kräftig da. Man könnte sagen: zu allen Zeiten, in immer größerer Masse, sind Fremdwörter in das Gebiet der deutschen Sprache eingedrungen. Wenn es also wahr ist, daß der Gang der sprachlichen Entwicklung einer inneren Notwendigkeit gehorcht, daß die Sprache immer vollkommener ihren Zwecken sich anpaßt, dann ist es Torheit, dann ist es zweckwidrig, sich den Fremdwörtern entgegenzustemmen. So könnte man sagen, und so hat man tatsächlich gesagt. Mit einem solchen Schlußverfahren kann man freilich auch noch zu ganz anderen Folgerungen gelangen. Man könnte sagen: Seit Jahrhunderten sind immer wieder die Franzosen in deutsches Land eingebrochen: also ist das eine geschichtliche Notwendigkeit, die wir anerkennen müssen; also legen wir die Hände in den Schoß, berufen wir unsre Truppen aus Frankreich zurück und verzichten wir darauf, in einem künftigen Frieden unsre Grenzen nachdrücklich sichern zu wollen. Und noch eins. Wer auf die geschichtlichen Tatsachen Wert legen will, daß immer wieder fremde Wörter bei uns eingewandert sind, der darf die andre geschichtliche Tatsache nicht vergessen, daß der Kampf gegen die Fremdwörter, das Bemühen, Fremdes durch Heimisches zu ersetzen, auch bald ein Jahrtausend alt ist. Wie die deutsche Sprache aussehen würde, wenn nicht immer wieder vaterländisch gesinnte Männer sich um ihre Reinheit bemüht hätten, das wissen wir nicht. Es ist also die bare Willkür, wenn die Leute meinen, man solle die Entwicklung ruhig der unbewußten Natur überlassen; der Strom werde sich von selber regulieren, wie er das schon bisher getan habe. Seltsam, daß die Vertreter dieser Anschauung es für notwendig halten, die Verdeutschungsbestrebungen zu bekämpfen; sie müßten das Vertrauen haben, daß die unbewußte Natur das Störende von selbst ausscheiden werde.

Für die Beurteilung der Frage, ob das Fremdwort nicht in Widerspruch stehe mit der Lehre von der fortschreitenden Entwicklung

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der Sprache, ist ein Umstand von entscheidender Bedeutung. Beim Eindringen des Fremdworts sind zum Teil außersprachliche Mächte am Werke, Mächte, die in der sonstigen Sprachentwicklung kaum eine Rolle spielen: die Eitelkeit der Menschen, die Sucht, etwas darzustellen, aber vor allem die durch Jahrhunderte wirkende Schwäche Deutschlands und die daraus erwachsende Schwäche unsers Volksbewußtseins. Sie haben es verschuldet, daß bis ins vorige Jahrhundert hinein die Sprache des Hofes, die Sprache der höheren Gesellschaftsschichten das Französische gewesen ist. So sind ohne inneren Grund zahllose fremde Bestandteile in die deutsche Rede eingeführt worden, und die unteren Schichten des Volkes haben sie mit Begier aufgenommen. Jene Schwäche, sie hat es verschuldet, daß wir zusehen müssen, wie das Ausland uns wegen unsrer Fremdwörter mit Spott und Hohn überschüttet bis auf die heutige Stunde. Und noch heute fehlt es nicht an hartnäckigen Verteidigern der Eindringlinge!

Die seltsame Begeisterung für das fremde Sprachgut wird zum Teil nur dadurch verständlich, daß seine Verehrer gar keine Ahnung davon haben, in welchem Umfang sie selbst den Verdeutschungsbestrebungen verpflichtet sind, in welchem Umfang unsre Sprache von derartigen bewußten Neubildungen durchsetzt ist, also durch den Kampf gegen die Fremdwörter ganz unmittelbare Bereicherung erfahren hat. Ich verweise auf Wörter wie »altertümlich«, »zerstreut«, »abrüsten«, »sich eignen«, »Bahnsteig«, »Ergebnis«, »fragwürdig«, »Gegenstand«, »Kleinbahn«, »Mundart«, »Öffentlichkeit«, »Vertrag«, »Vollmacht«, »Wörterbuch«, die mit bewußter Absicht an die Stelle von lateinischen oder französischen Wörtern gesetzt worden sind. Unsre heutige Geschäftssprache redet von »Senior« und »Junior«; in der ältesten Zeit hat man »junior« in deutschem Sprachstoff nachgebildet, und so entstand das Wort »Jünger«. Ebenso ist das Wort »Herr« ursprünglich die Steigerung unsers Wortes »hehr«, das früher »alt« bedeutet hat, und gibt so das lateinische senior wieder, das im Romanischen zu signore, seigneur gewandelt wurde.

Daran zeigt sich zugleich, wie schwankend der Begriff des Unentbehrlichen ist. Ehe das Wort »Bahnsteig« von Otto Sarazin geprägt wurde, hat zweifellos jedermann das Wort »Perron« für unentbehrlich gehalten. Sehr lehrreich ist die lange Liste von an-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

geblich unentbehrlichen Fremdwörtern, die vor dreißig Jahren Gustav Rümelin aufgestellt hat. Unter ihnen erscheinen z. B. »Alinea«, »arbiträr«, »Asot«, »contrasignieren«, »degenerieren«, »divertieren«, »gouvernieren«, »incamerieren«, »minorenn«, »planieren«, »Ranzion«, »Rectangel«, »Relicten«, »Revenuen», Wörter, die wir zum Teil kaum verstehen, und für die uns die besten deutschen Wörter zur Verfügung stehn.

Man hat auch behauptet, daß mit der Verdrängung des Fremdworts durch ein deutsches die Sprache einen empfindlichen Verlust erfahre. Das ist maßlos übertrieben. Ich wüßte nicht, welcher Verlust erlitten würde, wenn »Resultat« neben »Ergebnis« ganz verschwände, oder welches Unglück geschah, als »Tête« durch »Spitze«, »Avantgarde« durch »Vorhut« ersetzt wurde. Zugleich kehrt hier der so oft begangene Fehler wieder, daß man das Fremdwort für sich allein betrachtet, statt den Blick auf die Schicksale des Sprachschatzes überhaupt zu richten. Auch wenn echt deutsche Wörter untergehen, ist damit häufig die Einbuße irgendeiner Beziehung, irgendeiner Färbung verbunden.

Der Kampf gegen das Fremdwort soll aber im besonderen dadurch eine Verarmung der Sprache herbeiführen, daß er eine Minderung an gleichbedeutenden Wörtern, an Vertretern für einen bestimmten Vorstellungskreis zur Folge habe. Aber wie liegen denn die Dinge wirklich? In sehr zahlreichen Fällen war zunächst das Fremdwort allein vorhanden; gerade die Verdeutschungen sind es gewesen, die erst den größeren Vorrat geschaffen haben; ihre Gegner müßten also diese Bestrebungen mit Dankbarkeit begrüßen, statt sie leidenschaftlich zu bekämpfen.

Kein Mensch wird leugnen, daß das Streben nach Verdeutschung auch höchst unglückliche Gebilde hervorgebracht hat. Wer damit etwas gegen die Sprachreinigung überhaupt beweisen will, dem fehlt wieder der Blick für die Geschichte unserer Sprache. Hunderte und Tausende von neuen Wörtern werden durch die Zeiten hindurch neu geschaffen, auch ohne die Absicht der Sprachreinigung, und ein großer Teil von ihnen führt nur das Leben eines Tages, taucht wieder unter, weil keine glückliche Hand sie gebildet hat, weil sie nicht den wirklichen Zwecken der Sprache dienen.

Daß die Fremdwörter in besonders hohem Maße den Zwecken

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der Sprache zuwider sind wegen ihrer Unklarheit, ihrer Verschwommenheit und Unbestimmtheit, das brauche ich nicht weiter auszuführen. Nur ein einziges Beispiel sei hervorgehoben, das eine Rolle gespielt hat in den kriegerischen Stürmen unserer Zeit. Als seinerzeit der tapfere Befehlshaber von Przemysl die Aufforderung erhielt, seine Feste zu übergeben, da hat er es abgelehnt, eine »meritorische« Antwort zu erteilen. Ich glaube, Millionen von Deutschen haben nicht gewußt, daß das nichts andres bedeutet, als eine auf die Sache selbst eingehende Antwort; am wenigsten haben es die gewußt, die das aus dem Lateinischen stammende Wort mit Hilfe des Lateinischen sich deuten wollten.

Man hat zugunsten des Fremdworts geltend gemacht, daß es die Verständigung im fremden Lande erleichtere. Gewiß ist es bequemer, in romanischen Ländern nach la poste zu fragen, als in Griechenland nach der ἐπιστολική, aber wer darauf großes Gewicht legen will, zeigt wiederum die Enge seines Blickes. Denn es gibt Hunderte, viele Hunderte von Fremdwörtern, die uns in der Fremde völlig im Stich lassen, ja vielleicht geradezu in Verlegenheit bringen. Wer auf einem Pariser Bahnhof nach dem »Perron« hätte fragen wollen, würde gänzlichem Unverständnis begegnet sein. Und wer in Frankreich an sommerschwülen Tagen erklären wollte: Ich bin echauffiert — je suis échauffé —, der würde etwa seinem Tischgenossen die erstaunliche Mitteilung machen, daß er an Verstopfung leide.

Die verständnisfeindliche, die verkehrshemmende Wirkung des Fremdworts, sie trifft jedoch nicht bloß den einzelnen, sie greift tief ein in das Leben des Volkes. Wie oft lachen wir über die Entstellungen, die das Fremdwort im Munde des Halbgebildeten, des Ungebildeten erfährt! Aber im Grunde ist das Lachen nicht an seinem Platze; es handelt sich vielmehr um eine sehr ernste Sache. Mit den Schwierigkeiten, die die Schreibung, die Biegung, das Verständnis des Fremdworts bietet, wird nur der Gebildete, der Kenner fremder Sprachen einigermaßen fertig. Der Arbeiter, die Frau aus dem Volke scheitern oft genug an den Aufgaben, die ihnen das Fremdwort stellt, und sie empfinden vielfach aufs peinlichste dieses Scheitern. Es fällt in der Sache oft schwer genug, daß die verschiedenen Schichten der Bevölkerung sich verstehen. Dulden wir nicht, daß in der Sprache, in dem äußeren Mittel der Verständigung, sich

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Klüfte auftun oder bestehen bleiben. Und so weisen hier sprachliche Bestrebungen und vaterländische Bestrebungen gemeinsam zum selben hohen Ziel. In einer Zeit, die keine politischen Parteien mehr kennen will, darf es auch keine sprachlichen Scheidewände mehr geben. Und darum: Hie gut deutsch allewege!

*

4. Wandlungen im deutschen Satzbau.

Festvortrag gehalten bei der 25-Jahrfeier des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zu Dresden, am 11. September 1910.

Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 5. Reihe, 77.

Fünfundzwanzig Jahre sind uns dahingeflossen im Dienste ebenso schöner wie schwerer und entsagungsvoller Arbeit. Denn der Sünder sind viele, die der Predigt bedürfen, und der Unverstand ist groß, der Wille nicht immer der beste. Aber das Schwere liegt vor allem in der Eigenart der Aufgabe. Unsere Arbeit geht auf das Handeln des Menschen; sie will ihn erziehen zu sprachlicher Sittlichkeit. Aber wir haben keine heiligen Bücher, mit denen wir unsere Lehren begründen können; wir wissen längst, daß unsere Klassiker nicht die Glaubensquelle sind, die fromme Einfalt in ihnen zu erschauen vermeinte. Die Lehren, die wir verkünden wollen, wir müssen sie selber erst prägen. Wir müssen selber die Gesetze suchen in der Erscheinungen Flucht. Denn die Gesetze der Sprache sind nichts Bleibendes; alles ist in beständigem Fluß, und nur der vermag das Wesentliche zu sehen, der zu ermessen weiß, was in den großen Zug der Entwicklung hineinpaßt, was nur Ergebnis flüchtiger Laune und bald wieder hinweggespült wird von dem flutenden Leben.

Wenn wir so danach ringen, die Erscheinungen zu sichten und zu beherrschen, so tun wir ein Werk der Wissenschaft. Wohl weisen wir es weit von uns ab, ein Verein von Gelehrten zu sein; aber die Arbeit des Gelehrten ist uns unentbehrlich. Und so mag es auch heute einem Manne der Wissenschaft vergönnt sein, zu Ihnen zu sprechen, zu reden von den Mächten, die den Wandel im deutschen Satzbau beherrschen; im deutschen Satzbau, denn zumal auf den deutschen Satzbau beziehen sich die Schwierigkeiten, die uns

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

die deutsche Rede bereitet. Und so seltsam es klingt, in den verwickelten Erscheinungen des Satzbaus lassen sich leichter die treibenden Kräfte erkennen, als in den Umbildungen der Laute, der Formen: schon deshalb, weil die Erscheinungen des Lautwandels zahllos sind wie der Sand am Meere; oft stimmen schon eng benachbarte Ortschaften in manchen Punkten nicht überein. Anders bei der Satzfügung. Da gelten durch weite Gebiete dieselben Gesetze, und was in der Vergangenheit sich vollzog, findet sein Seitenstück in den Tagen der Gegenwart.

Dennoch gibt es auch hier Dinge, die uns fremd geworden sind, die wir nur mit Mühe uns wieder verständlich machen. Es sei erinnert an eine Tatsache der altdeutschen Wortstellung. In einem bekannten Gedicht preist Walter von der Vogelweide des fürsten milte uz Osterriche, aber nicht die Milde stammt aus Österreich, sondern der Fürst; es handelt sich um des Fürsten von Österreich milde Gesinnung. Oder es heißt: warf ich den bal in des hant von Riuwental, in die Hand des (Herrn) von Reuental; durch des Propheten Mund Ezechiel, das ist: durch des Propheten Ezechiel Mund. Ganz dasselbe gilt, wenn ein doppeltes Beiwort zerlegt wird: der stolze König zieht sein starkes Schwert und gut; himmlischer Vater und hehrer. Allgemein gesagt: Man vermeidet es, dem Hauptwort eine mehrgliedrige Bestimmung vorangehen zu lassen; man nimmt nur einen Teil voraus und trägt das weitere nach.

Aber auch solche Seltsamkeiten erklären sich durch das Spiel bekannter Kräfte. Eine der stärksten Mächte, die im Weltall wie im Menschenleben wirksam werden, ist eine Kraft, die dem Hervorbringen von Wirkungen entgegengesetzt scheint, die Kraft der Trägheit, des Beharrens. In mannigfaltiger Weise spielt sie nun auch im Leben der Sprache ihre Rolle. Am Werden einer Aussageform ist zumal das Gedächtnis beteiligt; die Gestalt, die einer Vorstellung herkömmlich verliehen wird, erhält sie jedes neue Mal, wenn das Gedächtnis willig ist, wenn keine Nebenvorstellung sich eindrängt. Oft genug aber verlaufen die Dinge ganz anders. Es kann geschehen, daß ein Gedanke mehr als eine Form annehmen kann, und daß zwei Formen zugleich vom Gedächtnis dargeboten werden. So ergibt sich ein neues Drittes, eine Misch-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

fügung, in die Teile der beiden überlieferten aufgenommen werden. So entsteht die bekannte Wendung der Zeitungsanzeige: Der sich noch in gutem Zustande befindliche Tisch; so heißt es: aus Spaßes halber, ein Mann mit Namens Müller, paß acht für paß auf oder gib acht; aus des Vaters Haus und dem Vater sein Haus wird des Vaters sein Haus, was namentlich in älterer deutscher Rede begegnet, aber auch in heutiger Mundart. Im Wallis heißt es wessi für wes sein; dessi für des sein, im Sinne von wessen, dessen.

Aber auch ganz feste Wendungen der Schriftsprache haben sich so gebildet: er arbeitet, um sein Brot zu verdienen mischt die beiden Fügungen: er arbeitet um sein Brot — und: er arbeitet, sein Brot zu verdienen.[1])

In solchen Fällen wirken die beiden Fügungen, die auf den Redenden eindringen, in ungefähr gleicher Stärke, als zwei gleich ausgeprägte Größen. Grundsätzlich geschieht aber nichts anderes, wenn sich das vollzieht, was die Sprachwissenschaft als Analogiebildung bezeichnet, als Angleichung des einen Gebildes an ein anderes, an eine Gruppe von anderen, wenn auch das Verhältnis der Kräfte, der Grad der Umgestaltung sich anders bemißt als bei den Mischbildnngen. Ein anschauliches Beispiel gibt uns die Umschreibung der Vergangenheit. Ich habe ein Brot gekauft; ich habe ein Stück Geld gefunden, das ist ursprünglich nichts anderes als: ich habe, d. h. ich besitze ein gekauftes Brot, ein gefundenes Stück Geld. In solchen Fällen wird aber in der Regel der Besitzer zugleich der sein, der das Brot selbst gekauft und das Geld gefunden hat. Es wird also der Ausdruck für die Handlung und für den sich daraus ergebenden Zustand ziemlich gleichwertig. Hier setzt nun die Wirkung der Angleichung ein. Statt ich hörte, ich sah, sagt man auch »ich habe etwas gehört«, »ich habe etwas gesehen«, obgleich man das Gehörte, das Gesehene nicht selber hat oder besitzt. Und das kann noch weiter greifen: es gibt zwar noch etwas Gehörtes, etwas Gesehenes, aber nicht mehr etwas Geschlafenes, etwas Gesessenes, und dennoch bildet man auch: ich habe geschlafen, ich habe gesessen,

[1]) Eine andere Erklärung gibt H. Paul in seinem Wörterbuch; ich schließe mich ihr jetzt an, vgl. meine deutsche Syntax II, 335.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

weil eben ich fand und ich habe gefunden, ich sah und ich habe gesehen gleichwertig geworden waren.

Ein anderes Beispiel bietet der Wandel in der Stellung des Genitivs. In alten Zeiten geht dieser Kasus in allen Fällen seinem Hauptwort voraus. Heute sind es nur noch die Bezeichnungen von Personen, die die Voranstellung ertragen; alles andere ist hinter das Hauptwort gerückt: des Vaters Stock, aber: der Fuß des Tisches, ein Pfund des besten Kaffees. Das eine wie das andere erklärt sich dadurch, daß es durch verwandte Fügungen gestützt wird. Neben dem Satze bringe des Vaters Stock steht der andere: bringe dem Vater den Stock, wo dem Vater regelmäßig vor den Stock treten muß; aber nur von Personenbezeichnungen können solche Fügungen mit dem Dativ gebildet werden.

Auf der anderen Seite steht etwa der Satz: kaufe ein Pfund des besten Kaffees und daneben die zweite Weise: kaufe ein Pfund von dem besten Kaffee. Der Ausdruck mit dem Vorwort steht nach und enthält nun seinerseits stets eine Sachbezeichnung.

Aber auch ohne daß Nebenvorstellungen störend sich einmischen, kann das Trägheitsgesetz zur Wirkung gelangen. Für die natürliche Rede ist der Hauptsatz die vertrauteste Form, der Nebensatz ein unbequemer Zwang. Soll dieser Zwang längere Zeit binden, so tut die Sprache nicht mehr mit. Sie gleitet in den Hauptsatz, sozusagen in die Ruhelage zurück: wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht; oder: wie es bei Hebel heißt: das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euren Sohn laufen. Eine Unbequemlichkeit vermeidet aber auch jene Fügung, die wir im Eingang geschildert haben: des Fürsten Milde aus Österreich. Unbequeme Anforderungen stellte es an die Stärke des Denkens, wenn man sagen sollte: des Fürsten aus Österreich Milde, wenn man solange warten sollte mit dem Hauptbegriff, ihn im Sinne behalten sollte durch längere Nebenbestimmungen. Und noch ein anderes kommt hinzu: des Fürsten Milde aus Österreich gewährt eine bequemere Verteilung des Tongewichts als des Fürsten von Österreich Milde; denn die Sprache zeigt durchweg die Neigung, nicht längere Glieder vor kürzere treten zu lassen.

Schließlich gibt es Menschen, die überhaupt maulfaul sind, die

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

am liebsten gar nicht sprechen oder nur das Nötigste hervorstoßen, die also schamster sagen statt: ich bin Ihr gehorsamster Diener oder Morgen statt: ich wünsche Ihnen einen schönen guten Morgen, die sich Eenen kosen, sich Eene ins Gesicht stecken, die sagen: Dageblieben! Stillgestanden! statt es wird dageblieben, es wird stillgestanden. So entsteht das, was die alte Schulgrammatik als Ellipse bezeichnet hat, was wir besser Ersparung benennen. Es ist natürlich im allgemeinen das Wichtigste, Wertvollste, was bei der Unterdrückung von Wörtern am Leben bleibt; das ist zumeist der Beginn oder das Ende des Satzes; am wenigsten werden innere Teile des Satzes verschwiegen.

Nachlässigkeit also, Bequemlichkeit ist das Gepräge, das solche Wandlungen des Satzbaus zeigen. Und dennoch: sieht man ab von jenen gemischten Fügungen, so ist nicht zu leugnen, daß dadurch ein Vorteil für die Sprache entsteht, daß sie einfacher wird, klarer, leichter zu handhaben, daß also die Kraft der Trägheit, ohne es entfernt zu wollen, doch hier der Zweckmäßigkeit dient.

Mit dieser Kraft der Trägheit scheint es nun in einem sehr merkwürdigen Widerspruch zu stehen, daß andere Wandlungen sich deutlich als Ausdruck einer gewollten Zweckmäßigkeit darstellen. Der Widerspruch ist nicht so groß wie er scheint. Es handelt sich nicht um überlegte, frei wählende Zuwendung zu dem, was zweckmäßig ist, sondern um eine Abwendung vom Unzweckmäßigen. Die Erfahrung ist es, die ihre Lehren gibt. Wir erleben es, daß unsere Worte nicht verstanden werden, mißverstanden, nicht leicht und rasch verstanden werden; so wenden wir uns Fügungen zu, die sicherer und schneller Verständnis finden. Es wird das Bessere gewählt, wieder und wieder, und auf die Dauer bleibt nur dieses eine am Leben. Das Stärkere bleibt bestehen, der Schwächling geht unter, der Schwächling, d. h. der, der weniger tauglich ist für die Kämpfe des Lebens.

Bei unseren Beiwörtern war von alters her eine doppelte Art der Gestaltung möglich. Man konnte sagen ein gut Mann wie ein guter Mann; der Mann ist gut und der Mann ist guter. Aber später gehen die Schicksale der beiden Fügungen in entgegengesetzter Richtung auseinander. Neben dem Hauptwort geht die Form ohne Endung in der Schriftsprache verloren. Es heißt jetzt nur noch: ein guter Mann, ein gutes Kind. Umgekehrt

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ist in der Aussage das Beiwort endungslos geworden: der Mann ist gut, das Kind ist gut. Aus doppeltem Grunde hat ein guter Mann über seinen Mitbewerber gesiegt. Ihm half die Verwendung des Beiworts als Hauptwort: ein Guter, ein Blinder. Ein Gut, ein Blind wäre hier ganz unmöglich gewesen. Und der Mitbewerber ein gut Mann war nicht immer deutlich genug. Ein gut Mann konnte auch als Zusammensetzung (ein Gutmann) gefaßt werden. Aber ein Langfinger ist etwas anderes als ein langer Finger, ein Hartbrot etwas anderes als hartes Brot. Umgekehrt war der Mann ist guter nicht so günstig gestellt wie der Mann ist gut. Man denke an die Fälle, wo Wörter von verschiedenem Geschlecht und verschiedener Zahl dasselbe Beiwort erhalten sollten. Der Mann ist guter und die Frau; der Mann und die Frau ist guter; der Mann und die Frau ist gute: das war ebenso störend wie etwa der Mann und die Kinder sind gute; die Kinder und der Mann sind gute. Dagegen die Form gut war ganz anstoßfrei, da sie der Beziehung auf eine bestimmte Zahl, ein bestimmtes Geschlecht entbehrte.

Es kommt allerdings noch etwas hinzu: ein gut Mann läßt zwei starke Töne unmittelbar nebeneinander treten, ein guter Mann schiebt eine unbetonte Silbe dazwischen, und unsere Sprache trachtet ganz allgemein nach einem Wechsel zwischen stärkeren und schwächeren Silben.

Auf dem Gebiete des Zeitworts ist von alters her bedeutsam der Gebrauch der Formen im Nebensatz der abhängigen Rede. Enthielt der Hauptsatz ein Zeitwort des Meinens, Vermutens, Hoffens, so folgte der Konjunktiv, während der Indikativ erschien nach Ausdrücken der Gewißheit, der tatsächlichen Wahrnehmung: er meint, daß er siech sei; er weiß, daß er siech ist. Es ist ein Aberglaube, zu behaupten, daß dieser Brauch heute noch zu Recht bestehe. Er ist seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert dem Untergang verfallen, und der Grund liegt klar zutage. Es scheint, daß er krank sei, ist um nichts deutlicher als es scheint, daß er krank ist; denn das Zeitwort selber, das Meinen statt des Wissens, genügt vollauf, um die Eigenart der Aussage zu wahren. So sind Indikativ und Konjunktiv hier gleichwertig geworden; die Sprachgeschichte lehrt aber, daß nur die Unterschiede der Form im Gedächtnis haften,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

die gleichzeitig Unterschiede der Leistung sind. So muß eine von beiden schließlich verloren gehen. Daß dann der Indikativ überlebt, der Konjunktiv abstirbt, es geschieht, weil eben der Hauptsatz als solcher bequemer ist als der Nebensatz. Es gibt freilich Fälle, wo aus besonderem Grunde ein Konjunktiv bestehen bleibt, einmal dann, wenn über Vergangenes berichtet wird: er glaubte, daß er krank sei. Aber hier ergibt sich eine neue Doppelung: daß er krank sei, daß er krank wäre. Hier hat unsere Schriftsprache wiederum eine Auslese des Deutlicheren vollzogen. Es werden in erster Linie die Formen bevorzugt, die völlig klar den Konjunktiv erkennen lassen. Also: sie glaubten, daß sie eine Krankheit hätten, nicht ... haben. In der Einzahl schied sich beides gleich deutlich vom Indikativ: daß er eine Krankheit habe ... hätte. Aber wiederum sind nicht beide Fügungen gleich lebensfähig, nicht gleich deutlich und zweckmäßig. Wenn wir einen Satz aussprechen: daß er hätte, daß er täte, daß er könnte, so klingt es, als ob noch eine Bedingung nachfolgen müsse. Solche falsche Vermutung unterbleibt, wenn statt daß er hätte gesagt wird, daß er habe.

Aber nicht nur im Wettkampf des Vorhandenen, auch in der Schöpfung des Neuen ist der Zweck die unbewußte Triebkraft. An die Stelle des weniger Deutlichen tritt das, was deutlicher ist; das Unklare, Unbestimmte wird durch das Klare, Bestimmte ersetzt. So werden in der Abwandlung der deutschen Wörter immer aufs neue einfache Formen durch zusammengesetzte Bildungen abgelöst. Der Genitiv wird durch von umschrieben. Statt ein Schwager meines Bruders heißt es also: ein Schwager von meinem Bruder; statt ein Stück des Brotes: ein Stück von dem Brot. In vorgeschichtlicher Zeit gab es im Deutschen noch Kasus von rein örtlicher Bedeutung, einen Wo-Kasus, einen Woher-Kasus. Die Bedeutung wurde anschaulicher, als Vorwörter von örtlicher Bedeutung hinzugefügt wurden, wie an, in, bei, aus, von. Noch althochdeutsch gab es einen Kasus, der das Mittel bezeichnete: z. B. fiuru, mit dem Feuer, aber auch er durfte bald nicht mehr allein stehn, sondern erhielt mit zur regelmäßigen Stütze. Und eine spätere Zeit empfand das Bedürfnis, die Vorwörter selbst noch weiter zu verdeutlichen; es entstehen gegenüber, neben aus an eben, binnen aus bi—innen (bei innen), die niederdeutschen Bildungen wie boben und buten, aus bi—oben und bi—uten.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

In der ältesten Zeit bedurfte das Hauptwort keines Geschlechtsworts, aber freilich dann wurde es undeutlich, und so hat die spätere Zeit das der, das ein hinzutreten lassen. Beim Zeitwort erfährt schon in der ältesten Zeit die Leideform ihre Umschreibung: er wird geschlagen, in der Vergangenheit: er ist geschlagen; aber er ist geschlagen konnte auch das Beiwort geschlagen enthalten, und so kam die weitere Verdeutlichung er ist geschlagen worden. Gleichfalls schon in alter Zeit schreit auch der Konjunktiv nach größerer Klarheit, denn er muß von Hause aus sowohl die Ungewißheit, wie den Wunsch und die Aufforderung zum Ausdruck bringen. So stellt sich die Reihe der Umschreibungen ein: er möge tun, er dürfte, könnte, möchte tun.

Im Laufe des Altdeutschen regen sich auch die Zeitformen. Die Gegenwart mußte zugleich die Bezeichnung der Zukunft decken, bis die Umschreibung mit sollen wie im Englischen, dann mit werden der Zweideutigkeit Abhilfe brachte. Noch stärker war die Form der Vergangenheit belastet: sie mußte der einfachen Erzählung dienen, die abgeschlossene Handlung darstellen und auch noch die Zeitstufe bezeichnen, die die Schulweisheit unserer Zeit mit dem feinen Worte Vorvergangenheit benannt hat. So entstehen die Neubildungen ich bin gegangen, ich habe geschlafen, ich war gegangen, ich hatte geschlafen, ich war geschlagen worden. Endlich kann heute ungefähr jede Form des Zeitworts umschrieben werden durch eine Verbindung mit tun: ich täte essen, er tut essen, vielleicht sogar er tat essen tun. Der Eintritt in die Handlung wird altdeutsch bei den Zeitwörtern verdeutlicht durch Verbindungen mit beginnen oder werden: er begunde fragen, er wirt weinende, die Dauer der Handlung durch sein mit dem Mittelwort: sie war einen Sohn tragend.

In allen diesen Fällen war es die Aufgabe der Sprache gewesen, eine einzelne Vorstellung möglichst deutlich zu verkörpern; aber auch in der Verknüpfung eines ganzen Satzes mit einem zweiten Satze läßt sich eine Entwicklung beobachten von bescheidensten Anfängen zu reichster Entfaltung. Die frühesten Stufen der Sprache, auf deren Standpunkt die heutige natürliche Rede oft genug zurückfällt, überlassen es dem Hörer, das geistige Band zu erkennen, das zwischen zwei Sätzen sich webt, und es bleibt nicht selten dem

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Zweifel eine Stätte. Und noch die älteren geschichtlichen Zeiten unserer Sprache sind von verblüffender Einfachheit der Satzbindemittel. Der einräumende Nebensatz wurde von alters her lediglich mit doch eingeleitet. Heute besitzen wir dafür: obgleich, obwohl, trotzdem, trotzdem daß, wenn auch, wenngleich, wenn schon, wiewohl. Das doch selber ist in dieser Verwendung untergegangen, nicht bloß wegen des Wettbewerbs der deutlicheren späteren Bildungen, sondern auch weil es noch eine andere Aufgabe zu erfüllen hatte, die Bezeichnung des Gegensatzes zwischen zwei selbständigen Sätzen. Aber auch hier hat doch eine ganze Schar von Hilfstruppen erhalten: aber, dagegen, jedoch, ja, wohl, zwar, dennoch, trotzdem, nichtsdestoweniger, hinwieder, dessenungeachtet, freilich; selbst nichtsdestotrotz wird gefunden.

So haben wir es herrlich weit gebracht, zu immer größerer Vollkommenheit, freilich nicht zu immer größerer Schönheit. Denn der Geist der Zweckmäßigkeit und der gute Geschmack, sie gehen nicht immer Hand in Hand.

In welchem Maße die Schönheit der Form den Wandel bestimmt hat, ist heute noch schwer zu erkennen. Zweifellos waltet der Sinn für das Schöne in der Sprache der Dichtung, er beherrscht uns, wenn wir neue Gesetze aus dem Juristischen ins Deutsche übertragen, er leitet unsere heutige Kunstsprache, wenn sie Anstoß nimmt an der Wiederholung desselben Ausdrucks. Daß aber in der Entwicklung der nicht kunstmäßigen Sprache die Rücksicht auf die Schönheit sich betätigt habe, will mir sehr zweifelhaft dünken.

Im ganzen also bleibt es dabei, daß zwei Hauptmächte den Wandel der Satzfügungen durch die Zeiten hindurch beherrschen, das Vermögen des Beharrens und die Fähigkeit der Anpassung. Daß aber ein bestimmter Wandel gerade zu bestimmter Zeit sich vollzieht, das hängt oft zusammen mit Wandlungen im Lautbestand der Sprache oder in der geistigen Verfassung der Menschen und schließlich mit geschichtlichen Vorgängen.

Die Umbildung der Laute hat besonders stark die Endungen der deutschen Wörter getroffen, also gerade die Teile, die die Hauptträger der Satzbeziehungen sind. So sind schon in vorgeschichtlicher Zeit die Endungen mancher Kasus zusammengefallen: ein Hauptanlaß für den so frühen Untergang jener örtlichen Kasus (siehe

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

S. 58). In späterer Zeit sind dann auf den südlichen Gebieten die Endungsvokale gänzlich verloren gegangen, so daß kein Unterschied mehr bestand zwischen er hört und er hörte, er stellt und er stellte. So wird bei der großen Masse von schwachen Zeitwörtern die einfache Form der Vergangenheit ein schlechtes Ausdrucksmittel, und schließlich verschwindet in den südlichen Mundarten die Form überhaupt vom Schauplatz, das Feld den Umschreibungen mit sein nd haben überlassend.

Der Lautkörper verfällt, aber der Geist wird stärker. Unseren Vorfahren hat es noch Mühe bereitet zu sagen: des Fürsten aus Österreich Milde; oder es war ihnen unbequem, den Nebensatz durch einen anderen Nebensatz zu unterbrechen, etwa zu sagen: er sah, daß, nachdem diese Angelegenheit geordnet war, nichts weiter mehr zu tun sei. Heute vermögen wir solche Spannung zu ertragen. Wir vergessen nicht das Begonnene über der Unterbrechung. Wir bilden jetzt nur zu leicht solche Schaltesätze und werden fertig mit noch viel größeren Satzgebäuden. Uns verschlägt es auch nichts, zwischen dem Geschlechtswort und dem Mittelwort eine beliebige Anzahl von Bestimmungen einzufügen, etwa zu sagen: das auf dem Herde nach alter Sitte früh und spät brennende Feuer, während der älteren Sprache diese Art der Ergänzug so gut wie fremd ist.

Und wie die Fähigkeit des Denkens wächst, steigert sich auch die Strenge unserer Forderungen. Streng denkmäßig soll alles zugehen, nichts mehr dem guten Willen der Hörenden überlassen bleiben. Man verbietet uns, Ungleiches zusammenzuspannen, zu sagen: seine Frau und Kinder. er, sie, es dürfen sich nur noch beziehen auf das Hauptwort, das in nächster Nähe steht. Die gute alte Zeit mochte gestatten, durch er, sie, es auf Wörter hinzuweisen, die um ganze Sätze zurücklagen.

Diese Schulung des Denkens haben wir gewonnen, wenn anders sie immer ein Gewinn ist, nicht lediglich aus eigener Kraft; und damit kommen wir auf die geschichtlichen Vorgänge, die für unseren Satzbau bedeutsam werden konnten, auf die Berührung mit der Sprache fremder Völker. Dänisch, Slawisch, Romanisch, sie haben nur an den Grenzen des Gebiets den Satzbau der Mundart im kleinen beeinflußt. Aber das Lateinische hat weiter und tiefer ge-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

wirkt. Nur in der Schule freilich lebt jene schöne Form des Futurum exactum, — ich weiß keinen deutschen Ausdruck, und es lohnt sich auch nicht, einen zu schaffen: — ich werde geschlagen haben, ich werde geschlagen worden sein. Aber die Verbindung des Akkusativs mit dem Infinitiv hat in althochdeutscher Zeit, dann schwächer im Mittelhochdeutschen und wieder sehr vielfältig in den Zeiten des Humanismus deutsche Nachbildungen erfahren, hinein schließlich bis ins 18. Jahrhundert, bis zu Lessing und Goethe.

Für die Wortstellung unserer Schriftsprache ist der lateinische Einfluß sehr wirksam geworden. Wenn wir in der Schule lernen, daß im Nebensatz das Zeitwort am Ende zu stehen hat, so ist diese Regel nicht alt ererbt und noch heute in den Mundarten nicht durchgeführt, sondern Nachahmung dessen, was als Regel des Lateinischen gilt. Aber ihre Durchführung hat noch eine eigenartige mittelbare Wirkung geübt. In alter Zeit konnte man Sätze bilden wie die: wie er lange hat zugehört, hat er gesagt; wie er plötzlich ist aufgestanden, ist er umgefallen. Als nun das Zeitwort des Nebensatzes ans Ende trat, mußte es heißen: wie er zugehört hat, hat er gesagt; wie er aufgestanden ist, ist er umgefallen. So standen jetzt die beiden hat, die beiden ist störend nebeneinander, und es kam zur Unterdrückung des einen: als er das gehört, hat er gesagt, und dann weiterhin: als er das gehört, sagte er.

In seltsamer Weise verrät sich auch im Gebrauch des Geschlechtsworts lateinisches Vorbild. In der Sprache des Gerichts heißt es etwa: Kläger bringt vor, Beklagter entgegnet. Das geht zurück auf die Amtssprache des 15. Jahrhunderts, wo mitten im deutschen Satz die lateinischen Fachausdrücke stehen: accusatus, reus, commissarius, natürlich zunächst ohne das Geschlechtswort; das hat sich dann auf die deutsche Übersetzung übertragen.

Schließlich zeigt sich auch eine englische Einwirkung im Gebrauch des Geschlechtsworts. In der Dichtung heißt es: Röslein wehrte sich und stach; wie ist Natur so hold und gut! Wenn man fragt: wo kommt das her, so erhält man unweigerlich die Antwort: aus dem deutschen Volkslied. Aber vergebens blättert man in den Büchern des deutschen Volksgesangs, um solche Beispiele zu finden. Es ist fremde Weise, die erst in der zweiten Hälfte des

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

18. Jahrhunderts anftritt, und Herder ist es, der in seinen berühmten Volksliedern ihr Bahn gebrochen hat, nach dem Vorgang des Englischen, zumal nach den zahlreichen Beispielen, die ihm in Percys Balladensammlung entgegentraten.

Keine dieser Neuerungen hat in der lebendigen Volkssprache Wurzel gefaßt. Auf die Dauer aber erträgt die Kunstsprache nur selten einen Widerspruch gegen die Rede des Volkes. So ist Kläger und Beklagter kaum über die Amtssprache hinausgedrungen; höchstens spukt Schreiber dieser Zeilen in den Spalten der Zeitung. Völlig wieder ausgeschieden ist der Akkusativ mit dem Infinitiv. Er bot keinen neuen sprachlichen Wert; denn die Sätze mit daß sind deutlich genug; ja er konnte schädlich wirken: er hörte ihn kommen mußte ebensowohl bedeuten er hörte seine Schritte wie er erfuhr, daß er kam.

Die Endstellung des Zeitworts beherrscht unsere Schriftsprache noch heute. Aber sie ist nichts wirklich Fremdes. Schon vor den Tagen der Humanisten ist sie stark im Gebrauch gewesen. Das fremde Vorbild hat nur die Endstellung gestützt, andere Weise zurückgedrängt.

Undeutsch ist allerdings das Übermaß der Endstellung bei besonders langen Sätzen, und dieses Übermaß wird neuerdings mehr und mehr gemieden; man greift zurück auf die freiere Weise der mündlichen Rede. Jener englische Brauch dagegen im Fehlen des Geschlechtsworts hat sich behauptet in seiner Beschränkung auf volksmäßige Dichtung, und niemand denkt daran, ihn als Engländerei zu bestreiten. Er ist eine Lehnfügung, wie es Lehnwörter gibt, und er stimmt vortrefflich zu der gedrungenen Weise unseres Volkslieds.

So sehen wir deutlich: für den Wandel unseres Satzbaus bedeutet die Fremde keine ernste Gefahr. Was in das Leben des deutschen Satzes nicht hineinpaßt, das wird im Umtrieb der Säfte wieder ausgeschieden, und was er brauchen kann, das wird so gänzlich aufgesogen, daß man die fremde Herkunft nicht mehr erkennt.

Weit gefährlicher sind die einzelnen fremden Wörter, die kleinen Fremdkörper, die sich einritzen, einbohren in den Leib der deutschen Sprache, die häßliche Pusteln verursachen. Gegen sie gilt es immerfort auf der Wacht zu stehen, daß der Leib nicht erkranke. Hier wird es allezeit heißen müssen: was nicht deutsch ist, muß draußen bleiben oder sich der deutschen Weise fügen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Aber dieser Kampf gegen das Fremdwort, er ist nicht das Letzte, nicht das Höchste. Wir wollen eindringen in das Leben der deutschen Sprache, ihr nachspüren in alle Tiefen, in die feinsten Verzweigungen und aus unserer Erkenntnis die Lehren ziehen, die der Sprache frommen, die sie immer vollkommener machen, immer geschickter zum eng sich anschmiegenden Ausdruck echt deutschen Wesens.

*

5. Fremde Einflüsse im Gebrauch des Geschlechtsworts.

a. Das Fehlen des Geschlechtsworts in der volksmäßigen Dichtung.

Das Fehlen des Geschlechtsworts, von dem ich oben (S. 62) gesprochen habe, ist bei den Dichtern des 18. Jahrhunderts seit dessen zweiter Hälfte zu belegen: z. B. E. von Kleist, Frühling, V. 251: ein Heer von bunten Stieglitzen hüpft hin und wieder auf Strauch. — Bürgers Gedichte (herausg. von Berger), S. 69: Graut Liebchen auch? — Gleim, Kriegslieder (Kürschners Deutsche Nationalliteratur Bd. 45), S. 245, 25: sahe Morgenrot; 30: eh' noch Sonne scheint; 247, 80: ließ Land hinter sich; 101: stürzt, sprach er, sie von ihrem Turm mit Bajonett herab; 260, 169: als es hinter sich den Tod von Bergen kommen sah: 261, 220: und baten Leben: 263, 15: daß selbst Feind den Sänger preist. — Herder, Volkslieder (ich zitiere nach Reclam), S. 125: da kam zu Königs Hof und Hall, sah über Schlosses Wall; 126: nichts stillte Königs Wut; 128: als Tag war um und die Nacht war da; 129: als Nacht war um und der Tag brach an; 131: so küss' ich Tod dir an; 144: als Betglock' klang und die Nacht eindrang; 161: von Pferds Gebiß. — Goethe, Hempel I, 14: wie in Mutterleib; I, 26: Knabe sprach; I, 50: wie ist Natur so hold und gut; I, 141: Wind ist der Welle lieblicher Buhler. — Schiller (Goedekes Ausgabe), I, 211: Weltenbrand wird Hochzeitsfackel werden, wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut; 213, 55: Junker ist ein seichter Tropf; XI, 306, 32: mit Feuers Hilfe; 306, 54: in Schlafes Arm, 65: aus Himmels Höhn; 311, 87: aus Ofens Rachen;

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

314, 275: Meiſter muß ſich immer plagen; vgl. noch F. Heintzmann, Juſtinus Kerner als Romantiker, 1908, S. 82; Ambros Mayr, Die Häupter des Schwäbiſchen Dichterbundes; Progr. von Komotau, 1882, S. 13; Schults, Herrigs Archiv 64, 17.

Der Brauch findet ſich alſo beſonders, wenn auch nicht ausſchließlich, in der Dichtung, die dem Volkston nahe kommen will, und ſo liegt es nahe, in der Sprache des Volkslieds die Quelle des Gebrauchs zu vermuten. Aber man mag ſuchen, wie man will; die erwarteten Beiſpiele wollen ſich nicht finden laſſen. Es gibt allerdings eine Gattung des Liedes, die dem Volkslied naheſteht, in der ſich tatſächlich Belege für das Fehlen des Artikels finden: das iſt das Kinderlied, vgl. z. B. Böhme, Kinderlied S. 14: Kätzche well net fleißig ſein; 16: Kätzchen det will muſe; 54: Witte witte witt, 's iſt Bett zerbrochen. Dieſe Weiſe ſchließt ſich an die Sprache des Kindes ſelbſt: Lampe aus heißt hier ſoviel als die Lampe iſt ausgegangen; Pieldoſe aufziehen = die Spieldoſe aufziehen (Preyer, die Seele des Kindes [2], S. 374, Klara und William Stern, Die Kinderſprache, S. 43).

Aber von hier aus führt kein Weg zu den Dichtern des 18. Jahrhunderts. Vielmehr ſtammt der eigentümliche Brauch höchſtwahrſcheinlich aus der engliſchen Literatur. Das wird beſonders deutlich bei Herder. In den engliſchen Vorlagen der Gedichte, aus denen die obigen Belege ſtammen, den von Percy herausgegebenen Balladen, ſtehen, zum Teil den deutſchen unmittelbar entſprechend z. B. folgende Belege von Artikelloſigkeit; About Jule; and mante of the burning gowd did keip him frae the wind; when day was gone and night was come; in bride-bed; from sleep; quhan bells wer rung and mass was sung; men call her bright; by heavenl Der gleiche Urſprung wird auch bei Gleim anzunehmen ſein, der die Strophe des alten engliſchen Kriegslieds von der Chevychase für ſeine Grenadierlieder gewählt hat (Kürſchners Nationalliteratur Bd. 45, S. 197), und Herder hat dann weiter gewirkt.

Ich will nicht verſchweigen, daß artikelloſe Subſtantive auch ſchon bei Logau vorkommen, wie es Leſſing beobachtet hat in ſeinem Vorbericht von der Sprache des Logau. Es ſind hier im beſonderen Abſtrakte und Perſonifikationen, die des Geſchlechtsworts entbehren, vgl. z. B. (Bibl. des literar. Vereins Bd. 113) I, 1, 56: ſich in

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sich und uns in ihr endert Zeit nur für und für; I, 2, 67: die Stirn ist sonst der Thron, drauff Ehre sitzt empor; I, 3, 3: April, der zörnt zuvor, eh Mai will wieder lachen.

Ein Zusammenhang zwischen diesem Verfahren und dem bei den Dichtern des 18. Jahrhunderts ist nicht zu erweisen; man wird nicht fehlgehen, wenn man hier bei Logau lateinischen Einfluß annimmt.

b. Das Fehlen des Geschlechtsworts in der Sprache der Kanzlei.

Wie man für die eben behandelte Erscheinung zunächst das Volkslied verantwortlich machen möchte, so wird man sich zunächst in den altdeutschen Rechtsbüchern umschauen, um Belege zu finden von der Art, wie sie später durch Beklagter, Kläger vertreten wird. Aber die Umschau ist hier so vergeblich wie dort. Die Beispiele begegnen vielmehr erst im Kanzleistil aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Z. B.: Hansen, Geschichte des Hexenwahns S. 567 (1456, Köln): begeren wir fruntlichen van uch, uns bij brenger dis brifs gelegenheit yrs handels verstain zo laissen, 571 (1458, Konstanz): gen Costantz für landgericht; Senckenberg, Reichstagsabschiede, II, 126 (1508): so appellirt ist von Bey-Urteil, 167 (1517): daß Cammer-Richter festiglich über dem halte, 168: daß Cammer-Richter ein gantze Stund handlen lasse.

Man wird also nach Ursachen suchen, die gerade um diese Zeit wirksam geworden sind, und man wird mit Notwendigkeit auf die Annahme von lateinischem Einfluß geführt.

In Akten, Urkunden, Erlassen u. dgl. aus der Zeit des älteren Neuhochdeutschen werden die Ausdrücke des Rechts in den deutschen Zusammenhang vielfach in der lateinischen Form eingeschaltet und zwar bald nach lateinischer Weise ohne Artikel, bald nach deutscher mit Artikel, z. B. Reichstagsabschiede, II, 125: aber Stylus zu Rom setzt, 126: in Sachen Attentatorum, 166: daß Dominus fiscalis...; 167: daß Fiscalis in scriptis sein Händel fürbringen soll, 168: daß Appellans..; anderseits: 127: der Appellans, 128: den Appellatum, 166, 167: der Fiscal, 167: der Procurator. Wie nun etwa neben der Appellans gelehrter auch Appellans gesagt wurde, so trat neben der Kläger die Verwendung von Kläger ohne Artikel.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

In ähnlicher Weise ist die Artikellosigkeit bei Monatsdaten zu erklären: Anfang Oktober; das geht zurück auf: Anfang Octobris, wie bis tief ins Nhd. hinein datiert wird, oder auch abgekürzt: Octobr., das dann falsch durch October aufgelöst wurde. So ist ja auch der erste Oktober, der zweite Oktober aus der erste Octobr. = Octobris entstanden.

Die lateinischen Einschiebsel konnten natürlich auch aus Substantiv mit Adjektiv bestehen; so bilden sich die artikellosen Ausdrucksweisen: das Wohl gemeiner Stadt, in letzter Instanz, bei erster Gelegenheit, voriges Jahr, vergangene Woche; Schiltbergers Reisebuch, 16, 10: der sun kerett sich zu haydenischem glauben, Reichstagsabschiede, II, 150: auf nächstkünftigem Reichstag; Niclaus Manuel 235, 20: silber und gold verlass ich weltlichem regiment.

c. Überschriften.

Die ursprüngliche Art, den Titel eines deutschen Buches anzugeben, ist die, daß ein ganzer Satz verwendet wird. So heißt es in einer Heidelberger Handschrift aus dem 14. Jahrhundert (K. Bartsch, Die altdeutschen Handschriften der Universitätsbibliothek in Heidelberg S. 82): dietz heizet daz guldin lop unser vrowen; ditz ist von dem jungisten tage; ebda. S. 83: ditz ist ein schones mer von einem ritter lobeber; in einer Heidelberger Handschrift des 15. Jahrhunderts (Bartsch S. 52): hie hebet sich an das buch von den falken; in einer St. Galler Handschrift aus dem 15. Jahrhundert: diss ist du goltwag der ewigen stat Jerusalem; dis ist das velsen buch; hie merk von ainem gaistlichen closter (Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen S. 362), in einer anderen Handschrift aus dem 15. Jahrh. (ebda. S. 378): dis ist das bottbuch; das ist das buch von der ewigen wishait; in einer Basler Handschrift aus dem Ende des 14. Jahrhunderts (G. Binz, Die deutschen Handschriften in der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel, S. 25): dis ist das buch der gebürtelicheit Jesu Christi; in einer Basler Handschrift aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (ebda. S. 76): dis ist ein schöner lobelicher Sequenci.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Aus dieser vollen Form entsteht dann eine abgekürzte: es wird das Subjekt und das Zeitwort weggelassen; übrig bleibt nur die Angabe im Prädikat, mit dem bestimmten oder dem unbestimmten Geschlechtswort; demnach heißt es also: Bartsch S. 5 (15. Jahrh.): die rede von ainer graseryn, 44 (15. Jahrhundert): die koniglich Reformacion, 53 (16. Jahrhundert): das buch der Medicin, 134 (16. Jahrhundert): die vorrede in ditz Büchlin; 6 (16. Jahrhundert): ein Glück-Buech, 10 (16. Jahrhundert): ein gaistlich buech von Innigkhait, 31 (16. Jahrhundert): ein heilig legend, 33 (15. Jahrhundert): ein history von eim edelman und seinem knechte, 37: ein buech von her Lancilot. Oder in St. Galler Handschriften: Verzeichnis S. 361 (15. Jahrhundert): das buch dez lebens; S. 363 (15. Jahrhundert): ain hüpscher spruch von Adam; 364 (15. Jahrhundert): ain guti uslegung des h. Pater noster; S. 387 (15. Jahrhundert): ein frag, was heist des geists und des indern menschen armutt. In Basler Handschriften: S. 25 (14. Jahrhundert): incipit liber soliloquiorum prophete de Christo. Daz bůch der sunderborn gesprechen dez propheten von Christo, S. 136 (15. Jahrhundert): eyn gebet von Sant Maria, S. 153 (16. Jahrhundert): die vorrede in disz Missale.

Eine dritte Stufe ist dann unser heutiger Brauch, die Verwendung des Hauptworts ohne Geschlechtswort: Kritik der reinen Vernunft, Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, Grundriß der germanischen Philologie. Der Beginn dieses Brauchs reicht hinauf in das 15. Jahrhundert: Verzeichnis von St. Gallen S. 379 (15. Jahrhundert): form eines ersamen lebens; Binz S. 93 (Ende des 15., Anfang des 16. Jahrhunderts): Profess in teutsch; Binz S. 13 (16. Jahrhundert): Tractat von den zehen Gebotten; 19 (16. Jahrhundert): Directorium Teutsch, was für Evangelia gelesen werden; 27 (16. Jahrhundert): Historia von denn XI tausendtt junckfrauwen, 34 (16. Jahrhundert): Chronica von Ott von Diemoringen, 57 (16. Jahrhundert): Perd-Artzney, 135 (16. Jahrhundert): guett leer der diemuetigkhait, 136 (16. Jahrhundert): spiegel der menschen seligkhait (darunter die lateinische Fassung: speculum humanae salvationis).

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch hier das lateinische Vorbild für das Fehlen des Artikels verantwortlich zu machen ist. Von den neun aufgeführten Beispielen zeigen drei geradezu das Substantiv in lateinischer Form: directorium, historia, chronica; bei spiegel steht die lateinische Gestalt unmittelbar nebendran; form, profess, tractat sind aus dem Lateinischen entlehnte Fremdwörter, bei denen natürlich die lateinische Form deutlich vorschwebte.

*

6. Humor und Spieltrieb in der deutschen Sprache.

Neophilologus 8, 180 (1923).

Wir kennen gewöhnlich die menschliche Sprache in zwei Hauptgestalten. Das eine ist die Sprache des Kindes, die manche dem Beginn der Sprache überhaupt gleichsetzen. Diese Sprache ist eine Ich-Sprache: sie nimmt keine Rücksicht auf ein Nicht-Ich. Sie nimmt überhaupt keine Rücksicht, sie will nichts, sie verfolgt keinen Zweck. Sie ist, wie man es ausgedrückt hat, vor allem Schrei der Empfindung. Sie ist also höchstens insofern Werkzeug der Mitteilung, als sie vom Vorhandensein der Empfindung Kunde gibt.

Die Sprache des Kindes ist aber zugleich Ausfluß eines gewissen Spieltriebs, wobei kein bestimmtes Einzelempfinden, sondern nur das allgemeine Lebensgefühl sich Ausdruck schafft.

Dieser Kindersprache steht gegenüber die Sprache des Erwachsenen. Sie erscheint durchaus als Werkzeug der Mitteilung und unterliegt den Gesetzen, die jedes Werkzeug bestimmen: über seine Gestalt entscheidet die Zweckmäßigkeit; im Laufe der Entwicklung erfährt es immer größere Anpassung an seine Aufgaben.

So stehn die beiden Lebensformen der Sprache, Kindersprache und Erwachsenensprache, in scharfem Gegensatz.

Aber es gibt Mittelstufen zwischen beiden. Die Wissenschaft hat längst erkannt, daß der Schrei der Empfindung in die Sprache der Erwachsenen hineinreicht, daß die sogenannten Interjektionen, die Namen vieler Vögel (Kuckuck, Uhu, Stieglitz, Kiebitz), die Schallnachahmungen, die bewegungmalenden Wörter, wie plumpen,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

klatschen, knurren als Überbleibsel ursprachlicher Weise hineinklingen in die gebildete Gegenwart. Daß auch der sprachliche Spieltrieb sich noch in großem Umfang betätigt, darauf hat die Wissenschaft noch kaum ihr Augenmerk gerichtet. Es mag daher kein undankbares Unternehmen sein, eine Anzahl dieser Erscheinungen näher ins Auge zu fassen, sie zu ordnen und in ihrer Eigenart wissenschaftlich zu ergründen.

Das spielerischste Verfahren, die zweckfernste Betätigung liegt dann in der Sprache vor, wenn beliebige Klänge zu beliebigen sinnlosen Reihen zusammengestellt werden. Aber wenn auch kein Zweck da ist, irgendein Anlaß muß vorhanden sein; die Möglichkeiten des sprachlichen Spiels reichen nicht aus, um es zum Selbstzweck zu machen; man setzt sich nicht zum sprachlichen Spielen zusammen, wie zum Skat oder zum Tellerdrehen. Aber wenn man bereits versammelt ist zum löblichen Tun, da ergibt sich die erregte Stimmung, die sich in mancherlei unbewußter Betätigung entlädt: in starker körperlicher Bewegung, in Toben und Lärmen, im bayrischen Juchschrei und nicht zuletzt im rhythmischen Lautspiel. So ist dieses gerne Erzeugnis erregter Stimmung und seine reichste Fundstätte das studentische Kommersbuch. Der klassische Vertreter solches Lautspiels ist der Kehrreim des Burschenliedes: „Juwivallera, Juwivallera, Juwivallerallera!“ Oder es heißt: Juchheidi, Juchheida, valleri, juchei! Oder: „ria, ria, riara, romtida, romtida, romtida, ria, ria, riara, romtida, juchhe! Die Leineweber haben eine saubere Zunft, harum ditscharum.“ — „Ein Grobschmied saß in guter Ruh und raucht sein Pfeif Tabak dazu. Cididici dadici, dum!“ — „Ich bin der Doktor Eisenbart, zwilliwick, bum, bum, kann machen, daß die Blinden gehn und daß die Lahmen wieder sehn, zwilliwilliwick, bum, bum; lautoria, lautoria, zwilliwilliwick, juchheirassa, lautoria, bum bum.“ Wie man sieht, sind es längere Lautfolgen, die auf diese Weise entstehen; denn ganz kurze bedeutungslose Lautreihen wären nur in geringer Zahl zu bilden; es wäre für sie schwer, zwischen den fertigen Wörtern der gebildeten Sprache durchzuschlüpfen, ohne sich mit ihnen zu berühren. Und weiter ist es bemerkenswert, daß die Lautreihen zumal solche Bestandteile enthalten, die möglichst viel Klang besitzen:

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

es überwiegen die Vokale über die Konsonanten und bei den Vokalen vor allem das a. Bei den Konsonanten sind zumal die vollklingenden r, s, und l beliebt. Nur in solchen klangstarken Erzeugnissen vermag der Kraftüberschuß der Erregung sich auszuleben. Freilich: so willkürlich diese Bildungen sind, so spielt doch gelegentlich eine Einzelanregung hinein. Beim „trallalera" des Kommersliedes kann die Anregung vom malenden „trara" des Hörnerklangs ausgegangen sein, und der Klangreichtum des Doktor Eisenbart mahnt an die schreienden Klänge der Jahrmarktmusik.

Eine zweite Stätte des Lautspiels ist der Kinderreim, zumal der Abzählvers: „Lirum-larum-Löffelstiel, alte Weiber essen viel. — Ene dene do, kippekrnalle no. — Rumbdibus, rumbdibus, dissi dissi do, kapramenta mo, arafitschika, schlag die Araka." Wohlgemerkt, das ist nicht Kindersprache, sondern Sprache der Kinder, die über die Kindersprache längst hinaus sind.

Von den Lautreihen des Kommersliedes sind diese Abzählreime deutlich geschieden. Es ist bei den Kindern nicht lediglich ein Schwelgen in Tönen: sie verbinden mit ihrem Tönespiel doch einen Zweck: es kommt auf die Zahl der vorhandenen Silben an. Darum mengen sie auch unbefangen Wörter der Erwachsenensprache in ihre Lautreihen ein: „Eine, Meine, Funkedappe, Kaiserdappe, Dreckelacke, Elle Kuß, Daus Daus, Du bist draus."

Solche Berührung zwischen dem bloßen Klangspiel und der fertigen Rede ist freilich auch dem Kommersgesang nicht fremd. Aber es besteht doch ein großer Unterschied. Beim Abzählreim geben die Teile aus der Erwachsenenrede den Zweck der Mitteilung auf, sie gehn völlig unter im Schwall der Töne. Aber im Liede dient das verspielte Wort nach wie vor dem Ausdruck bestimmter Vorstellungen; es wird nur in den Reigen des Spiels äußerlich hineingezogen, zerdehnt, zerspalten, verstreckt. Ein Lied des Kommersbuchs beginnt: Er sang so schöaön, er sang so guaut. In einem anderen heißt es: bei einer Pfeif Tobak-bak-bak, Tobak-bak-bak, bei einer Pfeif Tobak; in einem anderen: wie dauern mich die Medici; da lob ich die Philologie, Phili-la-lologie, Philologie. Zum Teil ist das unmittelbarer Einfluß der Musik, jener älteren opernhaften Weise, wo eine einzelne

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Silbe auf eine ganze Reihe von Tönen ausgesponnen wird. Ein Kommerslied, das so verfährt, ist geradezu überschrieben: „nach Verdi“. Gelegentlich sind es die wiederholten Stöße des Lachens, die die Anregung geben: im bekannten Liede vom Bauern, der ins Heu fährt: er sollte doch fahren ins Hahahahaheu, ins Hahahahaheu, ich tu, als führ' ich ins Heu. Noch anders in Eichrodts Lied vom armen Nabob, wo es heißt: Der Nabob hat auch einen Elefafafahant, der trinket Schnahapfafa, wo die Zerdehnung zugleich an den im a-Laut schwelgenden Klang altindischer Wörter erinnern will.

Freilich notwendig sind solche besondere Voraussetzungen nicht: die Neigung für derartige Verrenkung lebt tief in der Sprache selbst, die Neigung, vom hergebrachten abzuweichen, es mit Absicht zu zerstören. Es ist freilich recht schwer, die verschiedenen seelischen Zustände hier zu scheiden, die Stimmung, die nur spielt, um zu spielen, die zweite, die sich bei ihrem Spiel der humoristischen Wirkung bewußt wird, die dritte, die von vorneherein die spielerische Behandlung der Sprache wählt, um das Lachen des Hörers hervorzurufen.

Denn der Keim des Komischen ist in dieser Behandlung des Sprachlichen immer gegeben. Zum Wesen des Komischen gehört ja gerade das, was unerwartet ist, was vom Herkömmlichen abweicht, vorausgesetzt, daß es nicht schmerzlicher, verdrießlicher Natur ist.

Das Herkömmliche ist auf dem Gebiet der Sprache die überlieferte Wortgestalt, die Gesetze der Wortbiegung, der Wortbildung, der Satzfügung. Die Zerstörung des herkömmlichen Wortbildes, die Verletzung der Sprachgesetze, sie können also komisch wirken; sie müssen es freilich nicht. Denn es ist sehr bemerkenswert: eigentlich volkstümlich ist das humoristische Spiel mit der Sprache nicht; es gehört eine gewisse Schulung dazu, um die sprachliche Abweichung als solche aufzufassen. Das naive Bewußtsein renkt beim Hören ganz unwillkürlich ein, was verrenkt war.

Im allgemeinen sind ja diese Zerstörungen des Gebräuchlichen Dinge, die der einzelne hervorbringt, und die morgen wieder im Gewoge des Sprachlebens untertauchen. Aber es gibt daneben solche, die Dauer gewonnen haben. Sie spielen insbesondere in den Mundarten eine Rolle, haben sich aber einzeln auch in der Schriftsprache durchgesetzt. Es handelt sich um die Tatsache, daß in ein fertiges

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Wort willkürliche Bestandteile eingefügt werden. So entsteht holsteinisch kladatschen aus klatschen, leipzigerisch strapantzen aus stranzen, rheinisch tralatschen aus tratschen; nhd. scharwentzen ist aus schwentzen entwickelt. In einem „Singsang zu Drehorgel und Zupfgeige“ begegnet kameraderadigen, soldatidatigen, gelaubigen, verfauligen. Das ist im Grunde nichts anderes, als wenn die Kinder sich eine pi-Sprache, eine Erbsensprache schaffen, wenn sie abwandeln: Annele, Potannele, oder: Heinrich Kateinrich, Widiweinrich, Pidiwintermateinrich, oder wenn es in einem Roman von Federer heißt: Der Sepp, der wilde Seppeldipeppl, oder wenn der Betrunkene als bediaduselt bezeichnet wird, oder wenn Scheffel singt: „Gersprenz ist veritrunken“. In den beiden letzten Fällen hat die Ausrenkung des Wortes noch eine Nebenwirkung: sie ist sinnbildlich für den Zustand der Sprachwerkzeuge bei dem, der übermäßig getrunken hat.

Aber noch auf andere Weise kann die Lautgestalt eines Wortes umgebildet werden, z. B. durch Zersprengen in zwei Teile: ent- oder weder, oder durch Umstellung seiner Bestandteile: Schiedunter für Unterschied, Ibiche des Kranikus für die Kraniche des Ibikus, die Bauzerflöte für die Zauberflöte, der blutwürstige Dieterich für den blutdürstigen Wüterich; in der Basler Studentensprache Schlungenzag für Zungenschlag. Oder es geschieht, daß einzelne Laute für sich abgeändert werden: Lakal für Lokal, Mägdulein für Mägdlein, studentisch Feidulitas für Fidelitas; Heine reimt Xantuppe auf Suppe; im Lied von der großen Seestadt Leipzig heißt es: ach wie sind die Wasser kuhle — dies erweichet mein Gefuhle. Oder wieder im Kommerslied: „er liest im Kikero, er liest im ledernen Kikero.“ So auch wird das Loch zum Lolch oder Lorch, der Dolch zum Dolich und reimt auf soll ch, die Pistole zur Pikstole. So wird der Säbel zum Sabuk, der Hering zum Harung im Salze, zurück zu zaruck, Napoleon zu Napolium, heiraten zu heiraspeln. Gottfried Keller fragt im Briefe: „was gibt es Neues in der Famulie?“ Im Kommerslied heißt es: „und an ihrem grünen Busam schläft der Heuschreck nächtlich ruhsam.“ Eine ganze Anzahl solcher Beispiele enthält Ludwig

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Eichrodts „Wanderluſt“: „Nach Italien, nach Italien, möcht ich, Alter, jetzt einmaligen, nach Arabien, nach Arabien, laß mich mit dem Wanderſtabigen“; in einer Geſchichte der „Jugend“ wird Rumänien auf anerkennien gereimt. Eichrodts Spuren iſt der berühmte Arzt Kußmaul in einem Kommerslied gefolgt: „Morgens früh ſchon ging der Michael in das Feld mit ſeiner Sichael. Seine Mutter Athanaſia liebt ihn ohne Ziel und Maſia.“ Ebenſo verfährt das Lied: „König Wilhelm ſaß ganz heiter“: „da trat in ſein Kabinette eines Morgens Benedette. Wilhelm ſagte: Benedettig, ſie ereifern ſich unnötig.“ Bismarck reimt auf Honig Mahagonig. Beſonders ergötzlich ſind die Durchbrechungen, die die Regeln der Wortbiegung erfahren, denn dieſe ſind beſonders feſt eingehämmert im Bewußtſein des Sprechenden, es bedarf alſo beſonderer Gewaltſamkeit, um ſie zu ſprengen, und die Überraſchung wirkt daher beſonders ſtark. Es heißt alſo etwa geſpieſen für geſpeiſt, ich bin geſponnen für ich bin geſpannt, gemorken für gemerkt, ſpazoren für ſpaziert, umgebrungen für umgebracht, wie hat's geſchmokken? Fedor von Zobeltitz erwähnt eine Italienerin, „eine waſchechte, keine geforbene“, und Zedlitz erzählt, daß der Blamorene die Faſſung wieder gewonnen; in der Jobſiade wird für „betrübt“ bedropſen geſagt. Berta Suttner berichtet, daß unabſehbar viel kannegegoſſen wurde. Eine Willkür anderer Art bietet das ſchöne Lied von Eduard und Kunigunde: „Gottlieb Käſemaier huß der Arme, er verfiel in fromme Raſerei.“ Im Lied vom Heller und Batzen heißt es: „das war 'ne rechte Freud, als mich der Herrgott ſchuf, 'n Kerl wie Samt und Seide, nur ſchade, daß er ſuff.“

Weniger wirkſam ſind Verletzungen der Regel auf dem Gebiet der Satzfügung, denn hier iſt das, was unverrückbar feſtſteht, ſehr viel ſparſamer vertreten als auf dem Gebiet der Biegungslehre. Das allerdings weiß ein jeder, welches Geſchlecht den Hauptwörtern von der Sprache beigelegt wird. Es wirkt daher humoriſtiſch malend, wenn Scheffel im Gaudeamuslied ein ſtilles Gaſt einführt, oder wenn es in dem Liede Huſarenliebe heißt: „mein Arm iſt für das Vaterland, mein Durſt iſt für den Bier.“ Bekannt iſt auch, daß ſich ein Beiwort nur auf die Geſamtheit eines Wortes beziehen darf, nicht auf einen Teil; daher ſpielt man gerne mit dem baumwollenen Strumpfwarenhändler, der reitenden Artillerie-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

kaserne, und es heißt im Kommerslied: „und büßt die Schuld im fremden Land als saurer Essigfabrikant.“

Für die Bildung der Leideform gelten ganz bestimmte Gesetze. Es kann nicht heißen: er fällt — er wird gefallen, er steht — er wird gestanden; aber wir sagen doch von jemand, der nicht freiwillig aus seinem Amt geschieden ist: er ist gegangen worden Mittelwörter der Vergangenheit mit aktiver Bedeutung hat im Ernste Ludwig der Erste von Bayern gebildet; im Scherze heißt es bei Busch: „als der Herr von gestern abend, fest und wohl geschlafen habend, morgens nach dem Stalle ging.“ — Das Bindewort und hat die Eigenschaft, gleichartige Dinge zu verknüpfen; wird Ungleichartiges zusammengejocht, so wirkt das komisch, eine Weise, die Heine mehrfach geübt hat: „Apfeltörtchen waren damals meine Passion; jetzt ist es Liebe, Wahrheit, Freiheit und Krebssuppe; und im Eingang der Harzreise wird festgestellt, daß Göttingen berühmt sei durch seine Würste und Universität. Busch singt im Maler Kleckſel: „lustwandelt sie mit Seelenruh und ihrem Spitz dem Kloster zu.“ Oder es heißt: „mit einer Gabel und mit Müh zieht ihn die Mutter aus der Brüh.“

Der Abschnitt der Grammatik, der die meisten Beispiele liefert für das heitere Hinausgehen über die Regel, das ist das Gebiet der Wortbildung. Hier kann es geschehen, daß gewisse Bildungsweisen über ihr rechtmäßiges Gebiet hinaus ausgedehnt werden. In sprichwörtlicher Rede heißt es: „der Mensch denkt, die Menschin lenkt;“ Mörike singt im Mausfallenlied von „Mäusin und Maus“. Budde läßt den Regenwurm mit der Regenwurmin Mondscheinspaziergänge machen, und Dernburg sagt von einer Dame: dafür war sie eine Frankfurt-am-Mainerin“. Luther leitet vom Satan seine Satanität ab, um den Papst zu bezeichnen. Bei Gustav Freytag heißt es in Soll und Haben: „es gibt keine Hexeriche“; in Scheffels Gedicht vom Ichthyosaurus stirbt die ganze Saurierei, wobei der Anklang an Sauerei als freundliche Nebenwirkung empfunden wird. Bismarck klagt über den Sumpf der Halbhuberei. Ein seltsames Beiwort ist es, wenn Richard Wagner seinen Freund David Strauß also andichtet: „O David, Held, du sträußlichster der Strauße“, und bei Saphir heißt es: „Maid, o Maid, o meine Maid, o allermaidste Maid“. Bei Wippchen heißt es: „wenn sie mir

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

blindlingser vertrauten;“ „ich begebe mich auf das Stantepedeste in die nächste Schlacht.“ „Wer oht da wieder?“ fragt Wippchen, wenn er meint, daß jemand oh! rufe. Scheffel dichtet vom Tatzelwurm, daß er „gelebt, geliebt und auch gedracht.“ Heinse schreibt an Gleim: „nun will ich ein wenig besser sinndichten, als ich bisher gesinndichtet habe.“ Doktor Eisenbart meldet von einem seiner Kunden: „er wollte gern gekuhpockt sein.“ Jakob Burckhardt berichtet an Paul Heyse: „es prologt eben alle Welt.“ In einer Berliner Geschichte heißt es: „ich wer dir bebreitjamen,“ in einer andern: „Wehners hatten in der Residenz ein halbes Jahrzehnt gelinienkommissart, und Johannes Scherr behauptet von Napoleon, er habe die Krone erdezembert. Etwas anders bei Wippchen, wenn er katzenbuckeln auflöst in eine Katze zu buckeln, und nicht den Zapfenstreich hört, sondern den Zapfen streichen hört. Massenbach wird für massenhaft gesagt, für Benehmen Benehmigung, Studiker für Student, und dem Studenten ist des Philisters Frau die Phileuse; ein trinkbarer Mann ist ein trinkfähiger Mann; dabei treten ziemlich willkürlich gewählte Bildungssilben an die Stelle einer andern bereits vorhandenen.

Der willkürlichen Ableitung steht die willkürliche Kürzung gegenüber: der Schnurrbart wird zum Schnurres, das Telefon zur Töle, das Laboratorium zum Labor oder Labum, in der Schülersprache der Direktor zum Direx; in der von Bern erscheint die Geographie als Gogere, die Lokomotive als Lokchere. Busch kürzt Rührigkeit und Betriebsamkeit zu Rührig- und Betriebsamkeit, und im Kommersbuch wird noch anderes gewagt: teils aus Frömmig- teils aus Zeitvertreib.

Eine seltsame Art der Wortverwendung kommt dadurch zustande, daß Wörter zu Unrecht mit einem anderen vertauscht werden, weil sie in gewissen Fällen ihres Auftretens gleichwertig sind. Weil Haus und Gebäude vielfach das gleiche bedeuten, wird auch Gebäudelehrer für Hauslehrer gesetzt; weil Rubel eine Art von Geld ist, läßt Wippchen nach einer Schlacht Fersenrubel geben, und er gedenkt mit Wallenstein einen langen Bruder des Todes zu tun, weil nach Lessing die Antike Tod und Schlaf als Brüder gefaßt hat. Kämpfen ist ungefähr dasselbe wie fechten, Bruder berührt sich nahe mit Genosse, daher im Simplizissimus folgende Geschichte:

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ein Besucher bettelt mit den Worten: „ein alter Kampfgenosse bittet um eine milde Gabe.“ „Was, Kampfgenosse? sagen wir lieber alter Fechtbruder.“ Weil die Abkürzung M. sowohl Meter als Mark bedeuten kann, wird bei Thé von Rom eine Flasche Wein zu einem Meter getrunken.

In Einsiedel scheint das zählende Fürwort eins zu stecken und der zweite Teil zu Seidel zu gehören; das gibt Anlaß zu der bekannten Strophe, die an Scheffels Lied „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“ angehängt wird: Einsiedelmann, Zweisiedelmann, Dreisiedelmann, Viersiedelmann, Fünfsiedelmann, Sechssiedelmann, Siebensiedelmann, acht Seidel.“

Weil der Berliner mir und mich verwechselt, wird ihm nachgesagt, daß er nicht wisse, ob es Kasimir oder Kasimich heiße, und das Weibchen des Papageis ist der Mamagei. Im Namen Jüterbock scheint Jüter gleichwertig mit der Mehrzahl Güter zu sein, und Bock das bekannte Tier; daher wird gefragt: „was ist das Gegenteil von Jüterbock?“ und die Antwort lautet: Personenzüge (Züge als Ziege gefaßt).

Die stärkste Abweichung vom Normalen ist es endlich, wenn durch die Verrenkung anscheinend ganz unverständliche Wörter entstehn. Das ist der Fall bei dem Kinderscherz, bei dem die Wörter durch einfache Verschiebung des Tones maskiert erscheinen: „ich saß an meinem Schiebfenstérchen, da kamen kleine Géspenstérchen und zupften mich am Róckermél.“ Oder es kommen durch die Verschiebung gleichbleibender Laute ganz neue Wörter zustande; hierher gehören die Scherzfragen, die den Schüler auffordern, einen Satz zu bilden, in dem ein bestimmtes Wort vorkommt: „Kannst du mir einen Satz mit Hamster bilden?“ Ein Bayer antwortet: „Hams dr schon deine Vorräte kontrolliert?“ Ein ganz fremder Anschein kann sogar ohne jede Veränderung des Normalen erzielt werden durch die Auswahl von möglichst vielen solchen Wörtern, die wie Wörter einer fremden Sprache klingen. So entsteht das scheinbare Griechisch des alten Schülerscherzes, dem ich bereits in einer Grammatik des 17. Jahrh. begegnet bin: „mähn Äbte Heu? Ob Äbte Heu mähn? Äbte mähn nie Heu“, dessen rein deutsche Worte, wenn sie nicht gelesen, sondern gesagt werden, auch bei wiederholtem Vorsprechen kaum verständlich zu machen sind.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Wo in den bisherigen Belegen des sprachlichen Spiels durch den Gegensatz, durch das Unerwartete eine komische Wirkung erzielt wurde, da lebte das Richtige, von dem sich die Verkehrtheit abhob, im Bewußtsein, ohne daß es ausdrücklich ausgesprochen wurde. Es ist aber auch ein anderes Verfahren möglich: es kann geschehen, daß die beiden Eindrücke aus deren Widerspiel sich die komische Wirkung ergibt, im Hörer unmittelbar nacheinander wirklich hervorgerufen werden. Es ist nicht das eine die Norm, das andere die Ausnahme, sondern beides ist an sich gleichberechtigt. Hier ist aber wieder ein doppeltes Verfahren möglich. Die komische Wirkung kann sich allein aus dem zeitlichen Nacheinander der Eindrücke ergeben, aus dem Übergang von einem zum andern. Etwa in der Weise, daß die Vorstellung von etwas Anstößigem zwar erregt, aber sofort wieder abgelenkt wird. Der ungegliederte a-Laut des Aufstoßens wird hoffähig gemacht in dem Satz „Ab-Salon war Davids Sohn"; „mehr Glück als Verstand" wird umgebogen in „mehr Glück als Ferdinand".

Weit häufiger ist die zweite Weise: es werden zwei Ausdrücke nebeneinander gestellt, von denen jeder für sich allein unanstößig und unauffällig ist: die Überraschung, die komische Wirkung liegt in der Verkoppelung dessen, was sonst nicht verbunden aufzutreten pflegt. Die einfachste Form ist die Mischung verschiedener Sprachen. Es kommt namentlich die von Deutsch und Lateinisch in Betracht, für die in älterer Zeit die stärksten Voraussetzungen vorhanden waren, im lateinischen Unterricht, in der Predigt, im gottesdienstlichen Gesang. Die Mischung, wie die Predigt sie liebt, aus lateinischem Bibelwort und deutscher Auslegung, sie klingt wider in Schillers Kapuzinerpredigt: „et ait illis, und er sagt: Neminem concutiatis, wenn ihr niemanden schindet und plagt, neque calumniam faciatis, niemand verlästert, auf Niemand lügt, contenti estote, euch begnügt stipendis vestris, mit Eurer Löhnung, und verflucht jede böse Angewöhnung."

Die Freiheit, im Gesang so zu mischen, hat sich noch das Studentenlied bewahrt: „Ein lustger Musikante marschierte einst am Nil, o tempora, o mores, Juheirasassasa, o tempo-tempora"; „denn in Jene lebt sichs bene", „und hat der Bursch erst ausstudiert, so reiset er in patriam". Aber viel stärker ist die Wirkung, wenn

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

die Mischung sich in ein und demselben Worte vollzieht; das ist öfters in unserer eigenen Rede der Fall: „schleunibus, in rasibus“, wir reden von Schmieralien, Sperrenzien, Dichteritis, Klappmatismus, Sammelsurium“; in einer alten Predigt heißt es: „die welt ist vielen so süeß und ein solcher schlekkeritzius“. In früheren Jahrhunderten ist dieses Verfahren geradezu systematisch ausgebaut worden in einer Dichtung, die man als die makkaronische bezeichnet hat, und die im 16. Jahrh. sogar ein Epos hervorbringt, die berühmte Flöia: „Cortum de Flöis, schwartibus illis deiriculis, quae omnes fere Minschos, Manos, Weibras, Jungfras behuppere et spitzibus suis schnafflis steckere et bitere solent.“ Seltener wird romanische Sprache zu solcher Mischung verwendet. In einem Wiener Studentenlied heißt es: „am Polytechnikum, o du mon dieu, da wird man steif und krumm, o du mon dieu, lernt manche schöne Theorie, braucht sie im Leben nie, sacre du bleu!“ Im Fips von Busch wird erklärt: „zu Kattremäng gehören zwei“. Dem Berliner ist es eine scherzhafte Form der Ablehnung: „nich in die lamaing“; Paul Lindau erzählt, gleichfalls aus Berlin, daß dort spanische Tänzer als Schnorreros bezeichnet wurden, und wir reden von Plapperment, knappemang, futschikato, von Stinkatores.

Mischung von Fremdem und Eignem ist es auch, wenn uns der Dichter in ferne Lande, ferne Zeiten führt, und in der Schilderung plötzlich Ausdrücke von heimischster Deutlichkeit auftreten. Hierher gehören Scheffels Wirtshäuser: das Lamm zu Ninive, der schwarze Wallfisch zu Askalon; oder Eichrodt schildert uns den armen Nabob von Hinterindien, den Nabob Jukjuk Juheirasassasa, „sein Vater hieß Juvivalleralera“. Und Scheffel singt von dem Römer, der am deutschen Grenzwall Posten steht: „da schleicht und hallt was leise, kein Päan von Horatius, ganz wildfremd war die Weise: „Ha! Hamm!.... Hammer dich emol, emol, emol an deim verrissene Kamisol, du schlechter Kerl.“

Aber auch in rein deutscher Umwelt können die Gegensätze aufeinander treffen. Etwa der Gegensatz zwischen Feierlichem und Erhabenem und der Weise des Alltags. Das ist die Art, wie uns Heine mit Bewußtsein die Stimmung zerstört: „nur einmal noch möcht' ich dich sehn und sinken vor dir aufs Knie und sterbend zu dir

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sprechen: Madam, ich liebe Sie.“ Bei Raimund hat die Fee Tritschitratschi dem Zauberer Rutschiputschi einen Talisman geliehen. Oder Hebel berichtet uns im Schatzkästlein, wie einem Ehepaar ein weißes Fräulein erscheint, das „mit wundersüßer, silberreiner Stimme spricht: ich bin Eure Freundin, die Bergfey, die im krystallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet.“ Und dieses mächtige Fabelwesen führt den herrlichen Namen Anna Fritze. Ein bekanntes Rätsel erklingt in den schwungvollen Worten: „von der Zweiten umschlungen schwebt mein Ganzes zum Ersten empor,“ und die Auflösung ist: Galgenstrick.

Von alters her ist es in der Weltliteratur geübt, daß die Sprache des großen Epos herhalten muß zur Darstellung alltäglicher Vorgänge oder Gegenstände, und von Boileaus Lutrin, über Popes Lockenraub, ist diese Weise in Zachariäs Renommisten gekommen, wo etwa eine Kneipe also geschildert wird: „nun stürzen sich aufs neu des Bieres braune Wellen aus dem zu vollen Glas. So wie die Fluten schwellen, wenn auf dem schweren Nil der nasse Südwind schwebt, so stürzt das braune Bier mit rauschendem Gezische, dem schnellen Waldstrom gleich, vom überschwemmten Tische.“ Tieck kleidet ein alltägliches Gespräch in sechsfüßige Jamben und spricht darin von „der Bürste vielbehaartem Brett“; das Strickzeug ist ihm „der fünf Gestählten Wechseltanz“.

Umgekehrt werden gewichtige Ereignisse in leichtfüßiger würdeloser Rede vorgetragen; es kommt zu sprachlicher Parodie: in Scheffels Trompeter besteht die Neigung, im trochäischen Verseingang unbetonte Redeteile wegzulassen. Das wird von Mauthner parodiert mit dem Versbeginn: „'ktober war's“ für „Oktober war's.“ Also beginnt Blumauers Aeneis: „es war einmal ein großer Held, der sich Eneas nannte. Aus Troja nahm er 's Ferſengeld, als man die Stadt verbrannte, und reiste fort mit Sack und Pack, doch litt er manchen Schabernack durch Jupiters Xantippe.“

Eine andere Mischung innerhalb der eigenen Sprache ist die von Schriftsprache und Mundart. Komisch wirkt es, wenn in die herrschende Schriftsprache einzelnes Mundartliche eingemengt wird, wie im Lied von Eduard und Kunigunde: „seine Mutter, eine geborne Lerche, hat das ganze Unglück angericht, denn sie hielt ihn

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

nicht zur Schule, nicht zur Kärche.“ Häufiger ist die zweite Weise, daß der in der Mundart stehende den kümmerlichen Versuch macht, sich zur Schriftsprache zu erheben. Schon ehe Fritz Reuter in dieser Weise seinen unvergleichlichen Onkel Bräsig geschaffen hat, zeichnete der Pfälzer Nadler seine ergötzlichen hochdeutschen Näthersmädel: „o Hulda, einzge Hulda, die ich habe, Gedenk an Laura noch im kühlen Grabe! Wird mir nicht Liebe, Friede nicht dadrinnen, Wozu soll ich auf Erden mich noch schinnen? Freiwillig sterben zeugt von Seelenadel, du, sei so gut un lehn mer e Hoornadel, mei Zopp will falle', morje krischscht se widder.“

Aber auch ohne daß verschiedene Sprechweisen, verschiedene Stilarten benützt werden, kann eine komische Zusammenjochung zustande kommen, nämlich dann, wenn aus zwei an sich berechtigten Redewendungen eine dritte zusammengeschweißt wird. Es ist namentlich die Vermischung von Bildern, die erheiternd wirkt, wenn uns der Widerspruch noch zum Bewußtsein kommt. Mit Mischungen dieser Art erzielt Wippchen seine stärksten Wirkungen; aber vielfach kommen wir hier bereits in das Gebiet des Unbewußten, zu dem Ausspruch eines Gymnasialprofessors: „Max II. hatte die Hoffnung, einst einen Thron auf seinem Haupte zu sehen;“ „das fließt wie Öl von der Zunge, die bislang noch immer über Steine stolpert und sich lahm an ihnen stößt;“ und kein Geringerer als Kant hat geschrieben, daß ihm etwas einen Querstrich spielt: hier haben sogar drei Bilder Pate gestanden: „in die Quere kommen“, „einen Strich durch die Rechnung machen“, „einen Streich spielen“.

Was wir bis jetzt betrachtet haben, waren zumeist solche Beispiele des sprachlichen Spiels, in denen durch das Andersein, durch den Mangel an Übereinstimmung gewirkt wurde. Merkwürdigerweise kann aber auch gerade durch das Gegenteil eine humoristische Wirkung erzielt werden: durch das Übermaß von Übereinstimmung; auch das Übermaß der Tugend, auch der Musterknabe kann Lächeln erregen, denn auch das ist Abweichung vom Normalen, von dem, was nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge zu erwarten steht. So wird also auch die sprachliche Übereinstimmung komisch, wenn sie ohne Grund über das Gebräuchliche hinausgeht. Es ist das ganz große Gebiet des Wortspiels, was hierher gehört.

Schon die einfache Wiederholung desselben Worts, derselben

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Silbe wirkt komisch. „Konstanz liegt am Boden=Bodensee", singt Ludwig Eichrodt; Scheffels Megatherium hangt im „Urururur=wald". Ja es genügt schon, wenn die anschließenden Silben nur ähnlich sind: schon „Tächtelmächtel" klingt humoristisch, noch mehr die Steigerung der Fliegenden Blätter: „kleines Pächtertöchter=tächtelmächtel"; und das Kommersbuch singt: „schluck, schluck=kluck, sagt Nepomuk." Gerne spielt Joh. Fischart in socher Weise, und es kommt nicht selten die Häufung des Spielerischen hinzu zur Erhöhung der humoristischen Wirkung; einem einfachen französischen „dansaient" der Vorlage entspricht folgende Reihe gleichsinniger Wörter, die ich dazu noch kürze: „tanzten, schupfften, hupften, lupften, sprungen, sungen, reyeten, schreyeten, schwangen, rangen, ... gum=peten, plumpeten, rammelten, hammelten, voltierten, gambardierten, gigageten, armglocketen, armlauffeten, warmschnauffeten (ich schnauf auch schier)."

Stärker wirkt es, wenn bei der Wiederholung eine Umstellung, eine Kreuzung erfolgt, wobei man etwa den Eindruck von durch=einander wirbelnden Bällen erhält, ein Kunstmittel, das besonders Saphir gerne anwendet: „sie finden sich in Franengesellschaft des=halb so ungemein geniert, weil sie ohne Frauengesellschaft ungeniert gemein sind; unsere Männer betreiben ihre Geschäfte so mit Liebe, daß sie die Liebe als ein Geschäft betreiben."

Hierher gehören denn auch die berühmten Verse der Münchener Bilderbogen: „Wenn der Mops mit der Wurst übern Spucknapf springt und der Storch in der Luft den Frosch verschlingt. Wenn der Storch mit dem Mops übern Spucknapf springt und der Frosch in der Luft die Wurst verschlingt" usw. Im selben Worte erfolgt die Umstellung in den sogenannten Schüttelreimen „der eine reit' auf schlechten Rappen, der andre geht in rechten Schlappen"; „im Jodeln ist der Steiermärker, im Jüdeln ist der Meyer stärker."

Aber es handelt sich nicht bloß um die äußere Anordnung der wiederholten Redeteile, sondern auch um ihre inneren Beziehungen. Man kann sagen: Die Wirkung einer Wiederholung hängt vor allem davon ab, wie weit wir sachlich mit der Verknüpfung einverstanden sind. Es wirkt schon komisch, wenn übereinstimmende Lautgruppen da eintreten, wo zwei Vorstellungen in einer bloß äußeren Be=

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ziehung zueinander stehen: wenn also zum Beispiel in einer Militärhumoreske von einem Kurierzug Rischow-Bischow geredet wird, wenn die Hunde in Gustav Freytags „Verlorener Handschrift“ Bräuhahn und Speihahn heißen, wenn bei Eckstein drei Töchter die Namen Anny, Fanny und Nanny führen, oder wenn bei Busch Fipps der Affe mit Gribbs dem Kater und Schnipps dem Hund zu tun bekommt. Aber ganz starke Widerstände erheben sich, wenn ein Wort bei seiner Wiederkehr eine weitabliegende Bedeutung aufweist. Mit dieser Gruppe stehen wir im Mittelpunkt dessen, was landläufig als Wortspiel bezeichnet wird, einer Erscheinung von größter Bedeutung in der lebendigen Rede, wie in der Literatur. Freilich, vom Wortspiel gilt in besonderem Maße, was ich vorhin von der humoristischen Verletzung der sprachlichen Regel gesagt habe: es ist nicht eigentlich volkstümlich; es gehört dazu eine gewisse Schulung des Geistes, es ist ein Spiel, ja ein Sport des Geistes. Der altdeutschen Dichtung ist das Wortspiel ferne, wie ihr ja überhaupt das humoristische Wesen nicht liegt. Luther ist das Wortspiel nicht fremd, er verwendet es gelegentlich auch satirisch: er spricht von des Babsts Drecket und Drecketal statt Dekret und Dekretal.

Luther allerdings ist Humorist. Aber das Wortspiel ist gar kein notwendiger Bestandteil des Humors; bei so großen Humoristen wie Fritz Reuter, Wilhelm Raabe, Gottfried Keller spielt es keine Rolle. Anregungen sind von England gekommen und namentlich von Frankreich, bei dem neben seiner geistigen Eigenart noch die Besonderheit der Sprache mit ihren Bindungen der Endkonsonanten das Wortspiel fördert. Im 19. Jahrhundert werden namentlich orientalische Einflüsse mächtig: Rückerts Makamen sind beinahe eine ununterbrochene Kette von Wortspielen. Dann macht sich der orientalische Einschlag bei Heine geltend, und vor allem bei Saphir, der in seiner Prosa kaum einen Satz ohne Wortspiel schreiben kann. Es heißt bei ihm etwa — um wieder zu den Erscheinungen selbst zu kommen: „die Jourfix heißen deshalb Jourfix, weil man allda mit der Unterhaltung gleich fix und fertig ist; unsere Abende sind à Jourfix gefaßt, die Langeweile ist auch ernster geworden; sie will etwas fixes haben.“ Oder es heißt: „die alten Griechen haben die Liebe und den Tod ganz gleich abgebildet, als Schönheit mit einer Fackel. Jetzt wird mit beiden nicht viel gefackelt.“ Bei Theo

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

von Thorn steht zu lesen: „Alles in der Welt geht natürlich zu, die Litewka aber ging natürlich nicht zu.“ Besonders empörend ist es aber, wenn von irgendeiner tatsächlichen Beziehung der Wörter überhaupt keine Rede sein kann. So meint etwa der Kladderadatsch, angesichts einer törichten Bemerkung über Kanonen, daß diese offenbar von einem bewährten Kanonikus abgefaßt seien; und Saphir erklärt: „der Ton in unseren Fourfix ist eigentlich ein Bariton.“ Aber die sich lautlich nahestehenden Wörter können sogar unmittelbar nebeneinander treten; das wird etwa im bayrischen Schnaderhüpfel geübt, und es kommt hier noch die scheinbare Schwerverständlichkeit neckisch spielend hinzu: „da will i wohl a weil a wollis tragn,“ d. h. da will ich wohl eine Weile ein wollenes tragen; „ob a aba ebbe sicha riba kimmt,“ ob er aber etwa sicher herüber kommt; „da paß i bis i wida a bissi bessa beißn kann,“ da passe ich, bis ich wieder ein bißchen besser beißen kann.

Diese Weise des Wortspiels kann aber auch ihre Umkehrung erfahren. Sie bestand darin, daß die lautliche Übereinstimmung den Schein der sachlichen Einheit erweckt. Umgekehrt kann man die sachliche Zusammengehörigkeit behaupten und sie durch den Schein der lautlichen Verknüpfung bekräftigen. Das ist ein Verfahren, mit dem die Kapuzinerpredigt Schillers mehrfach ihre Wirkung erzielt: „der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom, die Klöster sind ausgenommene Nester, die Bistümer sind verwandelt in Wüsttümer, die Abteien und die Stifter sind nun Raubteien und Diebesklüfter, und alle die gesegneten deutschen Länder sind verkehrt worden in Elender“.

Bei der Masse von Verletzungen des sprachlichen Rechtes, die wir bisher haben an uns vorüberziehen lassen, handelte es sich um freiwillige, ja bewußte Abkehr von dem Erwarteten. Es ist aber auch ein unbewußtes, ein ungewolltes Zerstören der sprachlichen Regel möglich; es ist möglich, daß jemand nicht richtig sprechen kann. Das ist noch keineswegs an sich komisch; die zahllosen Fehler, die der geplagte Lehrer des Deutschen Tag für Tag rot anzustreichen hat, sie pflegen nicht seine humorische Stimmung zu erregen. Aber die sprachlichen Fehler können komisch werden, wenn sie da eintreten, wo sie durchaus nicht eintreten dürften, oder wenn sie Ausfluß von Bestrebungen sind, die ihre Komik in sich selber

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

tragen, von Eitelkeit, von Überheblichkeit Zeugnis ablegen, oder wenn durch den unbewußten Fehler etwas zustande kommt, was doch wieder sinnvoll wirkt.

Dieses unbewußte Zerstören des Richtigen kann durch Verschreiben oder Verdrucken wie durch Versprechen geschehen. Es ist eine stehende Rubrik unserer Witzblätter, daß sie von den angeblichen Leistungen des Druckfehlerteufels berichten: Etwa daß die Studenten nach dem Bankett einen solennen Wackelzug veranstaltet hätten, oder es wird von der armen Bäuerin erzählt, als sie des reichen Vetters Hühnerhof sah, sei sie ganz eiersüchtig geworden. Die Entstellung kann Folge eines Sprachfehlers sein; Theodor Vischers „Auch einer" stottert Wortungeheuer hervor wie Verbucksmaserung, Vermasmutbuckserung, Bucksvermutmaserung. Bei Saphir wird dem katarrhalisch Sprechenden der Himmelsstrahl zum „Hibbelstahl". Die Verlegenheit des Kindes wird gemalt in dem bekannten Vers: „Meine Mi, meine Ma, meine Mutter schickt mich her, ob der Ki, ob der Ka, ob der Kuchen fertig wär". Oder es geht ein Versprechen aus Zerstreutheit hervor; Kuno Fischer soll aus Faust angeführt haben: „Purre nicht, Knudel". Niebergalls Datterich will sagen, daß er nur haben will, was Recht ist: er kennzeichnet sich selbst, wenn er statt dessen sagt: „ich will net hawe, was recht is". Oder man spricht von Butterbrot mit belegter Zunge, oder in einem alten Text des 16. Jahrhunderts heißt es, in Nachahmung solcher Gedankenlosigkeit: „steh auf und gang hinter die nasen und schneutz die tür".

Am leichtesten gerät aber natürlich der Sprechende in Schuld und Fehle, wenn er sich bemüht, fremde Sprachen zu meistern. Das hat denn auch die humoristische Dichtung, insbesondere das Lustspiel, sich weidlich zunutze gemacht. Bei Andreas Gryphius hört die Kupplerin Cyrilla aus dem Latein des Schulmeisters wie dem Französisch des Bramarbas deutsche Worte heraus: Aus „comment vous-êtes-vous porté" macht sie: schreit ihr über mich Mord und Weh. Bei Hebel hört der Diener, wie sein Herr laut die Zeitung liest, die von jemandes Meriten handelt; der Diener leert sein Glas: „sollen leben die Minoriten." Für Wagners Beckmesser ist der Preisgesang Walthers von Stolzing so gut wie fremde Zunge, und er müht sich vergebens, ihm mit seinem nüchternen Unsinn zu

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

folgen. Walthers Lied lautet etwa: „Morgendlich leuchtend im rosigen Schein, von Blüt' und Duft geschwellt die Luft, voll aller Wonnen nie ersonnen, ein Garten lud mich ein." Das wird unter Beckmessers Händen zum gräulichen Unsinn: „Morgen ich leuchte in rosigem Schein, voll Blut und Duft geht schnell die Luft; wohl bald gewonnen! wie bald zerronnen, im Garten lud ich ein, garstig und fein." Rührend komisch ist es, wenn bei Hebel der Fremde in Amsterdam überall Kannitverstan sich entgegentönen hört und daraus schließt auf den unermeßlich reichen Herrn Kannitverstan. Ein andermal sitzt in der Schatzkästleinerzählung der deutsche Soldat oben am Rhein, und der Franzose gegenüber ruft ihm zu: filou, filou! Das faßt der biedre Oberländer als die Frage: Wieviel Uhr? und ruft zur Antwort: halber viere. Der klassische Typus dessen, der die fremde Sprache zu reden sich müht, ist Lessings Riccaut de la Marlinière. Von einem Engländer berichten die Fliegenden Blätter, daß er vom Kellner die Speisekarte verlangt mit den Worten: „Bringen Sie mir den Magenfahrplan."

Die meisten Schwierigkeiten aber bereitet die fremde Sprache da, wo sie in unsere eigene eingedrungen ist, in der Handhabung der Fremdwörter: auch dies ein beliebter Gegenstand humoristischer Dichtung von Fritz Reuter herab bis auf die Gestalten des modernen Schwanks, bis auf Kasperle, der den Soldaten als Salat benennt, bis auf die Fliegenden Blätter, auf den politischen Witz der Gegenwart.

So haben unsere Betrachtungen überall über das rein Sprachliche hinausgeführt, zum Kinderlied, zum Studentengesang, zur humoristischen Dichtung jeglicher Art; was ursprünglich rein sprachliche Aufgabe schien, ist zugleich Frage der Aesthetik, der Literaturwissenschaft geworden. Freilich haben wir uns eine Beschränkung auferlegt. Wir haben den Spieltrieb im Sinne des heiteren Spiel genommen. Man kann den Begriff aber auch viel weiter fassen. Für Schiller ist der Spieltrieb ganz allgemein die Vereinigung von Sachtrieb und Formtrieb, die Macht, die überhaupt bei künstlerischem Gestalten die entscheidende Rolle spielt. So ist denn auch die Sprache der Dichtung zwar einerseits Erzeugnis der Leidenschaft, der Erregung, aber anderseits und zum guten Teil Ausfluß eines Spielstriebs, der bald stärker, bald schwächer hervorbricht, der bald wundervoll harmonische dichterische Gebilde schafft, bald seltsamste Will-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

kürlichkeiten erzeugt. Und es ist vielfach im eigentlichsten Sinn ein Spielen mit Worten, das da sein Wesen treibt, etwa bei dem großen Satiriker des 16. Jahrhunderts, bei Johann Fischart, der seinen Helden bald Gargantua, Gorgellantua, bald Gurgelstrozza, Gurgelgrossa, oder Strozzelgurgelchen benennt. Oder er läßt in seiner Geschichtsklitterung an der Pforte der Abtei Willigmut eine Inschrift anbringen, die mancherlei Leuten den Eintritt verbietet: „Herein komm kein Lefzenplapper, Gzeitenschlapper, Luftschnapper, und Meßknapper, kein Schnudler, Kuttelnsudler, kein Grängribler und Großbeinknochenschlucker, kein taschenhirnsam Ratsherrn und Gerichtsmeuchler". In neuerer Zeit nimmt Jul. Bierbaum eine besondere Stellung ein, der in anderer Weise als Fischart doch auch sechszöllige Wörter schafft, wie „Glücksgedankenwellen, mittagssonnenüberglüht", oder er füllt einen ganzen Vers durch ein einziges Wort: „goldkorngartenüberdacht". Und tolle Böckchensprünge macht die expressionistische Jugend des Sturms: da erscheint die Krallhand für die gekrallte Hand, die Prinzenheit, das Tänzemädchen; da stehen Umstandswörter wie blauinnen, jenseitsunter der Mond gelbt, die Erde kleint; sie reden von glasen, sichten Leibern, schwellem Fleisch und stahlem Blick. Das alles ist furchtbar ernsthaft gemeint, aber mancher hört es mit stillem Lächeln, und manche solche Bildung würde Wippchen nicht übel gestanden haben.

Dieses Sprachschaffen des Dichters im einzelnen zu verfolgen, würde den Stoff für mehr als eine eigene Betrachtung abgeben.

*

7. Der Einfluß des Schrifttums auf den Sprachschatz.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 18 (1903), 35 u. 68.

Die Wörter, die Ausdrücke, die wir in unsrer Rede zur Anwendung bringen, sind zu einem kleinen Teil unser persönliches Eigentum: niemand hat sie uns gelehrt, wir selbst haben sie in der Stunde des Bedarfs völlig neu geprägt. Aber die große Masse unsres Sprachschatzes ist uns von andern überliefert. Wir haben ihn den Eltern, den Gespielen vom Munde gelauscht, der Verkehr

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

des Tages hat ihn uns zugeführt. Vieles schöpfen wir auch aus dem, was mit der Druckerschwärze auf uns eindringt. Hier der mündliche Verkehr, dort das Schrifttum, das sind also die beiden Hauptquellen für unsern Sprachschatz. Freilich, was uns mündlich übermittelt wird, kann seinerseits auf schriftlichen Ursprung zurückgehen, und umgekehrt kann die Rede des Schriftstellers auf mündlichen Brauch sich stützen. Ob also die dunkle Masse ein Wort geschaffen hat, ob es dem einzelnen Schriftsteller sein Dasein verdankt, ist oft schwer zu entscheiden. Trotzdem gelingt es nicht selten, den literarischen Ursprung einer Wendung außer Zweifel zu setzen; so stammen die meisten Wörter mit abstrakter Bedeutung aus der Sprache des Schrifttums; denn die mündliche Rede, die Rede des Volkes, liebt allezeit das Sinnliche, das Anschauliche. Es gibt aber auch Fälle, wo sich für das einzelne Wort ein einzelner Urheber ermitteln läßt. So wissen wir etwa, daß das Wort Schulgezänke aus der Lutherschen Bibel stammt; Krähwinkel ist von Jean Paul geprägt; den Kaiserwahnsinn hat Johannes Scherr erfunden, David Strauß den Julianus Apostata als den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren bezeichnet; Kleinbahn stammt von einem verehrten Mitglied unseres Gesamtvorstandes, von Herrn v. Mühlenfels. Den Übermenschen hat Goethe geschaffen und Nietzsche in Umlauf gebracht; nach seinem Muster ist dann auch das Überbrettl, der Überkellner gebildet, oder es wird von einem Pferd gesagt, es habe Überpferdliches geleistet.[1]) Freilich denken die wenigsten daran, daß bei solchen Wörtern das Erzeugnis eines ganz bestimmten Urhebers vorliegt.

Aber es gibt Eindrücke, die sich beim Empfänger nicht so leicht verwischen, Wendungen, die zu jenen Einzelerfindungen geradezu im Gegensatz stehen: sie weisen gleichfalls auf ganz bestimmte Stellen des Schrifttums zurück, aber dieser Ursprung ist dem, der sie verwendet, genau bekannt, und gerade deshalb fügt er sie in seine Rede ein. Das sind die Zitate, die geflügelten Worte. Wer sie anwendet, stellt sich mit vollem Bewußtsein unter den fremden Einfluß und erspart sich die Mühe, selber die Fassung eines Gedankens zu suchen.

[1]) Münchener Neueste Nachrichten 1900, Nr. 214 S. 4 Sp. a.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Sind demnach solche Zitate meist nur ein mäßiges Zeugnis für den Geist ihres Benützers, so sind sie desto wertvoller für die geschichtliche Betrachtung; denn sie geben Kunde von der Stärke, mit der dieses oder jenes Denkmal des Schrifttums sich die Gemüter unterworfen hat. So hat es tiefe Begründung, wenn die deutsche Bibel obenan steht unter den Werken, die unsre Rede derart bereichern; fast 100 Seiten muß der neueste Büchmann den Wörtern widmen, die aus dieser Quelle stammen. Und wiederum ist es sehr bezeichnend, daß kaum einer auf das alte deutsche Schrifttum zurückweist; daß Klopstock nichts beigesteuert hat als das Wort: „des Schweißes der Edeln wert," und Wieland kaum ein halbes Dutzend. Erst die Zeit der klassischen Vollendung hat Werke geschaffen, die noch heute wirklich lebendig sind. Lessing ist beteiligt mit zwanzig Worten; aus Goethes Faust allein hat Büchmann 111 Nummern verzeichnet, aus Schiller im ganzen dritthalbhundert. Auch Shakespeare gehört beinahe zu den deutschen Klassikern; jedenfalls sind die etwa 60 Stellen, mit denen er vertreten ist, zumeist der deutschen Übersetzung entlehnt. Die Römer Virgil und Horaz sind die einzigen, die in der fremden Ursprache stärker auf uns gewirkt haben; denn Virgil hat einige vierzig, Horaz mehr als neunzig Worte gespendet.

Trotz aller Verschiedenheit haben diese geflügelten Worte doch manches gemeinsam mit jenen einzelnen Wörtern, die von dem oder jenem Schriftsteller geprägt sind. Beide werden sie von uns aus ganz bestimmten Quellen nach ihrem Wortlaut entnommen. Und sie ersparen uns jede eigene Tätigkeit; wir gebrauchen das Fremde, ohne von dem Unsern dazuzutun. Dennoch aber ist es für den Zweck unserer Rede ganz unwesentlich, daß wir so verfahren, und es verschlüge uns nichts, wenn wir anders zu Werke gingen. Wir bedürften nicht übermäßiger Begabung, um selber das Wort Kaiserwahnsinn zu erfinden, wenn es nicht schon zufällig bestünde. Auch ohne Goethes und Schillers Vorgang würden wir es fertig bringen zu sagen: „Heinrich, mir graut vor dir," oder: „spät kommt ihr, doch ihr kommt." Es ist nur ein äußeres, ein rein zufälliges Band das uns mit dem Urheber einer solchen Wendung verknüpft.

Es gibt aber eine Gruppe von Erscheinungen, bei denen das Verhältnis ganz anders liegt. Wenn wir etwa einen Frauenjäger

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

als einen Don Juan bezeichnen, so übernehmen wir nicht bloß den Namen aus Mozarts unsterblicher Oper; das ganze Bild, das ganze Treiben des Verführers, wie es die Oper in ausführlicher Weise schildert, steht uns dabei vor der Seele. Und wenn wir sagen, daß jemand seinen Tag von Damaskus erlebt, so wird nicht eine bloße Redewendung der Bibel wiederholt, sondern wir erinnern uns an die gesamte Erzählung, wie Saulus Wohlgefallen hat am Tode des Stephanus, wie er die Gemeinde zerstört, wie dann die Stimme zu ihm spricht: Saul, was verfolgst du mich, und nun der Umschlag sich vollzieht. Also nicht ein bloßes Nachsprechen von dem, was andre vorgesprochen, nicht bloßes Nachahmen dessen, was wir auch aus Eignem schöpfen könnten. Kaiserwahnsinn, spät kommt ihr, doch ihr kommt, das sind Worte, die unter allen Umständen verstanden werden; aber ein Don Juan, der Tag von Damaskus, das sind leere Klänge ohne Sinn und Verstand, wenn nicht Hörer und Sprecher eine Ahnung haben von dem Bühnenwerk Mozarts, von der Erzählung der Bibel.

Es ist also nicht das bloße Wort, nicht ein äußeres Band, das uns mit Mozart, mit der Bibel verknüpft, sondern ein inneres sachliches, das der Redende herstellt in selbständiger geistiger Tätigkeit. Was vor ihm liegt, was er bezeichnen will, das erscheint ihm ähnlich mit Gestalten, mit Ereignissen, die ein Werk des Schrifttums ihm geschildert hat; indem er jene Gestalten nennt, vollzieht er eine Vergleichung, schafft ein Bild, eine Metapher. So nehmen diese literarischen Vergleiche eine ganz eigenartige Stellung ein. Während jene einzelnen Wörter wie Kleinbahn, Waldeinsamkeit im Meer der Sprache untergehen, die Spur ihres Urhebers verschwindet, ist es bei unsern Vergleichen geradezu notwendig, daß man sich ihres Ursprungs bewußt bleibt. Während auf der andern Seite jene Zitate sich nur äußerlich in unsre Rede einfügen, werden die Bilder zu lebendigen Gliedern der Sprache, und es ergeht über sie die ganze Fülle der Ereignisse, die sich im Leben einer Sprache abspielen. Kein Wunder, daß sie der Einzelbetrachtung weit mehr Stoff bieten, weit merkwürdiger sind als jene andern Gegenstände unsrer Erörterung.

Eigentümlich ist es zunächst, höchst bezeichnend für die Art unsres Erinnerns und für unser Vorstellungsvermögen, daß der

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Name eine entscheidende Rolle spielt; im allgemeinen halten wir nur solche Vorgänge und Sachen im literarischen Bilde fest, die sich an Namen von Personen oder Orten anschließen lassen.

Ausnahmen sind ziemlich selten. Und zwar stammen sie zu einem guten Teil aus der Fabel und dem Märchen, also aus solchen Gattungen unseres Schrifttums, deren Bilder sich schon der Einbildungskraft des Kindes einprägen. Daher also z. B. Aschenputtel, das Tischleindeckdich und die gebratenen Tauben, die einem in den Mund fliegen. Auf das Märchen vom kleinen Däumling gehen die Siebenmeilenstiefel zurück. Man hört die Redensart: hier ist's finster wie in einer Kuh, und wundert sich vielleicht, warum gerade der Leib der Kuh, nicht irgend eines anderen Tieres, zum Vergleich herangezogen wird. Aber Däumling auf der Wanderschaft hat es erlebt, daß die schwarze Kuh ihn verschluckt und daß es da drinnen „ganz finster ist und kein Licht brennt". Aus verschiedenen Fabeln, in denen der Löwe eine Rolle spielt, stammen die Worte vom Esel in der Löwenhaut, vom Löwenanteil, von demjenigen, der sich nicht in die Höhle des Löwen wagt. Wenn es heißt: da beißt keine Maus einen Faden ab, so wird auf jene Maus der Fabel gedeutet, die das feste Netz zernagt, in welchem der Löwe gefangen war. Wenn jemand „kein Wässerchen getrübt hat", so gleicht er dem Lamm in seinem Handel mit dem Wolf. „Wer soll der Katze die Schellen anhängen?" so fragten die Mäuse, als sie beschlossen hatten, die Katze müsse eine Schelle tragen, um stets ihr Nahen zu verraten.

Aber auch andere Kreise des Schrifttums als Märchen und Fabeln haben derartige Beiträge geliefert. Der Anschauung der griechischen Welt entstammt die Sphärenmusik; der Leitfaden ist kein anderer als der, der Theseus geleitet hat; auch ohne daß das Damoklesschwert ausdrücklich genannt wird, schwebt es uns vor dem Geiste, wenn wir behaupten, daß eine Sache nur an einem Haar hängt.

Der Bibel verdanken wir den Tanz um das goldene Kalb; an das Leiden des Herrn mahnen die Ausdrücke Leidensweg und Passionsweg[1]), an seine Gleichnisse derjenige, der sein Pfund vergräbt oder erst in der elften Stunde etwas verrichtet. Goethe spendet die Bekenntnisse der schönen Seele. Wer mit Windmühlen kämpft oder

[1]) „Es war ein furchtbarer Passionsweg für den Sohn der Frau Claudine." W. Raabe, Abu Telfan S. 193.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sich darstellt als Ritter von der traurigen Gestalt, der tut es nach dem Vorbild von Cervantes' unsterblicher Schöpfung.

Im allgemeinen aber wird, wie gesagt, ein Eigenname der Mittelpunkt des literarischen Vergleichs. Dabei ergeben sich zwei Hauptmöglichkeiten. Es kann geschehen, daß die literarische Gestalt, die wir nennen, uns nur mittelbar von Bedeutung ist, wegen der Personen und Erscheinungen, die zu dem Träger des Eigennamens in irgendwelchen tatsächlichen Beziehungen stehen, ihm gehören, ihm gewidmet sind, von ihm sich herleiten. Wenn wir von jemand sagen, daß ihn die Lorbeeren des Miltiades nicht schlafen lassen, so vergleichen wir diesen Jemand mit dem Themistokles, den wir hier nicht nennen, sondern nur durch das eine Merkmal kennzeichnen, daß er auf Miltiades eifersüchtig gewesen sei. Die Robinsonade ist eine Schrift, deren Held Robinson heißt. In der Jeremiade wird der Verfasser genannt, dessen Werk wir zur Vergleichung heranziehen. Das gleiche ist der Fall beim homerischen Gelächter: es weist hin auf das unauslöschliche Lachen, in das die Götter Homers beim Anblick des hinkenden Hephästos ausbrechen. Noch loser ist das Band zwischen der Sache und zwischen dem Träger des Eigennamens beim Nürnberger Trichter: „Der poetische Trichter," so heißt ein Werk des 17. Jahrhunderts, das in Nürnberg erschienen ist und von dem Nürnberger Philipp Harsdörfer herrührt, eine Art von Handbuch der Dichtung, bestimmt, die Kunst des Dichtens dem Lernenden möglichst leicht und schmerzlos beizubringen.

Auch die äußere Form, wie der Name herangezogen wird, kann sich verschieden gestalten. Es wird etwa eine ganz kleine Begebenheit geschildert, wie eben bei dem, den die Lorbeeren des Miltiades nicht schlafen lassen, oder wenn es heißt: er hat den Rubikon überschritten. Oder es wird eine Bezeichnung verwendet, die geradezu den Begriff der Zugehörigkeit, der Verwandtschaft verkörpert. So reden wir von Jüngern des Merkur, des Äskulap, von einem Bruder in Apoll; die Blumen sind für Bürger Florens schöne Kinder, der Dichter der echte Sohn Minervens und Apolls, und die Fische werden in Hero und Leander der Thetis buntes Heer genannt. Oder endlich der Eigenname bildet den Ausgangspunkt einer Ableitung. So stammt von Münchhausen die Münchhausiade, von den Alexandrinern das Alexandrinertum. Besonders häufig

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

hat man Beiwörter von solchen Eigennamen gebildet. Von Jupiter kommt jovial, von Mars martialisch; man spricht von olympischer Ruhe, platonischer Liebe, babylonischer Verwirrung.

Die zweite Möglichkeit ist die, daß die Person, die Örtlichkeit, deren Namen wir nennen, unmittelbar gleichgesetzt wird mit denjenigen Erscheinungen, deren Eigenart geschildert werden soll.

Das geschieht nun sehr häufig und auf sehr verschiedene Weise, mit sehr verschiedenen Ansprüchen an die Klarheit der Erinnerung, die die Worte des Schriftstellers in unserer Seele hinterlassen haben. Bisweilen wird auch hier mit einigen Strichen die Lage gezeichnet, in der jene Gestalt der Literatur für die Vergleichung tauglich wird: jemand erscheint etwa als Herkules am Scheideweg, als Saul unter den Propheten. Oder der Eigenname wird rein äußerlich zusammengestellt mit der Angabe des Gegenstandes, der Betätigung, die Ähnlichkeit zeigen mit dem, was vor uns liegt. Und zwar können die beiden Wörter eine Zusammensetzung bilden: Kassandrarufe, Diogeneslaterne, Hiobspost. Oder der Eigenname tritt im selbständigen Genitiv neben die Sachbezeichnung: Hymens Bande, Abrahams Schoß. Oder es wird im Beiwort die Eigenschaft verkündet, die uns gerade jetzt ihren Träger wichtig macht: ein keuscher Joseph, die geschäftige Martha, der barmherzige Samariter, die donnernde Philippika, der getreue Eckart.

Endlich kann der Eigenname allein dastehen ohne weiteres Kennzeichen, also z. B. statt ein Riese gesagt werden ein Goliath; es wird dann vorausgesetzt, daß die bloße Nennung des Namens mit Leichtigkeit auch die Begleitvorstellungen in der Seele des Hörers erweckt, auf die es für das Gleichnis gerade ankommt. Damit hat sich ein eigentümlicher Kreislauf vollendet. Jeder Name ist ursprünglich ein Dingwort gewesen mit der Aufgabe, ganz bestimmte Besonderheiten seines Trägers zu bezeichnen. Diese Urbedeutung gerät mit der Zeit in Vergessenheit; bei den meisten unsrer Personennamen ist der Ungelehrte außerstande, den ursprünglichen Sinn zu ermitteln. Indem nun der Eigenname zum Träger ganz bestimmter Charakterzüge wird, nähert er sich wiederum dem Dingwort.

Freilich ist auch hier noch eine Reihe von Abstufungen möglich zwischen dem reinen Eigennamen und der reinen Eigenschaftsbezeichnung.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Verbinden wir schon mit manchen unserer Vornamen wie Hans und Kasperl, Grete und Suse das Bild bestimmter Eigenschaften, so ist das noch mehr der Fall bei solchen Namen, deren Träger uns im literarischen Bild vor Augen gestellt sind. So ist es oft genug geschehen, daß der Taufname nach gefeierten Gestalten der Dichtung gewählt wird.[1]) Im Mittelalter haben so die Gestalten der deutschen Heldensage, der Grals- und Artussage namengebend gewirkt. Im 18. Jahrhundert haben die Tugendhelden der Richardsonschen Romane gelegentlich Patenstelle vertreten; aus Ossian stammt Selma, das freilich dort keine Frau, sondern ein Land bezeichnet; der Name Ilse unserer Tage hat doppelten Hintergrund: Heines Harzreise und Freytags Verlorene Handschrift.

Auch Beinamen und Übernamen sind so gewählt worden. Karl der Große hat bei seinen gelehrten Genossen den Namen David geführt.[2]) In der Reihe der Brandenburger Fürsten erscheint Albrecht Achilles, Albrecht Alcibiades, Johannes Cicero. Weishaupt, der Begründer des Illuminatenordens, hat sich den Namen Spartakus beigelegt.[3]) Bodmer und Breitinger nebst ihren Zürcher Genossen haben in ihren Diskursen der Mahler sich mit den Namen hervorragender Maler unterzeichnet. In der gleichen Weise haben die Mitglieder der Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher ihren Genossen die Namen großer Naturforscher beigesellt, wie Aristoteles, Pythagoras, Linnaeus. Ebenso sind nun auch die Dichter zu Werke gegangen, wenn sie ihren Helden Namen geben oder denjenigen, auf die sie ihre satirischen Pfeile richten. So hat bei Logau ein reicher Geizwanst den Namen Verres erhalten, nach dem Vorbild jenes berüchtigten römischen Prätors, gegen den Cicero flammende Reden gehalten hat. Bei Bürger trägt eine buhlerische Gattin den Namen Fulvia, der dann mit der gleichen Färbung in Heinses Ardinghello wiederkehrt, in der Erinnerung an jene üppige Römerin, die nacheinander die Gattin des Clodius, des Curio, des Antonius gewesen ist. Wo Lessing den Dieb vorübergehen heißt an der Hütte des Armen, da führt seine Dichtung die

[1]) Über solche „literarische Hilfen" bei der Namengebung handelt R. Fr. Arnold, „Die deutschen Vornamen ², S. 45.

[2]) Vgl. Schmeidler, Die Hofschule und die Hof-Akademie Karls des Großen, S. 25 ·, Ohr, Der Karolingische Gottesstaat in Theorie und Praxis, S. 14.

[3]) Vgl. Altbayrische Monatsschrift 1900, S. 84.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Aufschrift: auf die Hütte des Iros; Iros, so heißt jener Bettler, der den heimkehrenden Odysseus zum Zweikampf auffordert. Friedrich Klinger hat den Vornamen seines Simsone Grisaldo mit Bezug darauf gewählt, daß ihm zweimal von einer Delila das Los Simsons bereitet werden soll. Und wenn Goethe im Götz von Berlichingen einen Bruder Martin auftreten läßt, so will er uns damit ganz deutlich an Luthers Gestalt mahnen. Bei Walther von Stolzing, dem Sieger im Meistersingerstreit, hat Walther von der Vogelweide Patenstelle übernommen.

Und wo nicht die Gestalten des Dichters selber den aus früheren Dichtwerken geschöpften Namen tragen, wird vielleicht das andere Verfahren eingeschlagen, daß ein solcher Name im Titel des Schriftwerks erscheint, gewissermaßen als Aushängeschild, der ankündigt, was im Innern zu erwarten ist. Eine Geschichte etwa, die vom Zanke zweier Geschlechter handelt, trägt die Aufschrift: Montecchi und Capuletti, ein Künstlerroman von Schmitthenner die Bezeichnung: ein Michel Angelo. Marie Janitschek hat eine Erzählung geschrieben, in der sie schildert, wie ein hoheitsvolles Weib aus dem Volke einen Angriff auf ihre Ehre mit dem Tode des Beleidigers rächt; die Aufschrift lautet: Königin Judith. Ferd. von Saar hat einem mährischen Dorfidyll den Titel gegeben: Hermann und Dorothea, und Arthur Zapp berichtet das tragische Schicksal zweier befreundeter Offiziere unter der Überschrift: Castor und Pollux. Die fliegenden Blätter vom 27. Mai 1900 schildern die Liebe von Dachs und Pinscher, die ein kleiner Bach voneinander trennt, unter der Bezeichnung: Hero und Leander. Goethe hat die neue Melusine, den neuen Amadis geschrieben, Klinger eine neue Arria, Heyse einen neuen Merlin, Franz von Gaudy einen modernen Paris, Gottfried Keller Romeo und Julia auf dem Dorfe, Sacher-Masoch einen Don Juan von Kolomea.

Auch außerhalb des literarischen Titels werden derartige Zusätze angewandt, die den Namen für den besonderen Fall gerecht machen sollen, die bezeugen, daß der Uebergang zum Dingwort noch nicht endgültig vollzogen ist. Wir sprechen von einem reinen Rinaldo, einem wahren Proteus, von einem förmlichen Krösus (Bauditz, Aus dem Forsthause, S. 90), einem modernen Demosthenes, und im Wallenstein heißt es: Euer Gnaden sind bekannt für einen Krieges-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

fürsten, für einen zweiten Attila und Pyrrhus. Wir sprechen von Elbflorenz, von Isarathen und Spreeathen, von Zürich als dem Athen an der Limmat, von Seinebabel. Gryphius singt von Rom (Lyrische Gedichte 561, 55): hier wo der Tiberstrand die stolze Babel grüßt; Lessing hat Paris als Frankreichs Rom bezeichnet. Grillparzer nennt Wien das Capua der Geister, und Jean Paul spricht vom Sibirien des Lebens, vom Südzephyr des Glücks. Ulrich Zwingli erschien einem schweizerischen Glaubensgenossen als der helvetische Herkules[1]); Gleim, der Dichter der Grenadierlieder, galt seiner Zeit als der preußische Tyrtäus; und ein Zeitgenosse Lessings schreibt von Arminius: er ist der Held Deutschlands, gewissermaßen die Jeanne d'Ark Deutschlands (Sonnenfels, Briefe über die Wiener Schaubühne Neudrucke S. 44); Heinrich von Mölk, den deutschen Satiriker des 12. Jahrhunderts, hat man als den Juvenal der Ritterzeit bezeichnet. Und kürzlich hat ein Verehrer Liszts sich also vernehmen lassen: die Kunst Franz Liszts war eine Universalmonarchie. Er ist der eigentliche Alexander Magnus des Klavierspiels (Münch. N. Nachrichten 1902, Nr. 95, S. 3, Feuilleton).

Wenn der Übergang des Eigennamens zur Dingbezeichnung wirklich vollzogen ist, so verrät sich das an gewissen formalen Kennzeichen, an der Fähigkeit, Verbindungsweisen einzugehen und Gestalten anzunehmen, die eben nur für die Dingbezeichnung möglich sind. Es kann das Geschlechtswort vortreten, das ein einzelnes aus der Reihe des Gleichartigen heraushebt, oder das Umgekehrte, das Fürwort kein, das seine Verneinung auf eine ganze Gruppe von Dingen erstreckt: ein Adonis, ein Nimrod, kein Homer, kein Moliere; von einer Gestalt des Wielandschen Idris wird gesagt: ein Hektor in der Schlacht, ein Faun beim Schmaus, ein Paris bei den Schönen. Oder der Name kann in die Mehrzahl gesetzt werden, eine Art und Weise, die dem Vorbild des Lateinischen entstammt und namentlich im 18. Jahrhundert geübt wird: so spricht Bürger von der Kunst der Hippokraten und Galenen, Wieland von dem Ruhm der Amadis und Cide, von den ärztlichen Äneen und nennt die Künstler die Phidias, die Affen der Natur.

Hand in Hand mit der äußeren Einverleibung, oder auch als ihre spätere Folge, erscheint unter Umständen auch eine innere Um-

1) Janssen, Deutsche Geschichte, 16. Aufl., VI., S. 257.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

gestaltung; wo sie auftritt, liegt darin der stärkste Beweis für den Übergang des Eigennamens zur Dingbezeichnung.

Im allgemeinen bleiben ja Eigennamen auch als Dingbezeichnungen innerhalb der Gruppen von Begriffen, denen das vorbildliche Einzelwesen angehört, viel häufiger als das bei ursprünglichen Dingbezeichnungen der Fall ist, weil das Vorbild immer wieder von neuem auf den Sprechenden einwirken kann. Es werden also Personen mit Personennamen, Örtlichkeiten mit Ortsnamen bezeichnet. So ist also Xanthippe ein böses Weib, ein Böotier ein ungebildeter Mensch, Pygmäen und Liliputaner die Bezeichnungen von Zwergen. Babel oder Sodom und Gomorrha werden zum Sinnbild sündhafter Städte, Arkadien der Vertreter unschuldsvoller Landschaft, Tempe die Bezeichnung des lieblichen Tales, das Lykeion und die Akademie des alten Athen die Namen von Unterrichtsanstalten.

Ein Heraustreten aus diesen Schranken ist es schon, wenn der Begriff nicht für sich allein eine fertige Vorstellung ausdrückt — das tut der echte Eigenname ja regelmäßig —, sondern zur Bezeichnung eines Verhältnisses dient. So ist Nestor nicht etwa der Vertreter des alten Mannes, sondern der des ältesten: man spricht vom Nestor der deutschen Gelehrten, und Mentor ist die Bezeichnung des Beschützers und Lehrers geworden; stets muß daher ausgesprochen werden, wem Schutz und Belehrung gelten.

Von anderer Art ist der Wandel, wenn Cerberus der Höllenhund für Menschen vorbildlich geworden, wenn Apollo und Triton die Namen von Schmetterlingen und Wassermolchen abgeben, oder wenn Phaethon, der Sonnengott, zur Bezeichnung einer Wagengattung herabgesunken ist. Dann fehlt es auch nicht an Übergängen vom sinnlichen Gebiet in das Reich der Vorstellungswelt. Der alte und neue Adam haben sich zu Vertretern des sündigen und sündlosen Seelenzustands entwickelt. Das alte Fabeltier der Chimäre ist zum Namen eines Trugbilds geworden.

Bisweilen ist solcher Wandel mit Hilfe eines Büchertitels geschehen. Wie heute ein Handbuch der Universitäten sich Minerva nennt, so hat im 16. Jahrhundert Konrad Gesner sein sprachwissenschaftliches Hauptwerk Mithridates betitelt, und Mercator schrieb ein Werk: Atlas sive geographicae meditationes, der Ursprung unseres Wortes Atlas im Sinne von Landkartensammlung, und ge-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

wiß ist auch Flora auf diese Weise zur Bezeichnung der Pflanzenwelt geworden. Schließlich geht nahezu jedes geistige Band verloren, wenn etwa ein Element der Chemie den Namen Tantal, Titan oder Uran erhält, oder eine Salbe als Crême Iris, ein Bartwuchsmittel als Aladdin (Ztsch. f. deutsche Wortforschung II, 290) bezeichnet wird. Solche Namen werden vom Erfinder oder Entdecker rein willkürlich gewählt und geben kein Bild von dem sprachlichen Empfinden weiterer Kreise.

Das gilt freilich auch für manchen anderen dieser literarischen Vergleiche. Denn auch hierin teilen sie das Schicksal des gemeinen Sprachschatzes; sie leben und sterben wie andere Wörter und Vergleiche. Manches Wort, manches sprachliche Bild wird vielleicht nur einmal ausgesprochen. Oder es taucht da auf und dort auf, ohne sich zur Geltung durchringen zu können. Oder es lebt wirklich eine gewisse Zeit, um dann doch wieder einzugehen. Es gibt Schriftsteller, die geradezu schwelgen in solchen Vergleichen, wie sie auch jede andere Art von Anspielung lieben, Männer wie Wieland, Jean Paul, Wilhelm Raabe; andere wie Goethe sind ihnen niemals besonders hold gewesen. Wenn solche Bilder keinen Anklang finden oder wieder untergehen, so mag die Schuld zum Teil daran liegen, daß das Band zwischen den verglichenen Teilen zu lose ist, die Ähnlichkeit nicht deutlich in die Augen springt. Das gilt bei sehr vielen Vergleichen von Jean Paul, wenn er etwa von einem Kindheitskanaan oder einer Kinderaurora spricht, oder wenn es bei ihm heißt: der Polizeiinspektor versetzte, mit einem ganzen Swift auf dem Gesicht. Oder Gottfried Keller redet von einem seiner gerechten Kammacher, der ein treffliches Versteck für seine Schätze glaubt entdeckt zu haben: Dieser arme Kolumbus, der das schöne Land erfunden hatte, und Fritz Reuter erscheint die Konditorei als ein Venusberg, in dem die Kinder als jugendliche Tannhäuser bezaubert herumwandern.

Daß ein Vergleich sich behaupte, kann aber auch dadurch verhindert werden, daß die Anschauungen, auf denen er beruht, nicht weit genug verbreitet sind oder ihre Verbreitung einbüßen. Das gilt insbesondere von der Vorstellungswelt des klassischen Altertums. Wir machen es nicht mehr mit, wenn Logau ein hübsches junges Mädchen als weiße Galathe bezeichnet, in jenem bekannten Sinngedicht, das den Ausgangspunkt bildet für die Rahmenerzählung in

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Kellers Sinngedicht. Wenn heute jemand Eugen Richter als den deutschen Kleon bezeichnet[1]), so wird das schwerlich Nachahmer finden. Und wenn gar Grimmelshausen einen Gelehrten von der Plag Erysichthons reden läßt, oder es heißt: befehle diesem Theoni, daß er seine Hipponacisзunge im Zaume halten solle, so ist das nichts anderes als satirische Übertreibung. Im 18. Jahrhundert ist es allgemeiner Brauch gewesen, einen aufgeblasenen Menschen als Duns zu bezeichnen, in der Erinnerung an den Scholastiker Duns Scotus; heute ist das Bild mit der Person der Vergessenheit anheimgefallen.[2]) Vor kurzem hat der Kunstwart (1900, S. 354) einen Aufsatz gebracht, der gegen das Nörgeln zu Felde zieht, unter dem Titel: Beckmesserei; ob das Aufnahme findet, wird man abwarten dürfen.

Es erhellt also, daß sich in diesen literarischen Vergleichen ein gutes Stück Sprachgeschichte abspielt. Aber damit ist das Anziehende dieser Namen, ist der Gewinn aus ihrer Betrachtung noch keineswegs erschöpft. Nicht nur für die Sprachgeschichte, sondern auch für die Bildungsgeschichte unsres Volks sind sie von großer Bedeutung. Auch sie geben uns Aufschluß über die Stärke, mit der das Schrifttum dieses oder jenes Volks oder gewisse einzelne Schriftwerke auf die Volksseele eingewirkt haben. Natürlich gilt es vorsichtig zu sein, wenn wir diesen Einfluß ermitteln wollen. Das Werk, das eine poetische Gestalt samt ihrem Namen geschaffen hat, ist keineswegs auch für uns stets die Quelle, aus der wir unsern Vergleich geschöpft haben. Das Bild von Abrahams Schoß hat schon das Neue Testament geprägt. Scylla nnd Charybdis stammen nicht unmittelbar aus dem klassischen Altertum, sondern sind uns durch die Alexandreis des Walther von Chatillon vermittelt, die dem 13. Jahrhundert angehört, und der homerische Mentor hat doch wohl erst Fenelons Telemaque sein Ansehn zu verdanken. Und noch ein weiteres muß beachtet werden. Bisweilen hat sich der Übergang vom Namen zur Dingbezeichnung schon außerhalb des Deutschen vollzogen, und es wäre möglich, daß wir nicht selber den Vergleich gemacht, sondern die fertige Dingbezeichnung übernommen hätten, wie andere fremde Wörter in unsern Sprachschatz übergegangen sind. Schon die Römer

1) Preußische Jahrbücher 1901, S. 29.

2) Vielleicht hat dabei eine Art von Volksetymologie, eine Anlehnung an das Wort aufgedunsen mitgespielt; eine wirkliche Ableitung von diesem Stamm kann Duns nicht sein.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

haben von punischer Treue gesprochen oder mit Bacchanal ein üppiges Trinkgelage bezeichnet. Schon den Römern galt Mäcenas als Name des hochstehenden Gönners, Irus als der des Bettlers. Schon der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus hat der Gemahlin des Kaisers Gallus den Namen Megaera mortalis gegeben. In vielem sind uns die lateinschreibenden Humanisten des 16. Jahrhunderts vorausgegangen. Aber im allgemeinen kann man doch sagen: wir haben solche Vergleiche nur dann aus der Fremde entlehnt oder nach der Entlehnung festgehalten, wenn uns ihr Hintergrund aus eigenem geistigem Erlebnis verständlich war. So legen auch sie Zeugnis ab für jene geistigen Mächte, die in unser Sprachleben eingegriffen haben.

Unter jenen Mächten stehen zwei so stark im Vordergrund, daß daneben alles andere verschwindet, die deutsche Bibel und die Kulturwelt des klassischen Altertums.

Bei der Bibel[1]) ist es das Alte Testament gewesen, das besonders reiche Ausbeute gewährt hat. Auf ganze Bücher von ihm weist die Jeremiade und die Redensart: einem die Leviten lesen, d. h. eigentlich: einen mit den Gesetzen bekannt machen; denn der Leviticus, das 3. Buch Moses, ist angefüllt von Gesetzen und Verordnungen. Auch das Hohe Lied hat weiter gewirkt, wenn das Hohe Lied von der Treue oder vom Rittertum verkündet wird.

Von Volksstämmen, die die Bibel nennt, haben die Moabiter einem alten Vorort von Berlin zum Namen Moabit verholfen. Ganz besonders wichtig sind die Philister, mit denen in unserer Sprache zunächst nur der Begriff des Riesenhaften verbunden war. Wohl vertraut sind uns zwei biblische Geschlechter, die riesenhaften Enakssöhne und die Rotte Korah. In langer Reihe ziehen vorüber die Gestalten einzelner Personen, bald als abschreckende Beispiele, bald als Vorbilder der Tugend, oder ohne bestimmte sittliche Färbung: Adam mit dem Adamskostüm und den Evastöchtern, und Kain mit dem Kainszeichen, der gewaltige Jäger Nimrod, Methusalem; auf den Kreis der Erzväter weist Abrahams Schoß, der keusche Joseph und Benjamin, der jüngste Sohn; dem Buche der Richter entstammt die Delila, in den Bereich Davids gehört der Riese Goliath, nach

1) Für ein anderes Gebiet hat unser Gegenstand bereits eine Bearbeitung gefunden: Theod. Hjelmqvist, bibliska personers namn med sekundär användning i nysvenskan. Lund, Gleerup 1901, vergl. Zeitschr. f. deutsche Wortforschung II, 321.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

dem heute sogar Eisenbahnschienen benannt werden, die Krethi und und Plethi, Saul unter den Propheten, Jonathan, das Bild des treuen Freundes, das salomonische Urteil und der Uriasbrief; aus späteren Teilen noch Isebel, die gottlose Königin, und der geduldige Hiob samt der Hiobspost.[1])

Von übermenschlichen Gestalten sind aus dem Alten Testament uns zugekommen der Moloch und der Satan, der Cherub und der Seraph. Von den biblischen Örtlichkeiten kennen wir das Paradies mit seiner Unschuld, mit dem Garten Eden, Ägypten mit seiner Finsternis und seinen Fleischtöpfen, die Stadt Babel mit ihrer Verwirrung und ihrem üppigen Treiben, Sodom und Gomorrha, die Burg Zion mit den Zionswächtern. Endlich einige Anspielungen, die nicht am Namen haften: das Tohuwabohu, der Baum der Erkenntnis und das Feigenblatt, der Tanz ums goldene Kalb, der Sündenbock, das Schiboleth, das Menetekel; die Redensarten: dastehen wie eine Salzsäule, etwas um ein Linsengericht verkaufen.

Im Verhältnis recht schwach ist das Neue Testament beteiligt. Der Geschichtserzählung der Evangelien entlehnen wir den Pharisäer, die geschäftige Martha und den Judas mit seinem Kuß und seinem Lohn, den ungläubigen Thomas; wer viel hin- und hergeschickt wird, der muß von Pontius zu Pilatus laufen. Aus der Apostelgeschichte stammt der Tag von Damaskus, da aus einem Saulus ein Paulus wird, und Simon, nach dem die Simonie benannt ist. Einiges aus den Gleichnisreden des Herrn: der arme Lazarus, nach dem im Mittelalter die Aussätzigen als Lasersche bezeichnet wurden, der barmherzige Samariter, der Öl in die Wunden gießt, der verlorne Sohn, die Arbeiter im Weinberg, von denen manche erst in der elften Stunde gekommen; das Bild von dem, der sein Pfund vergräbt oder mit ihm wuchert. Hier liegt auch der Ursprung des Wortes Talent im Sinne von Begabung; denn talentum ist griechisch-lateinisch gerade die Maßbezeichnung, die unserm Pfund entspricht und auch in jener Gleichnisstelle verwandt wird. Aus der Offenbarung endlich stammt das Buch mit sieben Siegeln.

Aus der Welt des Altertums sind reich die mythologischen Gestalten vertreten. Zwar der Jupiterkopf, die junonische Gestalt und

1) Auch Holofernes: „so ein Holofernes und Nebukadnezar" im Wallenstein; auch bei Raabe, Hastenbeck S. 82, heißt es von jemand, daß er manchen Bramarbas, Kapitän Holofernes und Don Bravado kennen gelernt habe.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

das Füllhorn gehen wohl auf die Schöpfungen des bildenden Künstlers zurück. Aber doch läßt sich so ziemlich der ganze Olymp im literarischen Bilde versammeln, denn jovial stammt von Jupiter, dem Hebe und Ganymed zur Seite gehen, und martialisch kommt von Mars; Pallas ist da mit der Ägis, und Bacchus mit den Bacchanalien, den Bacchantinnen und Mänaden; der Kaufmann, Jurist und Arzt bekennen sich als Jünger des Merkur, der Themis und des Äskulap; des Helios Sohn ist Phaethon; der Gott der Winde rückt an mit der Äolsharfe und mit dem säuselnden Zephyrus; in Wald, Feld und Wasser treiben die Nymphen ihr Wesen, die dem 18. Jahrhundert eine vielgebrauchte Bezeichnung für das junge Mädchen geliefert haben; dann der Waldgott Pan mit seinem Schrecken, die Faune mit der Fauna, Proteus, der verwandlungsfähige Meergreis.

Das ernste Geschick und die strenge Gerechtigkeit vertreten die Parzen, Nemesis und die Furien, die Megäre; mit den Göttern kämpfen Titanen und Giganten, Prometheus und Atlas; es erscheinen endlich Hymen und Morpheus, Adonis und Narziß, die Grazien und Musen, das Ungeheuer der Chimära. Zu den Göttern gehört ihre Verehrung und ihre Diener: die delphische Weisheit, die Pythia mit dem Dreifuß, die keusche Vestalin, die Sibylle. Die Götterspeisen sind Ambrosia und Nektar. Den Vorstellungen vom Jenseit entstammt das Elysium, Hades und Orkus, das Reich der Schatten mit dem Acheron und der Lethe mit dem Cerberus.

Unvergänglich leben in unsrer Seele die Sagengestalten des griechischen Volkes. Herkules, nachdem er sich am Scheideweg für den mühevollen Weg der Tugend entschieden, vollbringt seine Arbeiten, reinigt den Stall des Augias, schlägt der Hydra die Köpfe ab und wird mit dem Nessushemd bekleidet; es erscheinen die Dioskuren Kastor und Pollux, Theseus mit dem Prokrustesbett[1]), dem Labyrinth und dem Ariadnefaden, Jo, die von den Augen des Argus bewacht wird, Ikarus mit dem ikarischen Flug und den ikarischen Spielen, Oedipus mit dem Rätsel der Sphinx, die Pandorabüchse, König Midas, der Wundervogel Phönix. An den zweiten thebanischen Krieg, den Epigonenkrieg, errinnern die Epigonen. Vor allem aber fruchtbar ist die Geschichte des trojanischen Krieges und was damit zu-

1) „Diese Prokrustesleidenschaft des absoluten Geistes", Otto Ludwig, Studien I, 187.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ſammenhängt. Aus ſeiner Vorgeſchichte Paris und der Eriſapfel, der ſtrahlende Held Achilleus mit der Achillesferſe, Achillesſehne. Aus den Zeiten des Kampfes die Myrmidonen und Amazonen, Neſtor, die Stentorſtimme. Aus der tragiſchen Schlußhandlung das Danaergeſchenk und die Kaſſandrarufe. Von Odyſſeus ſtammt die Odyſſee, aus ſeiner Umgebung der Mentor und die Penelopearbeit, aus ſeinem Abſtieg zur Unterwelt die Siſyphusarbeit, die Tantalusqualen, das Faß der Danaiden; aus ſeinen ſonſtigen Erlebniſſen die Sirenen und Circe, Scylla und Charybdis, das Phäakenleben, die Kyklopen, an die die Kyklopenmauern erinnern.

Aus anderer als epiſcher Dichtung iſt nur weniges entlehnt. Eine ganze Dichtungsgattung klingt nach in dem Satyrſpiel; die alexandriniſche Dichtung lebt fort im Alexandrinertum. Von Ariſtophanes kommt der ariſtophaniſche Witz und das Wolkenkuckucksheim; aus Plautus ſtammt der Miles gloriosus, aus Horaz der Mäzen und der Theſpiskarren; für die Metamorphoſen iſt Ovids bekanntes Werk verantwortlich. An Plato mahnt die platoniſche Liebe. Sonſtige Kunde von alter Philoſophie geben uns Sokrates und ſein Weib Xanthippe, Stoiker, Epikureer und Zyniker, die Diogeneslaterne. Das Urbild des großen Redners iſt Demoſthenes; Hippokrates iſt da mit dem hippokratiſchen Geſicht, Cicero mit der Oratio pro domo, der Philippika, den katilinariſchen Exiſtenzen.

Aus den Büchern alter Geſchichte ſtammt Krösus und das Mauſoleum, die drakoniſche Strenge und das attiſche Salz, die Lorbeeren des Miltiades, das Damoklesſchwert, Heroſtrat und der gordiſche Knoten, die Phryne, der Januskopf und das Augurenlachen, Egeria, Brennus, der ſein Schwert in die Wagſchale wirft, das kaudiniſche Joch, Hannibal, der ſeine Schiffe verbrennt, der Pyrrhusſieg, Fabius Cunctator, die katoniſche Strenge, die Überſchreitung des Rubikon, der Partherpfeil und das lukulliſche Mahl, endlich die Meſſalina.

Von Volksſtämmen, die in der alten Welt oder doch nach der Vorſtellung der alten Welt eine Rolle geſpielt haben, leben uns im Bilde fort: Hyperboreer, Pygmäen und Troglodyten, die plumpen Böotier, die Lakonier mit ihrer Kürze, die Spartaner mit ihrer Tugend, die treuloſen Punier. Von Örtlichkeiten Thule, der Olymp und Parnaß, das Tal Tempe, der Mäander, Lesbos mit ſeiner Liebe,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

die glücklichen Inseln, Abdera, Capua, Sybaris, Tuskulum, Athen mit Akademie und Lyceum.

Gegenüber diesem überraschenden Reichtum an Eindrücken, die das klassische Altertum in unserer Sprache hinterlassen hat, ist es ungemein bezeichnend, wie wenig es der Erinnerungen sind, die aus dem deutschen Schrifttum selber herrühren. Insbesondere ist das, was vor 1500 in Deutschland an Schriftwerken entstanden ist, für unsere Sprache so gut wie nicht vorhanden; also Dichtungen wie Nibelungenlied und Kutrun, die Werke Wolframs von Eschenbach und Gottfrieds von Straßburg sind spurlos an ihr vorübergegangen. Gelegentlich spukt in Schriften von Erforschern des deutschen Altertums einmal Frau Welt, deren Bild Konrad von Würzburg gezeichnet hat. Im 16. und 17. Jahrhundert weiß man noch von Hilpertsgriffen, d. h. von Hildebrandsgriffen, im Sinne von Ränken. Aber das Wort stammt keineswegs aus der berühmten Hildebrandsballade des 8. Jahrhunderts, sondern aus dem jüngeren humoristisch gewordenen Hildebrandslied, das bis zum Beginn der neuen Zeit fortgelebt hat. An die großen Geisteskämpfe des 16. Jahrhunderts erinnern dann die Dunkelmänner; Eulenspiegel und Schildbürger sind die Helden unsrer alten Volksbücher. Aus dem 17. Jahrhundert ist nur der unerfreuliche Nürnberger Trichter geblieben, wenn nicht der Springinsfeld aus einem Roman von Grimmelshausen stammt. Das 18. Jahrhundert hat die Münchhausiade und Robinsonade geliefert sowie den Don Juan mit dem steinernen Gast und der Leporelloliste, dem Leporelloalbum; ein längst verschollener Musiker, Peter von Winter, hat die Oper gesetzt, deren Titel wir oft im Munde führen: das unterbrochene Opferfest. Aus Goethe stammt Orest und Pylades, der Mephisto und das Bild vom Zauberlehrling, der die Geister nicht mehr bannen kann, die er rief. Wenn das so reiche Schrifttum des 18. Jahrhunderts uns nicht mehr an Vergleichen geliefert hat gegenüber jener großen Masse von geflügelten Worten, so geschieht es wohl deshalb, weil der unmittelbare Wortlaut uns noch zu deutlich vor Augen steht und den Wandel der Begriffe hemmt. Der Anfang des 19. Jahrhunderts ist mit Seumes biederem Huronen vertreten, die spätere Zeit mit dem Struwelpeter samt Suppenkasper, Zappelphilipp und Hans Guckindieluft. Aus G. Freytags klassischem Lustspiel stammt Schmock, der Typus des

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

minderwertigen Journaliſten. Wohl erſt durch Wagner iſt die Walküre weiteren Kreiſen vertraut geworden; ſonſt hat die deutſche und nordiſche Mythologie den getreuen Eckart und das wilde Heer ſowie die Walhalla als Namen von Ruhmeshallen und Vergnügungslokalen geliefert. Was ſonſt Sage, Märchen und Fabel geſpendet haben, iſt bereits früher erwähnt worden; nur der Dr. Eiſenbart ſei hier noch nachzutragen.

Von ausländiſchen Dichtern neuerer Zeit kommt nur Shakeſpeare in ſtärkerem Maß in Betracht mit Romeo ſamt Montechi und Capuletti, mit Kaliban und dem neckiſchen Puck, mit dem kundigen Thebaner und dem Mann, der auf ſeinem Schein beſteht. Nach ihm Cervantes mit Don Quixote, dem Ritter von der traurigen Geſtalt, der gegen Windmühlen kämpft, mit Sancho Panſa, dem getreuen Schildknappen, mit Dulcinea und Roſinante. Aus der Aſträa von Honoré d'Urfé, einem berühmten franzöſiſchen Schäferroman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, ſtammt der zärtlich ſchmachtende Seladon. Molière iſt mit Tartüffe und dem eingebildeten Kranken vertreten, Arioſts raſender Roland mit Rodomont, von dem die Rotomontade ſtammt, Swift mit Liliput. 1727 hat der Däne Holberg ein Luſtſpiel veröffentlicht, das den Titel trägt: „Der politiſche Kannegießer", und einen Handwerksmann ſchildert, dem Politik und Zeitungsleſen über alles geht, daher denn heute der Kannegießer der Vertreter des Bierbankpolitikers, und ſogar ein Zeitwort kannegießern iſt davon abgeleitet. Aus Coopers Indianergeſchichten ſtammt der letzte Mohikaner, aus ihm und anderen das Begraben der Streitaxt und das Rauchen der Friedenspfeife. Das Morgenland endlich hat Aladdins Wunderlampe geſpendet, und vor einigen Jahren konnte man leſen, daß ein Berliner Stadtverordneter ſich als Harun al Raſchid aufgeſpielt habe.

Aus altchriſtlicher Überlieferung ſtammt die büßende Magdalena und der Sektenname der Manichäer; aus der Legende von den ſieben Schläfern iſt der Siebenſchläfer erwachſen. Der Wiſſenſchaft des Mittelalters verdanken wir den Eſel des Buridan. Duns Scotus, der berühmte Scholaſtiker, erſcheint dem 18. Jahrhundert in dem zweifelhaften Lichte des großen Duns. Die lateiniſche Grammatik des Donatus war im Mittelalter das verbreitetſte Schulbuch; daher wird ein Verſtoß gegen die Anfangsgründe des Wiſſens von Leſſing

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

als Donatschnitzer bezeichnet; ein französisches Lehrbuch des 19. Jahrhunderts hat uns selber den Meidinger geliefert.

Die gewaltigen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst klingen nach in dem Gang nach Kanossa. Ein bedeutender Staatsmann der Renaissance ist verewigt in Machiavell und machiavellistisch; an den großen Entdecker jener Zeit mahnt das Ei des Kolumbus, an russische Zustände die Potemkinschen Dörfer. Wenn wir verlangen, daß eine Schmähung niedriger gehängt werde, so geschieht es im Gedanken an eine bekannte Verfügung des Großen Friedrich.

Es ist also ein Ausschnitt aus der deutschen Bildungsgeschichte wie aus der deutschen Sprachgeschichte, den ich vorgeführt habe; ein ziemlich umfangreicher Ausschnitt und doch nur ein Einzelfall einer viel weiter reichenden Erscheinung, der Tatsache, daß überhaupt die Grenze zwischen Eigennamen und Dingbezeichnung sich beständig hin- und herschiebt.

Nicht bloß die Gestalten der Dichtung dauern fort in unsern sprachlichen Bildern: auch das wirkliche Leben des Tages schafft neue Gattungsbegriffe mit seinen Männern der erfolgreichen Tat oder des Gedankens, mit berühmten oder berüchtigten Örtlichkeiten. Was den Alten ein Krösus war, ist uns heute ein Rothschild. Die Gegner des Sprachvereins glauben uns zu kränken, wenn sie unsere Bestrebungen als Sarrazinismus bekämpfen. Li Hung Tschang, den chinesischen Staatsmann verflossenen Angedenkens, hat man als den Bismarck des Ostens bezeichnet. Panama ist das düstere Beispiel der Bestechung, der gesellschaftlichen Fäulnis. Arnheim ist ein Kassenschrank, Mackintosh heißt ein Mantel nach dem Namen des englischen Chemikers, der die Herstellung wasserdichter Stoffe erfunden hat. Nach großen Physikern sind die Maßeinheiten benannt: Volt, Ohm, Ampère. Aber es bedarf nicht immer der überragenden Einzelerscheinung, auch die Masse kann es bringen. Weil so mancher Hausknecht Johann heißt, ist Johann der Hausknecht geworden, und so Jean der Kellner, Louis der Zuhälter. Hinz und Kunz besagt so viel als jeder beliebige, weil in den Zeiten des 15. Jahrhunderts der zweite oder dritte Mensch diese Namen führte.

Ist es in solchen Fällen ein sachliches Band, das den Eigennamen mit der Dingbezeichnung verknüpft, so genügt in anderen Fällen der bloße Sprachklang, um die Beziehung herzustellen. Wie

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

die alten Personennamen aus Eigenschaftsbezeichnungen entstanden sind, so werden bis auf unsere Zeit neue Eigennamen, neue Beinamen aus Gattungsbegriffen gebildet, und so wird das Empfinden lebendig gehalten, daß der Name Kunde geben müsse von dem Wesen seines Trägers. So weiß vor allem die Scherzrede den Namen mit Eigenschaften seines Besitzers in Verbindung zu bringen. Wer zu Bett geht, geht nach Bethlehem oder nach Bettingen. Die Rätselbücher fragen: Wohin gehören die Fallenden? Antwort: nach Anhalt. Wohin die Traurigen? nach Freudenberg und Freudenstadt. Fehlt es an Namen, die solche Deutung zulassen, so werden sie künstlich zurechtgemacht. Wer nichts hat, heißt der Herr von Habenichts, und vom Geizigen wird gesagt, er sei nicht von Gebshausen, er sei vom Stamme Nimm. Der Schlaue wird zum Schlauberger, der Ängstliche zum Drückeberger gemacht. Und dergleichen namenartige Bildung bleibt nicht beschränkt auf die Rede des Scherzes. Der Name Hans wird zum Gattungsbegriff im Prahlhans, im Prozeßhansl; der Nikolaus im Zornnickel, wie der Süddeutsche den Zornigen benennen kann; Zigarrenfritze, Kahnfriedel sind norddeutsche Bezeichnungen für den Zigarrenhändler, für den Fährmann. Endlich sind auch Familiennamen zu Bildungssilben geworden im Wühlhuber, im Heulmeier, Biedermeier und dem schlimmsten von allen, dem Vereinsmeier. Doch genug der Beispiele: sie reichen aus, zu zeigen, wie unsre literarischen Bilder hineingehören in einen weiten Zusammenhang, in die unablässige Wechselwirkung von Einzelbegriff und Gattungsbegriff. Und was von ihnen gilt, gilt auch von der Gesamterscheinung, die uns beschäftigt hat: überall, auch in der Sprache, waltet das geheimnisvolle Hinundher zwischen Einzelwesen und Gattung, bei dem die Gattung das Sonderwesen befruchtet und emportreibt und das einzelne wiederum fördernd und bereichernd auf das Ganze zurückwirkt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

8. Zum Gebrauch des Beiworts bei Schiller.

Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, vierte Reihe, H. 26, S. 180 (1905).

Wenn auch eine der Sprache gewidmete Zeitschrift in diesen festlichen Tagen ein Scherflein beitragen will zur Erkenntnis Schillers, so braucht sie nicht zu fürchten, daß sie dazu verdammt sei, auf der Oberfläche zu haften, daß es ihr notwendig versagt sei, hinter dem äußern Gewande den Schlag des Lebens zu fühlen.

Das Wort, daß der Stil der Mensch sei, bewährt sich bei Schiller in ganz besonderem Maße. Mancher, der da glaubt, an Schillers künstlerischer Größe zweifeln zu dürfen, will ihn sich retten, indem er den großen Menschen hinter seinen Werken sucht. Aber damit geschieht dem Dichter unrecht. Die Eigenschaften, die den Menschen groß machen, kennzeichnen zugleich die besondere Art seines Kunstwerks. So ist auch Schillers Sprache der getreue Spiegel seiner machtvollen, begeisterten Persönlichkeit. Ihre Wandlungen begleiten den Gang seiner Entwicklung. Ich kann nicht daran denken, diese Sätze hier ausführlich zu begründen; was ich, einer vor wenigen Tagen an mich ergangenen Aufforderung Folge leistend, hier biete, sind einige kleine Wahrnehmungen, für deren bruchstückhafte Art und Weise ich sehr angelegentlich um Nachsicht bitten muß. Vielleicht sind sie trotzdem imstande zu zeigen, daß wichtige Vorgänge in Schillers Geistesleben ihren unmittelbaren Ausdruck in seiner Sprache finden, daß das Bild seiner Entwicklung durch die Betrachtung seiner Sprache um kleine neue Züge bereichert werden kann.

Der Stoff, mit dem ich arbeite, sind die Fälle des einem Hauptwort beigeordneten, ihm vorgestellten Beiworts, die der Don Carlos, die Piccolomini, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, der Tell, der Demetrius jeweils in dem ersten Tausend ihrer Verse enthalten.[1]) Die Verszahlen sind die der großen kritischen Ausgabe von Goedeke.

1. Die Zahl der Beiwörter.

Zählt man die eben umschriebenen Teile Schillerscher Dichtungen durch, so ergibt sich, daß der Fall, wo ein Hauptwort durch ein Beiwort (oder mehrere Beiwörter) in der angegebenen Weise bestimmt wird, vorliegt

[1]) Der Demetrius in Aufzug 1, 1—885, Aufzug 2, 1—115.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

im Don Carlos	227	mal
in den Piccolomini	239	"
in Maria Stuart	286	"
in der Jungfrau von Orleans	300	"
in der Braut von Messina	371	"
im Tell	261	"
im Demetrius	283	"

Also zunächst ein Anschwellen der Zahl, dann wieder ein Rückgang. Man könnte auf den Gedanken kommen zu glauben, dieses merkwürdige Verhältnis erkläre sich aus entsprechenden Veränderungen in der Grundlage, die das Auftreten der Beiwörter bedingt, d. h. in der Zahl der Hauptwörter. Um die Zulässigkeit dieser Annahme zu prüfen, habe ich die Hauptwörter gezählt, die in V. 1—440 der Jungfrau enthalten sind (mit Ausnahme der Eigennamen); es sind 500. Auf diese entfällt 142mal eine nähere Bestimmung durch das Beiwort, das macht 28 aufs Hundert. Nun sind aber im Tell 500 Hauptwörter schon in den ersten 385 Versen enthalten, und es stellt sich 93mal eine Bestimmung durch das Beiwort ein; das macht 18,6 aufs Hundert. Weit entfernt also, daß der Unterschied in der Zahl der Hauptwörter die Abweichung in der Zahl der Beiwörter erklärt, wird der Gegensatz vielmehr noch verschärft, wenn man die Zahlen nicht für sich allein, sondern im Verhältnis zur Zahl der Hauptwörter betrachtet.

Vielleicht gelingt es uns eher, die beobachteten Unterschiede auf allgemeinere Sätze zurückzuführen, wenn wir fragen, ob alle Gattungen von Beiwörtern an dem Wandel gleichmäßig beteiligt sind, oder etwa einzelne Gattungen hier bevorzugt, dort zurückgedrängt werden.

Es soll diese Frage hier mit Bezug auf die Jungfrau und auf den Tell beantwortet werden.

Die Beiwörter lassen sich in Gruppen gliedern nach den Ursachen, die für ihre Anwendung maßgebend waren, nach den Zwecken, die mit ihrer Setzung verfolgt werden. Das ergibt eine Anordnung nach dem Grade der Notwendigkeit, mit der das Auftreten eines Beiworts begründet ist.

Ein Beiwort kann gesetzt werden, weil die Sitte, der gute Ton, es so verlangt. Hierher gehören die Beiwörter, die Personenbezeichnungen bei der Anrede beigelegt werden, die die Benennungen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Gottes und höher stehender menschlicher Wesen begleiten, oder die in formelhaften guten Wünschen auftreten.

Dazu rechne ich aus der Jungfrau:

6 liebe Nachbarn = 24; 416 des heiligen Ludewig; 453 unsrer lieben Frauen; 591 mein königlicher Herr = 958; 663 edler Frauen; 681 meine vielgetreuen Bürger; 682 meine gute Stadt; 694 der edle Graf; 717 der edle Held; 756 mein geliebtes Leben; 950 meiner treuen Stadt.

Im ganzen 13 mal. Dem stehen im Tell gegenüber:

51 meines gnäd'gen Herrn; 63 glückselig'e Heimkehr; 106 heil'ger Gott; 238 mein lieber Herr und Ehewirt; 336 den edeln Herrn von Attinghausen = 542; 516 eure angenehme Wirtin, des weisen Ibergs hochverständ'ge Tochter; 578 barmherz'ger Himmel; 581 allgerechter Gott; 662 o fromme Väter dieses Landes; 673 eures Hauptes heil'ge Locken; 684 die edeln Herrn von Sillinen; 798 eure biedre Rechte; 893 deine edeln Väter.

Im ganzen 16 mal.

Weit häufiger ist es, daß die augenblickliche besondere Lage den Anlaß für den Gebrauch der Beiwörter gibt. In erster Linie stehen da die Beiwörter, die der Kenntlichmachung der vorliegenden Größe, ihrer Unterscheidung von einer andern, also rein dem Zwecke der Beschreibung dienen: das »epitheton distinguens« der alten Schullehre.

Hierher fallen aus der Jungfrau folgende Beispiele:

7 freier Bürger; 8 des alten Bodens; 11 sein sieghaft Banner; 34 ein gutes Eheband; 40 des nächsten Feindes; 41 des braven Manns; 42 ein sturmfestes Dach; 55 frohe Bande; 69 dieser wackre Jüngling; 73 mit stillem Wunsch, mit herzlichem Bemühn; 76 ein gütig Lächeln; 84 eine schwere Irrung; 90 eine edle zarte Himmelsfrucht; 96 mit stillem Erstaunen; 97 auf hoher Trift; 100 der Erde kleine Länder; 110 dem einsiedlerischen Vogel; 118 alle glückliche Geschöpfe; 119 ein böses Wesen; 121 seit der alten grauen Heidenzeit; 123 schauerhafte Mären; 124 seltsame Stimmen; 124 wundersamer Klang; 125 aus seinen düstern Zweigen; 126 in später Dämmrung; 128 ein gespenstig Weib; 129 aus weitgefaltetem Gewande; 130 eine dürre Hand; 140 ängstlichen Gesichten; 145 drei weiße Lilien; 150 einen tiefen Fall; 152 das eitle Trachten; 155 mit hohen Wundergaben; 161 bescheidnern tugendlichern Sinn; 163 ihren ältern Schwestern; 166 die schwersten Pflichten; 170 ein unbegreiflich überschwenglich Glück; 173 ein eigen Grauen; 197 das böse Zeichen; 202 eisernes Gerät; 205 flüchtges Volk; 206 mit böser Kriegespost; 209 ein braun Bohemerweib; 218 ein stählern Dach; 219 ein steinern Haus; 223 eines ritterlichen Haupts; 234 ein jungfräulich Haupt; 240 dieser kriegerische Schmuck; 242 ein männlich Herz; 248 im blut'gen Rachen; 249 welch tapfres Haupt; 250 kein würdigeres (Haupt); 253 welch neues Kriegesunglück; 257 in vier großen Schlachten; 265 der friedliche Mittag; 266 unermeßliches Geschütz; 272 aus geschwärzter Luft; 277 von der Sprachen unverständlichem Gemisch; 279 der mächtige Burgund; 288 vom äußersten Westfriesland; 292 des

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

jammervollen Zwists; 296 die alte Königin; 297 die stolze Isabeau; 383 kein engländisch Roß; 306 der fürchterliche Salsbury; 314 vier hohe Warten; 316 mit mordbegiergem Blick; 347 eine schwache Mannschaft; 368 fremdes Joch; 369 beim alten Königsstamme; 370 zur alten Krone; 388 eine weiße Taube; 420 die hohe Offenbarung; 421 eine wundervolle Tochter; 422 keine eignen Könige; 423 keinen eingebornen Herrn; 452 die heil'ge Oelung; 462 der neue Lenz; 462 neue Saaten; 477 meiner stillen Freuden; 480 eine hirtenlose Schar; 484 eitles irdisches Verlangen; 486 im feur'gen Busch; 488 dem frommen Knaben; 499 mit kriegerischen Ehren; 502 Frankreichs letztes Schicksal; 504 die rasche Schnitterin; 543 seinem bösen Schicksal; 551 eines mürrschen Mannes; 555 mit leichtem Sinn; 565 in deiner angenehmen Laune; 567 vom alten König René; 570 eine goldne Kette; 583 den unsterblich grünen Zweig; 611 viel reiche schöne Länder; 627 eine schuldlos reine Welt; 630 die alten Zeiten; 633 edle Frauen; 636 in alten Liedern; 638 in goldnen Wolken; 641 keusche Frauen; 642 reine Minne; 651 weiblich Herz; 652 kein feindlich Schloß; 655 aus jenen alten Büchern; 683 mit dem gewohnten Mut; 688 die äußern Werke; 689 neuen Boden; 819 sein eignes Weh; 729 die schott'schen Völker; 741 die besten Truppen; 790 von höherm Wert; 790 eine frühe Blume; 791 seltene Frucht; 837 sichre Kunde; 846 willkommner Bote; 891 frecher Stolz; 904 der engelländsche König; 906 seinen schönsten Sieg; 911 der junge Harry Lancaster; 914 seine stolzen Oehme; 919 ehrvergeßner Pair; 919 unwürd'ger Vetter; 922 die hohen Stufen; 923 ein böses Omen; 925 die alte Königin; 939 mit lauter Stimm; 940 mit reinem Zweig; 961 ein edler Stein; 968 mit einem leichten Wörtlein; 969 die beste Stadt.

Im ganzen 132 mal. Dem stehen gegenüber im Tell:

2 am grünen Gestade; 31 ein neblichtes Meer; 36 das grünende Feld; 38 der graue Talvogt; 47 die braue Liesel; 49 ein schön Geläute; 50 schmuckes Vieh; 50 ist's euer eignes (Vieh)?; 81 jeder freie Mann; 85 sein bös Gelüsten; 153 wackrer Tell; 163 bess're Männer; 186 bei eurer alten Freiheit; 198 ein still Gebresten; 204 der glatten Pferde wohlgenährte Zucht; 206 in den bequemen Ställen; 208 von schönem Stammholz; 211 mit bunten Wappenschildern; 212 weisen Sprüchen; 224 richterliche Macht; 232 seine eigne Hand; 236 mit kummervoller Seele; 239 ein redlich Wort; 242 den langen Nächten: 245 der alten Kaiser; 246 in vernünftigem Gespräch; 247 manch kluges Wort; 254 dem neuen Fürstenhaus; 261 ein freier Mann auf deinem eignen Erb: 267 ein jüngrer Sohn; 270 mit scheelen Augen; 273 die böse Lust; 284 neues Unheil; 293 der wackern Männer; 294 große Herrenleute; 296 gefährliche Gedanken; 300 mit leichter Zunge; 306 der gute Schein; 310 gerechter Züchtigung; 311 die alten Freiheitsbriefe; 320 an zeitlich Gut; 321 mit eigner Hand; 333 stehnden Fußes; 337 von hohem Stamme; 338 die alten Sitten; 342 mit klugem Sinn; 361 ein schlechtes Volk; 377 in den tiefsten See; 393 auf hoher Säule; 394 an dem höchsten Ort; 396 gleiche Ehre; 397 mit gebognem Knie; 398 mit entblößtem Haupt; 402 ein neues Unerhörtes; 407 die kaiserliche Kron; 418 das schwere Herz; 422 die schnellen Herrscher; 434 die gemeine Sache; 440 ein verlornes Lamm; 455 frohe Menschen; 467 das trefflichste Gespann; 478 die schönen Tiere; 481 der gerechte Zorn; 489 den alten Mann; 508 ein werter, teurer Gast; 508 kein bessrer

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Mann; 512 die alten Zeiten; 512 die alte Schweiz; 518 aus dem deutschen Land; 524 ein erstaunlich neues Werk; 543 die alten Zeiten; 548 nach verbotner Frucht; 553 ein bescheidner Mann; 561 ein gerechter Mann; 567 das beste Paar; 572 der alte Mann; 577 den spitzgen Stahl; 589 eine edle Himmelsgabe; 591 jedes glückliche Geschöpf; 599 zwei frische Augen; 612 ein feiger Elender; 617 blutige Vergeltung; 625 hohen Herrenburg; 647 sein gefürchtetes Geweih; 653 sein gewaltig Horn; 658 die alten Bünde; 668 jugendliches Blut; 669 des höchsten Jammers; 672 einen tugendhaften Sohn; 682 in gleicher Mitschuld; 690 guten Klang; 691 ein reiches Erb; 696 gleiche Not; 719 sichre Kunde; 730 in kurzer Fahrt; 731 der leichte Kahn; 734 zehn vertraute Männer; 748 die festen Schlösser; 753 altem Hausgebrauch; 761 in enger' stets und engerm Kreis; 762 dem engsten und letzten (Kreis); 786 unter'm schweren Zorn; 798 ein einzig leichtes Wort; 800 einen gnäd'gen Kaiser; 802 dem wahren Besten; 803 eignen Vorteils; 812 höhern Stolz; 815 eine rühmlichere Wahl; 816 dem königlichen Herrn; 818 eurer eignen Knechte; 826 die edle Jugend; 829 bei gemeinem Tagewerk; 837 einförmiges Geläut; 839 vom eiteln Glanz; 847 der fremden Erde; 864 bei dem letzten Hauch; 865 mein brechend Auge; 866 diesen neuen Lehenhof; 886 weise Vorsicht; 888 ein mächtig Haupt; 915 für eiteln Glanz; 916 die echte Perle; 917 eines freien Volks; 921 die angebornen Bande; 924 die starken Wurzeln; 943 wahnsinniger Jüngling; 947 der fremde Zauber; 949 unglückselge Stunde; 950 diese still beglückten Täler; 954 ein andersdenkendes Geschlecht; 971 eine schöne Mondennacht; 973 eine leichte Fahrt; 977 ein seltsam wunderbares Zeichen; 991 der erloschnen Sonne; 993 gedrohtem Uebel; 995 gemeine Sach'.

Im ganzen 138mal.

Eine andere Gruppe bilden die Beiwörter, die die Aufgabe haben, den Satz zu begründen, in dem sie stehen.

Hierher aus der Jungfrau:

89 die Liebe meiner trefflichen Johanna (ist eine edle zarte Himmelsfrucht); 99 (ich staune, wenn sie dasteht) mit edelm Leibe und den ernsten Blick herabsenkt; 105 sie flieht der Schwestern fröhliche Gemeinschaft; 106 die öden Berge sucht sie auf; 110 schleicht sie ins graulich düstre Geisterreich; 162 pflegt geheime Zwiesprach mit der Luft des Berges; 162 (wer hegt bescheidnern Sinn) als eure fromme Tochter?; 182 sie liegen wartend unter dünner Decke; 191 ihr seid verwundert ob des seltsamen Geräts; 246 sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau, stritt mit dem Wolf; 289 sie alle folgen dem Heerbann des gewaltig herrschenden Burgund; 302 möge Gott sie einst wie jene stolze Isebel verderben; 311 in frechem Mute haben sie geschworen; 463 schnell erstehn die leichten Hütten wieder; 525 mir blutet in der Brust das tapfre Herz; 554 ein Mann ist viel wert in so teurer Zeit; 580 edle Sänger dürfen nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn; 617 (sich eine schuldlos reine Welt zu gründen) in dieser rauh barbar'schen Wirklichkeit; 634 mit zartem Sinne alles Feine schlichtend; 635 in jenen Zeiten wohnt der heitre Greis; 664 hast du dir die angestammte Krone kühn erobert; 695 in dieser höchsten Not vertragen mit dem Feind; 705 daß wir dein fürstlich Herz anflehn; 824 das eine

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Nonne mir im prophet'schen Geiste sprach; 834 du wirst's durch deiner Freunde tapfres Schwert; 838 daß zwischen diesen stolzen Lords von England und meinem Vetter von Burgund nicht alles mehr so steht wie sonst; 842 (ob mir's gelänge, den erzürnten Pair) zur alten Pflicht und Treue zurückzuführen; 857 der stolze Herzog läßt sich nicht versöhnen; 891 (ha frecher Stolz) des Herr gewordnen Bürgers; 940 daß ich den kranken Stamm veredle; 940 das ich euch bewahre vor dem mißgebornen Sohn des hirnverrückten Vaters; 959 gib deine treue Stadt nicht unter Englands harte Herrschaft hin; 982 und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen; 988 der Mutter unnatürlich rohe Tat hat meines Königs Heldenherz gebrochen; 991 du wirst mit edlem Mut dem Schicksal widerstehen.

Im ganzen 38 mal. Im Tell:

56 ein unvernünft'ges Vieh (kann das doch nicht wissen!); 61 warnet mit heller Pfeife; 86 hat meine gute Axt verhütet; 139 der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt; 141 vom sichern Port läßt sich's gemächlich raten; 148 mit eitler Rede wird hier nichts geschafft; 165 Gott helf dir, braver Schwimmer; 199 vertraue mir, ich bin dein treues Weib; 240 des edlen Ibergs Tochter rühm' ich mich, des viel erfahr'nen Manns; 256 wie die würdigen Altvordern es gehalten; 276 der kluge Mann baut vor; 280 des Dranges müd' sind und des harten Jochs; 289 Gott würd' der gerechten Sache gnädig sein; 304 wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten; 317 Unbilliges erträgt kein edles Herz! 344 dem frommen Mönch gib reichlich; 466 dem frechen Buben hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen; 484 wie soll die rasche Jugend sich bezähmen; 520 rühmt jeder euer gastlich Haus; 533 mich drücken schwere Sorgen; 622 wenn ich den heißen ungeheuren Schmerz in seinem Lebensblute kühle; 626 spottet ohnmächt'gen Zorns in seiner sichern Feste; 635 will dort unter'm freien Himmelsdache das Gräßliche erzählen; 647 es stellt sich der erschöpfte Hirsch; 689 an solcher Namen echte Währung glaubt das Volk; 744 blinder alter Vater, du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen; 783 schämst dich seiner traulichen Begrüßung; 788 ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt; 795 indes dein Vaterland von schwerer Geißel blutet; 817 sich an sein glänzend Lager anzuschließen; 822 sie ergriff dein off'nes Ohr; 843 heimsehnen nach den väterlichen Bergen; 845 die du in stolzem Ueberdruß verschmähst; 849 die fremde falsche Welt ist nicht für dich; 850 doch an dem stolzen Kaiserhof bleibst du dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen; 856 ein Fürst auf deinem eignen Erb und freien Boden; 859 verlaß sie nicht, die heil'ge Sache deines Vaterlandes; 879 kann er selbst sich schützen gegen Oestreichs wachsende Gewalt?; 887 in diesen schweren Zeiten der Parteiung (sich anzuschließen an ein mächtig Haupt); 891 um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen, heißt Saaten in die Zukunft streu'n; 894 die um der Freiheit kostbar'n Edelstein gestritten; 925 dort in der fremden Welt stehst du allein; 998 und 999 durch der Surennen furchtbares Gebirg, auf weit verbreitet öden Eisesfeldern!

Im ganzen 48 mal.[1])

1) Es ist nicht immer leicht, mit Bestimmtheit zu sagen, ob ein Beiwort nur beschreiben soll oder ob eine Schilderung im Dienste der Begründung steht. Der gleiche Zweifel kann ja auch sich erheben beim Nebeneinander zweier ganzen Sätze. Wenn der

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Auch das Umgekehrte kommt vereinzelt vor: daß das Beiwort nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Tatsachen angibt, die in dem Satze mitgeteilt werden, in dem das Beiwort steht.

Jungfrau:

323 über einem Höllenreiche steht die bange Stadt; 587 nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich.

Tell:

457 o unglückselges Schloß, mit Flüchen erbaut.

Im Widerspiel zu den eben aufgeführten Beiwörtern heben andere Beiwörter eine Eigenschaft hervor, von der man nicht die tatsächlich vorliegende, sondern eine gerade entgegengesetzte Wirkung erwarten würde. Hierher rechne ich aus der Jungfrau:

11 seine Rosse zerstampfen Frankreichs blühende Gefilde; 14 mit der alten Krone Dagoberts schmückt es den Sprößling eines fremden Stamms; 16 muß irren enterbt und flüchtig durch sein eigen Reich; 19 wider ihn kämpft sein nächster Vetter; 175 soll ich mein eigen teures Kind anklagen? 243 wie sie den Tigerwolf bezwang, das grimmig wilde Tier; 320 der königliche Turm von Notre Dame beugt sein erhabnes Haupt; 326 wo waren denn die tapfern Degen und der heldenmütige Bastard? 344 seines alten Ruhms vergessend; 391 darniederkämpfen wird sie diesen stolzen Burgund; 395 diese frechen Inselwohner alle wie eine Herde Lämmer vor sich jagen; 398 sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen; 399 durch eine zarte Jungfrau wird er sich verherrlichen; 409 dieser alte Thron soll fallen?; 413 die Fesseln tragen eines fremden Volks; 432 ein Engel der Erbarmung auf der feindsel'gen Erde; 449 der fremde König, kann er es lieben? 467 lebt wohl, ihr geliebten Triften, ihr traulich stillen Täler lebet wohl; 473 lebt wohl, ihr kühlen Brunnen, du Echo, holde Stimme dieses Tals; 494 mit Stahl bedecken deine zarte Brust; 505 den stolzen Ueberwinder niederschlagen; 527 daß Räuber in das königliche Frankreich sich teilen mit dem Schwert; 528 die edeln Städte dem Feind die Schlüssel überliefern; 532 die köstlich edle Rettungszeit verschwenden; 533 ich fliege herbei aus der entlegnen Normandie; 582 sie machen uns den dürren Zepter blühn: 584 sie flechten den Zweig des Lebens in die unfruchtbare Krone; 600 dein eignes königliches Haus notdürftig zu erhalten; 617 doch ist es dieser länderlose Fürst, der eben heut mich königlich beschenkte; 710 konnte seine Stimme geben zu solchem schimpflichen Vertrag; 747 wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?; 785 das königliche Blut der Valois ist nicht reiner; 794 (wagt ihren großen Reichtum) an mein untersinkend Glück; 797 wirft ihr Alles in ein brennend Haus; 798 schöpft

---

Student erzählt: „heute habe ich ganz unerwartet zehn Mark eingenommen." „Heute mache ich eine Wagenfahrt", so wird vermutlich zwischen diesen beiden Tatsachen ein ursächlicher Zusammenhang bestehen. Wenn die gleichen Worte etwa im Munde eines Rothschild erklingen, so ist die erste Tatsache ohne jeden Zusammenhang mit der zweiten ausgesprochen und wird etwa wegen der besonders seltsamen Umstände des Erwerbs mitgeteilt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

in das lecke Faß der Danaiden; 816 den zarten Leib (dem glühnden Pfeil der Sonne preisgeben); 842 den erzürnten Pair (zur alten Pflicht zurückzuführen); 909 auf das Herz des liebevollen sanften Königs traten; 912 ich sah den Knaben auf dem königlichen Stuhl Sankt Ludwigs sitzen; 935 selbst die wütenden Burgundier, die mordgewohnten Banden erglüheten vor Scham; 979 die eigne Mutter nährt die fremde Feindesbrut an ihren Brüsten; 987 dies Wort kam nicht aus deiner tapfren Brust.

Im ganzen 48mal. Im Tell:

13 lebt wohl, ihr sonnigen Weiden; 26 nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg; 120 muß ich fallen in des Feindes Hand, das nahe Rettungsufer im Gesichte; 152 ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen; 296 (welchen Sturm gefährlicher Gedanken weckst du mir) in der stillen Brust; 302 den Klang der Waffen rufst du in dies friedgewohnte Tal; 307 um loszulassen auf dies arme Land (die wilden Horden ihrer Kriegsmacht); 365 daß ihr den Greis zum harten Frondienst treibt; 400 treibt er sein Spiel mit ernsthaft würdgen Leuten; 425 der mächt'ge Geist geht ohne Schaden über die Erde: 474 ertragen sollt' ich die leichtfert'ge Rede; 565 büßte seinen Sohn um kleinen Fehlers willen; 600 und kann dem blinden Vater keines geben; 608 nichts als den Stab dem augenlosen Greis; 609 alles geraubt und auch das Licht der Sonne, des Aermsten allgemeines Gut; 614 dein geliebtes Haupt als Pfand gelassen in des Wütrichs Händen; 650 der Pflugstier selbst, der sanfte Hausgenoß des Menschen, springt auf; 651 der die ungeheure Kraft des Halses duldsam unters Joch gebogen; 773 daß du sie an deinem alten Oheim mußt ersparen; 789 dich allein rührt nicht der allgemeine Schmerz; 840 schäme dich der uralt frommen Sitte deiner Väter; 854 verkaufe deine freie Seele; 867 meine edeln Güter von Oestreich zu empfangen; 890 die hat für treue Dienste kein Gedächtnis; 900 das Hochgewilde bannen in unsern freien Wäldern.

Zusammen 25mal.

Manche Beiwörter bringen gar keinen neuen Zug in das Bild, in das sie eingefügt werden; sie haben bloß die Wirkung, daß das Gesagte noch stärker hervorgehoben, deutlicher beleuchtet wird.

Auf der einen Seite stehen hier Bindewörter, die lediglich der Steigerung dienen.

Hierher gehören aus der Jungfrau folgende Beispiele:

70 im ganzen Dorf; 116 zu ganzen Herden; 154 mit reicher Schönheit; 204 ein großes Drängen; 261 seine ganze Macht; 274 in unabsehbarem Gewimmel; 299 mit giftigen Stachelworten; 407 glühend Feuer; 526 glüh'nde Tränen; 540 der tiefste Friede; 597 tiefe Ebbe; 686 die höchste Not; 794 großen Reichtum; 924 ein schallendes Gelächter; 996 ein finster furchtbares Verhängnis.

Zusammen 15mal. Im Tell:

65 in voller Hast; 104 ein schweres Ungewitter; 145 mein leiblich Kind; 314 ein furchtbar wütend Schrecknis; 786 unterm schweren Zorn;

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

823 in tiefer Seele; 842 mit heißen Tränen; 923 mit deinem ganzen Herzen; 972 wie ein ebner Spiegel.

Zusammen 9 mal.

Auf der anderen Seite stehen Beiwörter, die einen Eigenschaftsbegriff, der im zugehörigen Hauptwort oder dessen anderweitigen Bestimmungen schon gegeben ist, noch einmal zum Ausdruck bringen.

In der Jungfrau finden sich folgende Beispiele:

29 treue Lieb' hilft alle Lasten heben; 41 die treue Brust (des braven Manns allein ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten); 80 daß die Blume der zarten Lieb' aus ihrer Knospe breche; 93 von der freien Heide fürchtet sie herabzusteigen ins niedre Dach der Menschen; 95 wo die engen Sorgen wohnen; 96 oft seh ich ihr aus tiefem Tal (mit stillem Erstaunen zu, wenn sie auf hoher Trift ragend steht); 107 verlässet ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf; 135 des Gnadenbildes segensreiche Näh; 143 ein funkelnd Diadem; 157 so nährt sie sünd'gen Hochmut in dem Herzen; 165 wie eine niedre Magd; 270 der Bienen dunkelnde Geschwader; 309 mit mörderischem Schwert; 338 wenn bleiche Furcht die Herzen lähmt; 440 keines Ahnherrn heilige Gebeine; 446 wir sind friedliche Landleute; 449 wir wissen nicht das kriegerische Roß zu tummeln; 482 auf dem blut'gen Felde der Gefahr; 493 in rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren; 495 nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust; 531 in tatenloser Ruh; 538 spitzfind'ge Rätsel lösend; 539 und der Sorel galante Feste gebend; 568 belobte Meister im Gesang und weit berühmt; 595 aus leichten Wünschen bauen sie sich Throne; 596 die hohe Flut des Reichtums ist zerflossen; 602 meine königlichen Zölle; 625 ein heitres Spiel; 631 wo zarte Minne herrschte; 632 der Ritter große Heldenherzen; 640 die edlen Ritter; 656 war Liebe stets mit hoher Rittertat gepaart; 659 wer nicht die Schönheit tapfer kann beschützen, verdient nicht ihren goldnen Preis; 662 mit ritterlichem Schwert; 696 nach altem Brauch; 808 allen überflüssgen Schmuck; 809 laß mich dir ein edles Beispiel der Entsagung geben; 815 das kriegerische Roß laß uns besteigen, (den zarten Leib) dem glühnden Pfeil der Sonne preisgegeben; 819 die raschen Krieger; 885 die reine Stimme der Gerechtigkeit; 945 die wutschnaubende Megäre; 974 des Himmels schwere Hand ist gegen mich.

Zusammen 43 mal. Im Tell:

7 in seliger Lust; 20 im lieblichen Mai; 82 mein gutes Hausrecht; 197 finstrer Trübsinn; 270 giftger Mißgunst; 303 die wilde Zwietracht; 308 die wilden Horden ihrer Kriegesmacht; 323 das zarte Kindlein; 347 ein wirtlich Dach für alle Wandrer; 347 am offnen Heerweg; 481 das eigne Herz; 532 müß'ge Neugier; 550 zu frecher Ungebühr; 594 der Matten zartes Grün; 596 die roten Firnen; 616 feigherz'ge Vorsicht; 644 die schwere Wucht der Streitaxt; 669 (des höchsten Jammers) schmerzliche Gewalt; 759 die warme Sonne; 793 der leichten Freude; 834 der Kriegstrommete mutiges Getön; 926 ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt; 951 der Sitten fromme Unschuld.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Zuſammen 23mal.

Endlich nenne ich eine Gattung von Beiwörtern, für deren Setzung es wieder wie bei der erſten Gruppe in der gegebenen Lage an jedem beſonderen Anlaß fehlt, die lediglich ein Bild mit einem maleriſchen Zug ausſtatten, der unter beliebigen anderen Umſtänden gleich große oder gleich geringe Bedeutung hätte: im weſentlichen das „epitheton ornans“ der alten Stiliſtik, zu dem freilich auch die Beiſpiele der vorhergehenden Gattung zumeiſt gehören.

Derartiges bieten folgende Stellen der Jungfrau:

82 der goldnen Frucht; 283 das glückliche Brabant; 284 die üpp'gen Genter; 283 die herdenmelkenden Holländer; 317 und zählt den ſchnellen Wandrer auf den Gaſſen; 384 der prächtig ſtrömenden Loire; 410 die ew'ge Sonne 426 den heil'gen Pflug; 350 dem Feind die roſt'gen Schlüſſel überliefern.

Im ganzen 9mal. Im Tell erſcheint ein Beiſpiel dieſer Art:

1000 wo nur der heiſ're Lämmergeier krächzt.

Ich faſſe die Ergebniſſe dieſer Zuſammenſtellung in einer Überſicht zuſammen:

	Jungfrau	Tell
1. das Beiwort ſteht gemäß dem ehrenden Brauch	13 mal	16 mal
2. es unterſcheidet, ſchildert	132 „	138 „
3. es begründet	38 „	48 „
4. es enthält die Wirkung	2 „	1 „
5. es enthält einen Gegenſatz zur Urſache . . .	48 „	25 „
6. es ſteigert	15 „	9 „
7. es verdeutlicht	43 „	23 „
8. es ſchmückt bloß aus	9 „	1 „

In der vierten dieſer Gruppen erſcheinen ſo wenige Vertreter, daß ſie bei der Vergleichung überhaupt nicht in Betracht kommen können. In der erſten Gruppe, die die ehrenden Beiwörter enthält, und in den beiden Gruppen, die der Schilderung von Tatſachen und ihrer urſächlichen Verknüpfung dienen, weiſt jeweils der Tell ein kleines Mehr auf. Faſſen wir die drei Gruppen zuſammen als diejenigen, bei deren Setzung das freie Ermeſſen des Dichters eine verhältnismäßig geringe Rolle ſpielt, ſo ſtehen 183 Beiſpiele der Jungfrau neben 202 Beiſpielen des Tell. Das kleine Mehr von 19 Beiſpielen dürfte ungefähr dem Überſchuß an Hauptwörtern, die der Tell aufzuweiſen hat (ſ. oben S. 109), entſprechen.

Um ſo deutlicher hebt ſich das Zahlenverhältnis bei den anderen Gruppen ab. Die Hervorhebung einer Eigenſchaft, die eigentlich

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

einen anderen Erfolg erwarten ließe als den, der wirklich eingetreten ist, dient wesentlich der stärkeren Beleuchtung des Erzählten. So steht die eigenartige fünfte Gruppe doch in einer gewissen Verwandtschaft zur sechsten und siebenten. Faßt man die drei Gruppen zusammen, so stehen hier 106 Beispiele aus der Jungfrau 57 Beispielen des Tell gegenüber. Fassen wir endlich die vier letzten Gruppen zusammen, denen es gemeinsam ist, daß sie für die Darstellung ohne Schwierigkeit entbehrt werden können, so treten 115 Belege aus der Jungfrau 58 Belegen aus dem Tell gegenüber; d. h. in der Jungfrau stehen gerade doppelt so viel Beispiele als im Tell.

Dieser Wandel von der starken Hervorhebung durch den Gegensatz vom kräftigen Unterstreichen, vom spielenden Ausmalen eines Bildes zur einfacheren maßvolleren Ausdrucksweise, zur Neigung, sich auf das Notwendige zu beschränken, er hängt nicht, wie man glauben könnte, mit dem Stoff des Tell zusammen, ist nicht etwa die Folge des Bestrebens, der schlichten Ausdrucksweise des Landmanns nahezukommen, sondern er bedeutet, unabhängig von äußerem Anlaß, ein Fortschreiten des Dichters zu innerer Reife und Klärung, zu größerem Maßhalten in der Verwendung der künstlerischen Mittel.

Daß dem so sei, zeigt der Tatbestand im Demetrius. Eine genaue Vergleichung des Demetrius mit den anderen Dramen ist ja nicht möglich bei dem unfertigen Zustand des uns Überlieferten. Aber die Hauptsachen sind doch völlig klar. Eine sehr erhebliche Rolle spielen hier die Beiwörter unserer ersten Gruppe; es gehören hierher Aufzug 1, Vers 15, 55, 57, 57, 58, 59, 92, 95, 151, 190, 200, 272, 282, 286, 313, 315, 322, 325, 348, 349, 361, 362, 363, 437, 498, 537, 540, 557, 571, 578, 595, 607, 849; Aufzug 2, Vers 57, zusammen 34 Beispiele. Zieht man diese Zahl von der Gesamtheit der Beiwörter ab, so bleibt 250; und macht man den gleichen Abzug für den Tell, so bleibt 245; es besteht also zwischen den beiden Dramen kaum mehr ein Unterschied der Zahl.

Von den Vertretern der Gruppe 5 erscheinen im Demetrius folgende Beispiele:

Aufz. 1, 1 so ist denn dieser stürmevolle Reichstag (zum guten Ende glücklich eingeleitet); 4 (es willigt ein) der widerspenst'ge Rokocz, sich zu lösen; 181 und fällt durch meine willenlose Hand; 185 hatte Mord verübt

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

im Hause meines gastlichen Beschützers; 203 wo ich vom süßen Leben scheiden sollte; 342 doch wo (die Willkür und des Unrechts Macht) sich straflos festsetzt in dem fremden Erbe; 388 schon lang verzehrt sich unser tapfrer Mut; 410 wenn ein solenner Reichstag sie zerbrechen darf; 519 so kann der wilde Strom unschädlich über Moskau sich ergießen; 579 der sein gewisses Glück an eure Wünsche, ein teures Kind an eure Hoffnung wagt; 877 schon ist das große Moskau zu eng für deinen Geist; Aufz. 2, 9 nur du willst die allgemeine Fröhlichkeit nicht teilen; 61 wie kam ein Fahrzeug in dies wilde Meer?; 90 der große Fürst erbebt in seiner Hauptstadt; 100 der große Fürst verlachte wohl die Lüge; 103 daß mich ein leeres Wort im Innersten erschüttert.

Im ganzen 17 mal, also sogar gegen die 25 des Tell noch ein Rückgang.

Zu Gruppe 6 stellt der Demetrius folgenden Beitrag:

1, 124 ganz Moskau; 131 schweren Mords; 260 mit leuchtender Gewißheit; 347 ganz Krakau; 446 dem ganzen Reichstag; 518 der ganze Rokocz; 799 ganze Kraft; 857 dieses Raumes ungeheure Länge; 2, 89 das ganze Volk.

Im ganzen 9 mal (im Tell ebensoviel).

Gruppe 7 wird im Demetrius vertreten durch:

1, 6 der König gibt sein heilig Wort; 41 ein königliches Szepter; 67 den alten Erbhaß; 74 der Unterdrückte hat ein heilig Recht (an jede edle Brust); 81 der schönen Menschlichkeit gehorchen kann; 91 ein gefällger Freund; 104 mit verschlagner Hofkunst; 145 der strenge Klosterzwang; 205 mit frommer Andacht; 255 in langer Zeitenferne; 307 der Sprache redneriſcher Schmuck; 324 feile Sklaven; 343 der Staaten fester Felsengrund; 509 wilder Sturm; 596 mit leidendem Gehorsam; 715 erzeigte Wohltat; 740 mit schlechtem Bauergesindel; 2, 23 ins öde Kloster; 43 ein unendlich Meer.

Zusammen 19 mal (Tell 23 mal).

Endlich Gruppe 8 belegen folgende Stellen im Demetrius:

154 zu der Waffen edelm Dienst erzog; 168 der Jugend fröhlich dunkle Zeit; 372 des Glückes goldne Tore; 546 des Glückes heitre Göttin. Summe 4 Beispiele gegen eines des Tell.

Fassen wir wieder die vier letzten Gruppen zusammen, so kommen auf den Demetrius 48, auf den Tell 58 Beispiele.

Lehrreich ist es auch, die Vertreter der siebenten und achten Gruppe für Tell und Demetrius im ganzen zusammenzufassen: es sind in allem 44 Beispiele auf eine Gesamtzahl von 544. Angesichts dessen dürfte es doch wohl nicht ganz gerecht sein, wenn E. Schroeder (Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode 1905, S. 16) meint, daß Schiller das stereotype Epitheton ornans bevorzuge.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Die Entwicklung zum Einfacheren, zur größeren Sparsamkeit des Ausdrucks, die wir für das Beiwort nachgewiesen haben, läßt sich aber auch noch auf einem andern Gebiet verfolgen. Wie die Beiwörter der siebenten Gruppe zusammen mit ihrer Umgebung dasselbe mehr als einmal ausdrücken, so ist auch die Erscheinung nicht selten, daß ganze Sätze, die aufeinander folgen, der mehrfachen Verkörperung eines und desselben Gedankens dienen (vgl. meinen Aufsatz in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache XXX, 430). Aus der Jungfrau von 1—2000 verzeichne ich folgende Fälle dieser Art:

77 ich sehe dich in Jugendfülle prangen, dein Lenz ist da, es ist die Zeit der Hoffnung, entfaltet ist die Blume deines Leibes; 92 jetzt liebt sie noch, zu wohnen auf den Bergen und von der freien Heide fürchtet sie herabzusteigen in das niedre Dach der Menschen (dasselbe einmal positiv, das andere Mal negativ ausgedrückt); 190 ihr staunt mich an, ihr seid verwundert; 235 mein ist der Helm, und mir gehört er zu; 469 Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln, Johanna sagt euch ewig Lebewohl (umgekehrt wie v. 92); 596 die hohe Flut des Reichtums ist zerflossen, und tiefe Ebbe ist in deinem Schatz; 831 hier steht die Heldin, die nach Reims mich führet, durch meiner Agnes Liebe werd' ich siegen; 1184 ihr kommt allein, ihr bringt ihn nicht zurück; 1185 was gibt's? was sagt mir Euer Blick? 1276 seltsam bei Gott! höchst wunderbar und seltsam; 1384 von uns zu wenden fremder Ketten Schmach, uns den einheimischen König zu bewahren; 1466 stell' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze, ihr Seherauge soll uns leiten; 1639 niemand hielt Stand, das Fliehn war allgemein; 1810 (seit ihr im Lager seid,) geht alles zurück, kein Segen ist mehr in unsern Waffen.

Diesen 14 Beispielen stehen in den 2000 ersten Versen des Tell nur folgende 3 Beispiele gegenüber:

511 was führt euch her? was sucht ihr hier in Uri? 955 sie sind begraben alle, mit denen ich gewaltet und gelebt. Unter der Erde schon liegt meine Zeit; 1918 jetzt, Schütze, triff und fehle nicht das Ziel.

Denn anders geartet ist

122 so muß ich fallen in des Feindes Hand, das nahe Rettungsufer im Gesichte, ich kann's erreichen mit den Augen.

Hier entspricht der zweite Satz nur einem Teil des ersten, vergleiche meinen eben angeführten Aufsatz Seite 460 unten. Und in den nahezu 1400 Versen von Aufzug 1 und 2 des Demetrius steht ein einziges Beispiel, das mit Sicherheit hierher zu rechnen ist:

2, 14 mir ist alles ein Vergangnes, liegt alles als gewesen hinter mir.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Denn in

1, 527 ihr Herz erobre dir und du wirst herrschen. Erobre ihre Liebe und du wirst herrschen

liegen zweifellos nur zwei verschiedene Versuche, einen Gedanken auszudrücken, vor, zwischen denen die endgültige Fassung zu wählen gehabt hätte, wie das mit unbedingter Sicherheit für die Doppelung 1, 44—46 = 49 — 52 gilt. Auch

2, 128 der Patriarch hält draußen, der Archijerei steht vor den Pforten

ist gewiß so zu beurteilen, und die gleiche Möglichkeit liegt 1, 352 vor:

in der Gefangenschaft wardst du geboren, in einem Kerker kamest du zur Welt.

Die Neigung zur Verwendung des gegensätzlichen Beiworts, die in der Jungfrau so stark ausgeprägt ist, hat sich übrigens bei Schiller erst allmählich zu solcher Stärke entwickelt. In den ersten 1000 Versen des Don Carlos finden sich nur folgende 16 Beispiele:

42 (Sie sollten nur mit des Hasses Augen sie betrachten! Wie, Prinz?) die schönste Frau auf dieser Welt; 62 und will sich von dem obersten Geländer herunterwerfen; 111 daß König Philipp seinen einz'gen Sohn an seiner Knechte schlechtesten verkaufte; 146 wenn ich dies stürmische Entzücken mit Bestürzung nur erwid're; 166 wenn sein erhab'nes Herz vergessen hat, für Menschlichkeit zu schlagen; 182 ich habe niemand, auf dieser großen, weiten Erde niemand; 206 daß ich dich bitten muß, die lang vergess'nen Schulden abzutragen; 255 mein königliches Blut floß schändlich; 261 das kindische Gelübde erneur' ich jetzt als Mann; 273 daß auf diesem großen Rund der Erde kein Elend an das meine grenze; 297 daß tausendmal sich das entsetzliche Geständnis auf meinen Lippen meldet; 335 wie mochte sie die beiden letzten Enden des menschlichen Geschlechts zusammen zwingen? 348 zweifelnd ringt mein guter Geist (mit gräßlichen Entwürfen); 419 hör' ich das von meiner sanften Mondekar? 634 daß es die Mutter ist, an die sich diese verwegne Sprache richtet; 445 den Reizungen der unumschränkten Majestät zu trotzen.

Nicht mehr als 15 Belege bieten auch die ersten 1000 Verse der Piccolomini:

83 es brauchte diesen tränenvollen Krieg, so vieler Helden ruhmgekrönte Häupter in eures Lagers Umkreis zu versammeln; 190 und finden sich in ein verhaßtes Müssen weit besser; 241 was ist der langen Rede kurzer Sinn? 265 erhielt bei einem furchtbarn Aufstand der Besatzung dem Kaiser seine Hauptstadt Prag; 307 hätte sie doch selbst dem bessern Mann gefährlich werden müssen; 343 vom kleinsten Schritt erhalt' ich Wissenschaft sogleich; 463 laß uns die alten engen Ordnungen gering nicht achten; 533 viel lerntest du auf einem kurzen Weg; 652 ließ man's an der alten Achtung fehlen? 660—661 Herzog Albrechts fürstliche Gemahlin, Graf Harrachs edle Tochter, hätte nicht eben so empfangen werden sollen; 706 gewinnen Sie's dem stolzen Herzen ab; 746 (in einer stolzen Linie

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

von Fürsten) mein schnell verlöschtes Dasein weiter leiten; 823 ich soll ihm ein schönes deutsches Land zum Raube geben? 943 so einig führst du sie im ganzen Lauf des Krieges nicht zum zweitenmal zusammen.

Etwas mehr Beispiele, nämlich 21, bietet der entsprechende Abschnitt der Maria Stuart:

33 muß sie den zärtlich weichgewöhnten Fuß (nicht auf gemeinen rauhen Boden setzen?); 39 sogar des Spiegels kleine Notdurft mangelt; 51 muß man die armen Flitter ihr mißgönnen?; 64 doch wußte sie aus diesen engen Banden den Arm zu strecken in die Welt; 73 das edle Herz des Norfolk zu umstricken; 76 schreckte dieses jammervolle Beispiel die Rasenden zurück?; 92 der Jugend schöne Jahre muß vertrauern; 111 als dieses Titels leerem Prunk entsagen; 119 keine Stimme der Freundschaft aus der lieben Heimat dringt; 146 (häuft neue Leiden) auf dein gekröntes Haupt; 203 man hat von meinen treuen Kammerfrauen mich getrennt; 210 ohne mein geängstigt fürchtend Herz der Ungewißheit zu entladen; 286 frisch blutend steigt die längst vergebne Schuld (aus ihrem leichtbedeckten Grab empor); 295 (und lud die schwere Schuld) auf mein so junges Leben; 334 der dies Band um eure hellen Sinne wob; 545 und lehrt mich der Verstellung schwere Kunst; 764 wie werd' ich mich, ein ungelehrtes Weib, (mit so kunstfert'gem Redner messen können?); 784 ich sehe diese würd'gen Peers den Glauben viermal ändern; 815 (der Tweede schmales Bette) trennt allein die heft'gen Geister; 833 ihre lange Eifersucht (hofft' ich auf ew'ge Tage zu vernichten); 999 des Prozesses festliches Gepränge (wird als ein kühner Frevel uns erscheinen).

Sehr bemerkenswert ist, daß der Rückgang gegenüber dem hohen Stand des gegensätzlichen Beiworts in der Jungfrau schon in der Braut von Messina erfolgt, die im übrigen, dank zumal einer Fülle von stimmungsvoll malenden Beiwörtern, ja eine so große Zahl von Beiwörtern besitzt.

Ich verzeichne aus den ersten 1000 Versen der Braut von Messina folgende 22 Beispiele:

2 tret ich heraus zu euch aus den verschwiegenen Gemächern meines Frauensaals; 26 der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend; 53 die Bruderfehde löset alle heil'gen Bande der Natur; 121 den traur'gen Dienst der Traurigen erzeigend; 203 warum ziehn wir unser Schwert für das fremde Geschlecht?; 210 und jetzt sehen wir uns als Knechte, untertan diesem fremden Geschlechte; 250 ihres Laufes furchtbare Spur geht zerrinnend im Sande verloren; 391 dich wegzuwerfen an den schlechtern Mann; 426 großherzig schenkt einander die unabtragbar ungeheure Schuld; 428 in eures Vaters Gruft werft ihn hinab, den alten Haß der frühen Kinderzeit; 494 ehrt nicht des Hausgotts heiligen Altar; 460 (aber sie haben den fröhlichen Mut) in der felsigten Brust mir gebrochen; 476 doch in des Kampfes heftigster Erbitterung gedachtest du mit Würde deines Bruders; 506 ist dieser freundlich sanftgesinnte Jüngling (der übelwollend mir gehäss'ge Bruder?); 566 weil ich die festlich schöne Stunde rasch zerschneide;

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

578 der den erloschnen Funken (unseres Streites aufbläst zu neuen Flammen); 606 er sieht den alten Haß aus seinem Busen schwinden; 719 des Himmels Braut berührt mit sündigem Verlangen; 866 daß er die Schwere des Daseins ertrage und das ermüdende Gleichmaß der Tage; 911 des ernsten Kriegsgotts (lust'ge Braut); 985 es schreckt mich selbst das wesenlose Schweigen; 996 warum verließ ich meine stille Zelle?

Wenn ich im vorstehenden die Belege fast durchweg in ihrem vollen Wortlaut ausgeschrieben, nicht bloß mit Zahlen angedeutet habe, so habe ich dabei noch einen besonderen Zweck verfolgt: ich wollte dem Leser die Reichtümer des Schillerschen Beiworts zur Anschauung bringen. Ich habe dafür noch einen besonderen Anlaß. E. Schroeder sagt an der Seite 119 erwähnten Stelle, daß Schillers Sprachschatz im Vergleich mit Goethe und Herder ein geradezu auffällig beschränkter sei. Es ist mir zweifelhaft, ob dieser Satz mit solcher Allgemeinheit ausgesprochen werden darf, und ich begründe dieses Fragezeichen, indem ich in alphabetischer Folge die beigeordneten Beiwörter einander gegenüberstelle, die in den ersten 1000 Versen des Tasso und des Tell (sie treten dort 267mal, hier 269mal[1]) auf) belegt sind:[2])

Tasso	Tell
	allgemein
	allgerecht
alt	
	andersdenkend
angeboren	
	angenehm
	angesehen
	arm
	augenlos
aufgehäuft	
ausgebreitet	
	barmherzig
beschämt	
	bescheiden
beschieden	
	beglückt
	bequem
	bieder
blau	
	blind
blühend	
	blutig
	bös
	brav
	braun
	brechend
breit	
	bunt
drängend	
	deutsch
	eben
	echt
	edel
	eigen
eigensinnig	
	einförmig
einsam	
	eitel
	eng
	entblößt

[1]) Diese Zahl weicht ab von der S. 109 gegebenen; denn dort wurde eine Mehrheit von Beiwörtern, die dem selben Hauptwort galten, nur einfach gezählt.

[2]) Die in der Mitte stehenden Beiwörter sind beiden Werken gemeinsam.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Taſſo	Tell
entfernt	
entſchieden	
erfahren	
erhaben	
	erloſchen
ernſt	
	ernſthaft
erquickt	
	erſchöpft
	erſtaunlich
ewig	
	falſch
	feig
	feigherzig
fein	
fern	
	feſt
feſtlich	
	finſter
flüchtig	
	frech
	frei
	fremd
freundlich	
	friedgewohnt
	friſch
	froh
	fromm
	furchtbar
fürſtlich	
	ganz
	gaſtlich
	gebogen
	gedroht
	gefährlich
	gefürchtet
	geliebt
	gemein
	gerecht
geſchenkt	
gewiß	
	glänzend
	glatt
	gleich
	glücklich
	glückſelig
	glühend
	gnädig

Taſſo	Tell
golden (7 mal!)	
	grau
grimmig	
	groß
	grün
	grünend
	gut
	hart
	heilig
	heiſer
	heiß
	hell
herrlich	
	hochverſtändig
	hoch
hochgeſteckt	
hold (7 mal!)	
horchend	
innere	
	jung
	jugendlich
	kaiſerlich
klar	
	klein
	klug
	königlich
	koſtbar
kühn	
	kummervoll
künftig	
	kurz
	lang
laut	
lebendig	
	leiblich
	leicht
	leichtfertig
leichtgetragen	
leiſe	
	letzte
licht	
	lieb
liebenswürdig	
	lieblich
liebeswert	
los	
	lüſtern
	mächtig

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Taſſo	Tell
mannigfaltig	
meerumgeben	
	müßig
mutig	
neu (10 mal!)	neu (5 mal)
neuerregt	
	öd
	offen
	ohnmächtig
raſch	
rauh	
recht	
	redlich
reich	
rein	
reizend	
	richterlich
	rot
	rühmlich
	ſanft
	ſcheel
ſchlank	
	ſchlecht
ſchmal	
	ſchmerzlich
	ſchmuck
ſchnell	
ſchön (25 mal!)	ſchön
ſchwach	
	ſchwank
ſchwer	
	ſchwindlicht
ſehnſuchtsvoll	
ſelig	
ſelten	
	ſeltſam
ſicher	
ſpät	
	ſpitzig
ſtark	
	ſtehend
ſtill (9 mal!)	ſtill
	ſtolz
ſtreitend	
ſtreng	

Taſſo	Tell
ſüß	
tapfer	
tatenlos	
tätig	
	teuer
	tief
	traulich
traurig	
	trefflich
	treu
	tugendhaft
	tyranniſch
unerfahren	
	ungeheuer
	unglückſelig
ungetrübt	
unverdient	
	unvernünftig
	uralt
	väterlich
	verboten
	verloren
	vernünftig
vertraut	
verwandt	
verwöhnt	
	vielerfahren
	voll
	wahr
	wachſend
	wacker
	wahnſinnig
	weiſe
weit	
	weitverbreitet
	wert
	wild
	wirtlich
	wohlgenährt
wohlgeſtimmt	
	wunderbar
	würdig
	wütend
zart	

Goethe weiſt alſo 128, Schiller 157 verſchiedene Beiwörter auf die gleiche Zahl von Verſen, auf faſt die gleiche Zahl von attri-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

butiven Bestimmungen auf. 54 dieser Beiwörter sind gemeinsamer Bestand; auf der Seite Goethes stehen also 74, auf der Seite Schillers 103 Beiwörter, die bei dem anderen fehlen.

Natürlich müßte ein derartiger Vergleich, um voll beweiskräftig zu sein, an viel umfassenderem Stoff durchgeführt und es müßten die einzelnen Fälle genau erwogen werden. Das Gebotene mag immerhin genügen, um den von mir ausgesprochenen Zweifel zu rechtfertigen.

2. Ein Mittelding zwischen Beiwort und Umstandswort.

Das Umstandswort führt von alters her den Namen des Adverbs, entsprechend den Tatsachen, daß es wesentlich der Ergänzung des Verbs, des Zeitworts dient. Daß ein von einem Beiwort abgeleitetes Umstandswort selber als Bestimmung zu einem Beiwort tritt, geschieht ursprünglich nur dann, wenn dadurch dieses Beiwort seinem Grad nach näher erläutert wird: z. B. mhd. vil guot, nhd. sehr schön, ungemein liebenswürdig. Daß eine derartige Ergänzung auch der Art nach bestimmen kann, ist erst eine Entwicklung der neueren Zeit: z. B. spricht H. Heine „von plump falschen Garnspitzen".[1]) Freilich handelt es sich dabei meist nur äußerlich um eine Bestimmung des Beiworts durch Umstandswort: sachlich ist diese Fügung von Umstandswort und Beiwort vielfach gleichwertig mit einer Bestimmung des Hauptworts durch zwei auf derselben Stufe stehende Beiwörter. Diese Weise begegnet z. B. bei Heine nicht selten: II, 68 von dem besänftigend magischen Lichte; II, 77: mit entzückt besonnenem Auge.

Derartige Ausdrucksweisen sind nun auch in den von mir oben verzeichneten Teilen Schillerscher Dichtung zahlreich vertreten.

Piccolomini:

395 heilbringend vorbedeutungsvolle Namen; 464 köstlich unschätzbare Gewichte; 513 sein dumpfig enges Schiff; 547 mit liebend emsiger Zudringlichkeit; 655 huldreich vertraulicher Herablassung; 667 ein so lastend feierliches Schweigen.

Maria Stuart:

216 ein peinlich langer Monat; 504 von rührend wundersamem Reiz; 952 die heimlich blut'ge Tat.

---

[1]) In den „Reisebildern"; Ausgabe Hamburg 1872, II, 78.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Jungfrau:

111 ins graulich düst're Geisterreich; 244 das grimmig wilde Tier; 293 des unselig jammervollen Zwists; (393 diesen Talbot, den himmelstürmend hunderthändigen); 428 ihr traulich stillen Täler; 532 die köstlich edle Rettungszeit; 560 ein stolz verdrießlich schwerer Narr; 583 den unsterblich grünen Zweig; 627 eine schuldlos reine Welt; 628 in dieser rauh barbarschen Wirklichkeit; 988 der Mutter unnatürlich rohe Tat; 996 ein finster furchtbares Verhängnis.

Braut von Messina:

24 aus unbekannt verhängnisvollem Jammer; 201 harmlos vergnügliche Tage; 327 welcher furchtbar kriegerische Anblick; 426 die unabtragbar ungeheure Schuld; 506 dieser freundlich sanftgesinnte Jüngling; 507 der übelwollend mir gehäss'ge Bruder; 566 die festlich schöne Stunde; 600 stolz unfreundlichen Gemüts; 722 das unstät schwanke Sehnen; 788 welch kühn verwegen räuberische Tat; 955 diese lichtscheu krummen Liebespfade.

Tell:

294 angesehen große Herrenleute; 406 mit ernsthaft würd'gen Leuten; 524 ein erstaunlich neues Werk; 638 das ungeheuer Gräßliche; 668 nicht lüstern jugendliches Blut; 748 ein einzig leichtes Wort; 841 der uralt frommen Sitte; 977 ein seltsam wunderbares Zeichen; 994 auf weit verbreitet öden Eisesfeldern.

Demetrius:

68 der Jugend fröhlich dunkle Zeit; 253 ein uralt frühes Denken; 630 ein menschlich teures Band; 832 traurig leere Dasselbigkeit.

Das Bemerkenswerteste an dieser Sammlung von Beispielen ist, daß eines der von uns benützten Dramen zu ihr keinen Beitrag geliefert hat: der Don Carlos. Und zwar gilt das nicht bloß für die ersten 1000 Verse, sondern für das ganze Werk. Wodurch ist dieser Unterschied der späteren Werke vom Don Carlos bedingt?

Zwischen ihm und den späteren Dramen liegt die Beschäftigung Schillers mit dem klassischen Altertum, und man könnte glauben, daß dort der Anstoß für Schillers späteren Gebrauch zu suchen sei. Allein so viel ich weiß und erkundet habe, fehlt es im Griechischen wie im Lateinischen an einer Fügung, die als Vorbild hätte dienen können.

Es liegt aber noch etwas anderes dazwischen, nämlich das Erscheinen von Goethes Iphigenie und Goethes Tasso. Und diesen Dichtungen ist unsere Fügung ganz geläufig:

Iphigenie 97 ein tief geheimnisvolles Schicksal; 110 ein fröhlich selbstbewußtes Leben; 201 ein gewaltsam neues Blut; 552 des traurigunwilligen Mörders; 874 ein feindlich aufgebrachter Gott; 885

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

das unerwartet ungeheure Wort; 1005 im klanglos dumpfen Höllenreich; 1189 unbändig heil'ge Wut. — Tasso: 711 die innig reiche Brust; 1027 ein einzig nah beschränktes Gut; 1094 ein geistig unbestimmtes Bild usw.

Man wird daher wohl vermuten dürfen, daß Schiller durch Goethes Vorgang zu der reichlichen Verwendung unserer Fügung veranlaßt worden ist.

Für die Geschichte und Erklärung der eigentümlichen Wendung verweise ich im allgemeinen auf Erdmanns Grundzüge der deutschen Syntax S. 33 und 64, Wunderlich, Der deutsche Satzbau II, 223, für Goethe insbesondere auf Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geist, S. 186 und 310 ff., und auf Strack, Goethes Leipziger Liederbuch S. 5. Ich bemerke sodann, daß in der ersten prosaischen Fassung der Goetheschen Iphigenie von den oben verzeichneten Beispielen sich noch keines findet. Ein Beispiel Wielands steht Oberon II, 9: „ein traulich frohes Gewühl". Weiter zurück als die bis jetzt bekannten Belege führt ein Beispiel aus Zachariaes Renommisten (von 1744): „mit langsam trägem Schritt" (S. 89 der Reutlinger Ausgabe von 1778). Aber die Erscheinung ist zweifellos erheblich älter; ich kann Beispiele aus Opitz und Gryphius beibringen: Opitz, Ausgewählte Dichtungen, herausg. von Tittmann, S. 4: „dein schön rotgelbes Kleid", A. Gryphius, herausg. von Tittmann S. 7, 140: „rasend tolle Zucht", S. 68 Z. 2: „Gott, ewig guter Gott."

Erdmann meint (a. a. O. S. 32), daß in diesen Fügungen einfach die Endung erspart sei, wie in den bekannten Fällen mit und (z. B. jeden Nachklang fühlt das Herz froh und trüber Zeit) die neuerdings von W. Steglich ausführlich behandelt sind, Zeitschr. f. deutsche Wortforschung III, 1. Einer derartigen Auffassung ist schon Lehmann a. a. O. S. 320 mit Recht entgegengetreten. Daß sie unrichtig ist, daß Goethe und Schiller das erste Glied solcher Wortgruppen tatsächlich als Umstandswort empfunden haben, das beweisen mir Stellen wie die folgenden, in denen von Ersparung einer Endung gar keine Rede sein kann, weil auch das zweite Glied keine Endung zeigt, selber Umstandswort ist:

Iphig. 1032 ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben. — Tasso 521 wenn du bescheiden ruhig das Talent, das dir die Götter gaben, tragen kannst. — Maria Stuart 32 den zärtlich weich gewöhnten Fuß. — Jungfrau 91 und still allmählich reift das Köstliche; 278 verworren

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

dumpf erbrauſt das Lager. — Demetrius 296 aus Kloſtermauern ging er wunderbar geheimnisvoll hervor.

Die Erklärung, die Wunderlich a. a. O. S. 223 gibt, iſt zu knapp gehalten, als daß man deutlich zu erkennen vermöchte, wie er ſich die Entwicklung eigentlich denkt: „ein Vorgang, der mit dem Schwinden der Flexionsformen in Wechſelwirkung ſteht“. Meines Erachtens liegt die Sache folgendermaßen. Allerdings ſpielt das „Schwinden der Flexionsformen“ eine Rolle: ſchon vor dem Auftreten der älteſten deutſchen Sprachquellen iſt beim Beiwort im Nominativ der Einzahl die Endung lautgeſetzlich geſchwunden und eine Form entſtanden, die ausſieht wie der reine Stamm, und deshalb allgemein als unflektierte, als biegungsloſe bezeichnet wird. Die ganze altdeutſche Zeit kann nicht nur ſagen: daz kint ist guot, ſondern auch: ein guot kint. In der Dichtung des Neuhochdeutſchen iſt dieſe Möglichkeit noch feſtgehalten, zumal deshalb, weil ſie für Beiwörter mit zweiſilbigem Stamm die Unterbringung im Vers ſehr weſentlich erleichtert. Natürlich können von ſolchen biegungsloſen Beiwörtern auch zwei nebeneinander ſtehen, vgl. z. B. Maria Stuart 260 ſein treu altengliſch Herz. Es war aber im Altdeutſchen noch etwas anderes möglich: daß von zwei ihrem Hauptwort vorangehenden Beiwörtern das eine die Endung erhielt, das andere ſie entbehrte, vgl. Grimm, Deutſche Grammatik IV, Neudruck S. 578. Die Endung konnte dem erſten Beiwort gegeben werden, z. B. Parzival 496, 17: ein werdiu windisch diet. Oder dem zweiten — und das iſt häufiger geſchehen —: z. B. Parzival 102, 1 ein stolz werder man.[1]) Im Nhd. ſind dann Beiwort und Umſtandswort in ihrer Lautgeſtalt zuſammengefallen. Werden daher in der Dichtung dank der dort herrſchenden Macht der Überlieferung ſolche Ausdrucksweiſen wie ein stolz werder man weitergeführt, ſo konnte die Form stolz geradeſogut als Umſtandswort wie als Beiwort empfunden werden. Und das erſtere, die Umempfindung des Beiworts in das Umſtandswort, mußte eintreten, nachdem die Rede der Proſa jene Freiheit, zwei nebeneinander ſtehende Beiwörter verſchieden zu geſtalten, aufgegeben hatte.

---

[1]) Bei Schiller ſelbſt ſcheint noch ein derartiges Beiſpiel zu ſtehen: Jungfrau 175 „mein eigen teures“; oder iſt auch dieſes Beiſpiel wie die S. 126 angeführten empfunden?

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Gelegentlich mag die Entwicklung noch unterstützt worden sein durch die Einwirkung von Fügungen, in denen an zweiter Stelle ein Mittelwort stand: neben das unstät schwanke Sehnen (Braut 722) konnte ja auch gesagt werden: das unstät schwankende Sehnen.

*

9. Ein Restaurationsversuch an der Universität Gießen.

Frankfurter Zeitg. 1. Mai 1904, Nr. 121 (fünftes Morgenblatt).

Bei dem Restaurationsversuch, von dem ich sprechen will, handelt es sich nicht um einen verzweifelten Ansturm bereits niedergeworfener politischer Mächte oder kirchlicher Anschauungen, sondern um den alten lateinischen Geist, der es noch einmal versucht, Herr zu werden über den deutschen Geist, von dem er unlängst besiegt worden war. Die Urkunden des tragikomischen Zwischenspiels sind niedergelegt in einem Aktenbündel der hiesigen Universitätskanzlei, „betr. die Wiedereinführung lateinisch zu schreibender Lektions-Verzeichnisse".

Aus ihnen ergibt sich, daß die Universitäten Gießen und Heidelberg die ersten gewesen sind, die dem Zopf lateinischer Vorlesungsverzeichnisse ein Ende gemacht haben. Seit dem Jahre 1809 sind — wenn die Angabe in den Akten zutreffend ist; die älteren Vorlesungsverzeichnisse selbst sind leider nirgends mehr vollständig erhalten — in Gießen keine lateinischen Vorlesungsverzeichnisse mehr gedruckt worden.

Da stellte am 3. Juni 1826 der Professor der klassischen Philologie, Dr. Friedrich Osann, den Antrag, neben den deutschen Vorlesungsverzeichnissen wiederum solche einzuführen, die in lateinischer Sprache geschrieben wären. Osann war zugleich „Professor der Eloquenz"; auf ihn wäre also die Last der Ausführung gefallen, auf ihn, „welcher seiner Überzeugung nach geglaubt hat, diese Einrichtung zur Würde und Wohl der Universität in Vorschlag bringen zu müssen." Nur die lateinische Sprache, meinte Osann, gewähre „als gelehrtes Organ für die ganze gebildete Welt" „das Mittel einer wenigstens teilweisen Erreichung wissenschaftlicher Öffentlichkeit." Merkwürdigerweise haben nicht weniger als fünfzehn Professoren bei der schrift-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

lichen Abstimmung sich für diesen Vorschlag erklärt und nur sechs dagegen. Einer der Gegner, der Mediziner Wilbrand, hat gemeint, es werde ohnehin schon genug gelehrter Wind gemacht. Am schärfsten aber hat sich der Vertreter der Forstwissenschaft gegen Osanns Antrag ausgesprochen, der bekannte Professor Hundeshagen, indem er erklärt, „daß nur dasjenige für wahrhaft wertvoll, ehrwürdig und heilig gehalten werden kann, was unbezweifelt vernünftig, edel, erhaben und der Menschheit zu wahrem Nutzen ist; daß also zufällige, veraltete Gewohnheiten, leere Zunftformen, prunkender dünkelhafter Kastengeist auf eine solche Bezeichnung keinen Anspruch haben." Hundeshagen hatte seinen besonderen Grund für diese Gereiztheit; hatte doch Osann in seinem Antrag der Forstanstalt die Zugehörigkeit zur Universität abgesprochen, sie mit „Unkenntnis der Sache, Anmaßung, Geringschätzung und Anzüglichkeit behandelt", ja sogar auf Hundeshagens „gegenwärtige Ungeübtheit" in der lateinischen Sprache anzuspielen gewagt. Demgegenüber erklärt Hundeshagen, er habe weder Neigung noch Beruf gehabt, „seine Zähne am Wiederkauen tauber philologischer Nüsse aufs Spiel zu setzen". Ein Bild freilich, das auf Naturwahrheit keinen besonderen Anspruch erheben darf. Und nicht ungestraft hat Hundeshagen so scharfe Hiebe geschlagen: als die Angelegenheit des Vorlesungsverzeichnisses dem Ministerium vorgelegt wurde, hat es der Rektor für notwendig gehalten, der Behörde auch über das Auftreten Hundeshagens Bericht zu erstatten. Und das Ministerium hat sich in der schärfsten Weise über „dergleichen Ungebühr" ausgesprochen. In der Sache selbst hat es genehmigt, daß neben dem deutschen Vorlesungsverzeichnis auch ein lateinischer Lektions-Katalog abgefaßt werde.

Nun aber kommt der eigentliche Witz in der Sache. Nachdem der Bescheid des Ministeriums eingegangen ist, wird der Antragsteller Osann aufgefordert, als Lehrer der Beredsamkeit sich der Redaktion dieses lateinischen Lektionskatalogs zu unterziehen, d. h. es wird ihm einfach das deutsche Vorlesungsverzeichnis zur Übertragung ins Lateinische zugestellt. Gleichzeitig wird ihm bedeutet, daß auch die Vorlesungen der Forstlehranstalt in den Katalog aufzunehmen sind. Jetzt aber wird Osann bockbeinig. In seinem Antrag auf Herstellung lateinischer Vorlesungsverzeichnisse hatte er eine Reihe von Vorschlägen über die Redaktion derselben gemacht, auf die er über-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

haupt keine Antwort erhalten hat. Zum bloßen Übersetzer aber ist er sich zu gut. So erklärt er: „so viel weiß ich aber mit Gewißheit, daß mit der Professur der Eloquenz nicht die Obliegenheit verbunden ist, die deutsch abgefaßten Lehrartikel ins Lateinische zu übertragen"; er schickt den deutschen Katalog an den Rektor zurück und sieht weiterem Auftrag entgegen.

Nun erneute Verhandlungen des Senats, erneuter Bericht an das Ministerium, dem einfach mitgeteilt wird, Osann habe die Redaktion des lateinischen Katalogs bestimmt abgelehnt: eine Majorität von dreizehn Stimmen sei jetzt der Meinung, daß die Angelegenheit auf sich beruhen bleiben könne, während zehn Stimmen noch die Herstellung des lateinischen Katalogs befürworteten.

Unter diesen Umständen entscheidet auch das Ministerium: „so mag die Sache auf sich beruhen," mit der ergötzlichen Begründung, es habe sich überzeugt, „daß der Gr. Professor Dr. Osann diese Redaktion, wenn er auch förmlich zu derselben angewiesen werden sollte, nicht mit der zur Erreichung des Zwecks erforderlichen Liebe besorgen würde".

So ist der Antrag endgültig begraben. Der deutsche Geist aber schreitet sieghaft weiter und hat hoffentlich recht bald auch die letzten Überreste der lateinischen Herrschaft der Unterwelt zugesendet.

*

10. Zum Wortlaut der politischen Reden Bismarcks.

Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 278, 5. Reihe.

Horst Kohl hat sich unvergänglichen Anspruch auf unsern Dank erworben, indem er die politischen Reden Bismarcks zu einer großen Sammlung vereinigte. In stattlicher Reihe stehen die zwölf Bände vor uns, ein schönes Zeugnis aufopfernder Arbeit und treuer Hingebung. Und doch nicht treu genug! Was wir lesen, ist gar manches Mal nicht das lebensvolle Wort des großen Redners, sondern die pedantisch geglättete Fassung des Gelehrten. Der Herausgeber ist von dem Wortlaut der stenographischen Berichte nach seiner eigenen Aussage da abgewichen, „wo die Vermutung entstehen konnte, daß

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der wiedergegebene Ausdruck auf einem Hörfehler des Stenographen oder einem Lesefehler des Setzers beruhen könnte." (Vorrede zu Bd. I, S. IX.) Demgegenüber behaupte ich, daß an zahlreichen Stellen[1]) geändert worden ist, ohne daß die Annahme eines Lese- fehlers oder Hörfehlers berechtigt war.[2])

Insbesondere hat H. Kohl die Eigentümlichkeiten des gesproche- nen Wortes mehrfach nicht genug gewürdigt. Wenn wir eine Über- sicht über solche unerlaubte Änderungen geben, schildern wir zu- gleich einige Besonderheiten der Bismarckschen Rede, wie der münd- lichen Rede überhaupt.

An vielen Stellen hat der Herausgeber selber darauf hin- gewiesen, daß ein Satz abgebrochen sei, oder der Fortgang dem Anfang nicht entspreche. Trotzdem hat er zahlreiche „Anakoluthe" durch Änderung des überlieferten Wortlauts beseitigt. Mit anderen Worten: er hat die leichteren Schäden geheilt, während die schweren bestehen blieben; als ob es wahrscheinlicher sei, daß schwere Ver- letzungen der Satzfügung entstehen, als geringere Ungenauigkeiten.

In manchen Fällen hat der Redner vergessen, daß er ein Wort bereits ausgesprochen hat; er wiederholt es, oder setzt einen sinnverwandten Ausdruck. Kohl aber tilgt die Wiederholung. III,33: „wie es die junkerhafteste Phantasie eines anmaßenden Patriziers in keinem zivilisierten Lande jemals es sich hat träumen lassen." Kohl streicht das zweite es. — V, 21: „daß über denselben weder in diesem Hause noch im Schoße der verbündeten Regierungen eine wesentliche Meinungsverschiedenheit darüber stattfinden wird." Kohl hat das Wort darüber gestrichen. — VI, 79: „die Forderung so zu präliminieren, daß, falls sich auch ein vorteilhafter Ankauf zu einem höheren Preise machen ließe, indem man gleich eine höhere Summe forderte." Kohl streicht indem. — VI, 412: „warum die jetzigen Nutznießer das, was ihnen, wie ich glaube, in den meisten Fällen vertragsmäßig zusteht, aus den Eisenbahnrevenuen das weiter genießen sollte." Kohl tilgt das. — VII, 44: „daß wir der Ver- fassung, die ja unvollkommen ist und immer sein wird, ihr nicht

[1]) Ich beschränke mich in meinen Darlegungen auf die acht ersten Bände der Sammlung.

[2]) Ich muß selber auf einen Mangel meiner Untersuchung aufmerksam machen; ich verstehe mich nicht auf die Kurzschrift; für einen Kenner derselben würde vielleicht der eine oder andere Fall eine andere Auffassung zulassen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Zeit lassen.“ Kohl tilgt ihr. — VII, 424: „ich habe eine sehr wesentliche Abweichung von der Skizze, die ich mir zu geben erlaubte, eine so große Abweichung, daß ich heute schon erklären möchte, ich verzweifelte daran, die Kluft, die mich von ihr trennte, übersteigen zu können, habe ich nicht wahrgenommen.“ Kohl streicht das letzte habe ich.

Gelegentlich ist das Schicksal des Vergessens und Wiederholens einem ganzen Satze zuteil geworden: VIII, 60: „es ist die Wahrnehmung nicht bloß heute, sondern in allen statistischen Darlegungen kann man sie sehen, das ist ganz unzweifelhaft, daß wir die höchsten Getreidepreise im Westen des Deutschen Reiches haben.“ Kohl streicht das ist.

Oder ein angefangener Satz entbehrt gänzlich der Fortsetzung. VIII, 106 heißt es: „der Herr Vorredner hat gesagt, die russischen Waldbesitzer würden, wenn man diesen Zoll auferlegt —“; es folgt ein Schaltesatz von vier Druckzeilen, und das Ende des Satzes geht verloren; Kohl aber fügt hinzu: „ihr Holz nicht mehr nach Deutschland bringen.“ — VIII, 325 heißt es: „daß er sich nicht daran stoßen möge, daß die harte Arbeit, die —“ das Prädikat zu Arbeit fehlt; Kohl ändert das daß in an, wodurch noch nicht einmal ein glatter Satz erzielt wird.

Öfters ist das frühere nicht vollständig vergessen; aber die Erinnerung ist nicht genau. So kann es geschehen, daß der weitere Verlauf eines Satzes einen anderen als den wirklich vorliegenden Anfang voraussetzt: V, 102: „die Lokalbehörden sind die einzigen, die imstande sind, sich ein einigermaßen der Wahrheit nahekommendes Bild von den Billigkeitsansprüchen, die dem Mann zur Seite stehen, machen können.“ Kohl änderte die letzten Worte in zu machen. — VI, 19: „daß jemand anders die auswärtigen Geschäfte leitet, entweder weil sie ständiger gemacht werden, als sie bisher dem Reichskanzler gegenüber sind, oder ein anderer Reichskanzler vorhanden ist.“ Dem Redner schwebt vor, als habe er gesagt: weil entweder. Kohl schiebt nach oder ein weil ein. — VI, 147: „wenn ich auf alles das, was in Frankreich, in Italien, in Polen — und ich will das andere gar nicht nennen — gegen mich geschrieben wird, auch nur lesen wollte.“ Kohl tilgt auf. Die Fortsetzung sollte aber ursprünglich sein: achten wollte. — VII, 399:

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

„werde anordnen, daß die Rede Anlaß biete, sachkundige Vertreter der Landwirtschaft, namentlich aus solchen Bezirken, in welchen Seuchenfälle vorgekommen sind und die daher aus eigener Erfahrung beurteilen können, wo — — —, daß sie hinzugezogen werden." Kohl: daß sachkundige Vertreter. Offenbar hat aber der Redner ursprünglich im Sinne gehabt: „sachkundige Vertreter heranzuziehen."

Oder es wird eine begonnene Fügung durch eine andere ersetzt. VI, 30: „daß die bestehenden Landesgesetze, die der Herr Vorredner „Verordnungen" nennt, ein Gesetz, welches — — — erlassen worden ist, und welches . . . enthält, wenn dies als eine horrende Einrichtung dargestellt wird." Kohl ändert daß in wenn.

Oder endlich es steht die Form eines Satzes mit der eines früheren nicht im Einklang. III, 173: „daß von anderer Seite — — — (drei Zeilen!) der Satz aufgestellt wird, daß dasjenige, was hier vereinbart wird — — — (vier Zeilen!), da hat mich ein demütigendes Gefühl beschlichen." — VI, 126: „daß jemand, der weder Katholik noch Pole ist, daß der sich der Zentrumspartei anzuschließen vermag . . ., da besitzt er eine isolierte Säule." In beiden Stellen, die sich gegenseitig stützen — wenn es einer solchen Stütze bedürfte —, hat Kohl daß durch wenn ersetzt, obwohl dies nicht einmal recht paßt zu dem nachfolgenden da. — V, 85: „Ich glaube nicht — so viel Vertrauen habe ich zu dem Vertrauen der Herren, daß Sie nicht beabsichtigen." Kohl streicht das zweite nicht und setzt nach Herren einen —. — VIII, 60: „das ist ganz unzweifelhaft, daß wir den höchsten Getreidepreis im Westen des Deutschen Reiches haben und daß sie nach Osten gradatim abnehmen." Kohl die höchsten Getreidepreise. — VIII, 272: „dann wollte ich erwähnen, daß, wenn ich meinen legislativen Bestrebungen im Lande von der Spekulation auf Dankbarkeit, mit Ausnahme derjenigen meines allergnädigsten Herrn, geleitet würde, so hätte ich schon vor zwanzig Jahren auf Sand gebaut." Kohl: ich schon — gebaut hätte.

Diesen Fällen von Anakoluthie äußerlich nahe verwandt, aber in ihrer Entstehung von ihnen verschieden, sind Fälle von Konstruktionsmischung, die dadurch entstehen, daß beim Aussprechen eines Gedankens sich zwei Fügungen als gleichberechtigt aufdrängen und

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

nun von jeder ein Stück genommen wird. Ein bekanntes Beispiel der noch in gutem Zustand sich befindliche Tisch, aus sich befindend + befindlich. Und gerade dieses Beispiel findet sich auch bei Bismarck; VII, 136: „ein schriftliches, im Besitz der geschäftlichen Traditionen sich befindliches Bureau. Kohl: befindendes. Anderes: I, 168: „die Konzessionen und Geschenke sind eine Speise, die den Appetit reizen." Kohl: reizt. II, 132: „wir haben keine Stipulation mit Rußland weder abgeschlossen, noch besteht eine . . ." Kohl: eine Stipulation. — III, 34: „wird die roheste Beleidigung höchstens für ein unparlamentarischer Ausdruck erklärt." Kohl: einen unparlamentarischen. — III, 136: „halte ich nicht weise." Kohl: für weise. — IV, 248: „wenn ein Schaden sich so plötzlich deklariert als dieser." Kohl: wie dieser. — IV, 309: „den Beitritt Badens in den Norddeutschen Bund." Kohl: Eintritt. — V, 342: „den Gegenstand, von dem es sich hier handelt." Kohl: um den. — VI, 82: „eine Debatte, die eigentlich nur darum sich handelt." Kohl: bei der es sich eigentlich nur darum handelt. — VI, 265: „die Lehren, die dahin gipfeln." Kohl: darin. — VIII, 23: „in der allgemeinen Not und Ratlosigkeit, die über die Besitzer der östlichen Landesteile gerieten." Kohl: kamen. — VIII, 85: „bei den guten und kräftigen Essern, wie der pommersche Arbeiter." Kohl: wie die pommerschen Arbeiter sind. — VIII, 108: „wenn namentlich bei unseren Behörden häufig Wert darauf gelegt wird, amerikanisches Holz, pitsch pine wäre besser." Kohl: Holz zu verwenden und behauptet wird. — VIII, 110: „zum meisten Teil." Kohl: zum größten Teil. VIII, 355: „wenn er weiter nichts gegen das Gesetz auszusetzen hätte." Kohl: an dem. — Ich verweise noch auf ein Beispiel, das der Herausgeber merkwürdigerweise nicht beanstandet hat: VIII, 379: „da rufe ich jede Taxe heraus."

Mit der „Anakoluthie" berührt sich auch die freie Verwendung der Apposition, die wir an einigen Stellen antreffen: V, 304: „es hat seine übertriebene Wichtigkeit erst durch den uns ganz unerwarteten Widerstand der konservativen Partei evangelischer Konfession bekommen, ein Widerstand, in dessen Genesis ich nicht näher eingehen will." Kohl: einen Widerstand, VI, 232: „die Einflüsse, die den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, ein Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde." Kohl:

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

einen. Zu diesen beiden Stellen vgl. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden, S. 187. — VI, 396: „indem die Eisenbahnverwaltung selbständiger gestellt würde als bisher, ein vollständig unabhängiges eigenes Eisenbahnministerium [geschaffen] und dieses generell ermächtigt [würde]." Was in [ ] gesetzt ist, hat Kohl zugefügt. — VIII, 18: „die Kopfsteuer, die, wie mir vorschwebt, 112 oder 118 Millionen Rubel jährlich beträgt, also nächst der Branntweinsteuer der stärkste Posten des russischen Einnahmebudgets, eine Steuer, die —." Kohl: -budgets ist.

Mehrmals findet sich die Erscheinung, daß ein Fürwort nicht dasselbe Geschlecht und dieselbe Zahl aufweist, wie die Größe, die es vertritt; einerseits dann, wenn ein persönliches Wesen durch ein Hauptwort sächlichen Geschlechts bezeichnet wird: III, 119: „wenn ich ein Mitglied meiner Partei, dem ich vertraue, den ich für ehrlich und einsichtig halte, an der Spitze der Regierung sehe, so werde ich sagen: jener muß beurteilen können." Kohl setzt das statt den; aber jener bleibt ungeändert. — V, 376: „einer von den bisherigen Mitgliedern des Ministeriums." Kohl: eines. — VII, 177: „ist für jedes Mitglied der Regierung die Pflicht anerkannt: wenn der Premierminister den Wunsch ausdrückt, er möchte gehen, daß er geht." Kohl: es — es.

Anderseits dann, wenn eine Mehrheit von Personen durch einen Sammelbegriff in der Einzahl dargestellt wird: I, 338: „diesem Offizierkorps, welches sich nicht . . . hat irre machen lassen auf dem dornenvollen Pfade ihrer Pflicht." Kohl: seiner. — III, 345: „wenn Süddeutschland imstande wäre, einen eigenen Zollverein herzustellen, so würden wir sie dabei nicht hindern." Kohl: es. — V, 57: „so daß die Bevölkerung dieser Lande — eine Art von Aristokratie in Frankreich bildeten; sie waren . . ." Kohl: bildete.

Die mündliche Rede gestattet sich „zeugmatische" Fügungen, die der Schriftsprache heute fremd sind.

Dieselbe Form des Artikels wird für Hauptwörter verschiedenen Geschlechts gebraucht: I, 151: „die Schlachtfelder, auf denen für den preußischen Ruhm und Freiheit gestritten worden ist." Kohl: und die Freiheit. Das gibt einen falschen Sinn, denn Bismarck spricht nicht von der Freiheit überhaupt, sondern von der preußischen Freiheit im besondern; unmittelbar nachher wird geredet von der „Wurzel

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

preußischer Freiheit". — VII, 229: „bei größerer Anstrengung und Forschertrieb." Kohl: und größerem F.

Dieselbe Zahl des Zeitworts wird für Subjekte von verschiedener Zahl gebraucht: III, 336: „daß die Frage zwischen den Organen der königlich preußischen Regierung seit längerer Zeit verhandelt und alle diese Organe von der Überzeugung durchdrungen sind." Kohl: verhandelt wird. — VII, 159: „Jeder, der diese Revisionsverhandlungen nachlesen will, wird finden, daß diese Amendements ausdrücklich abgelehnt wurden und dadurch ausgesprochen, daß —." Kohl: und dadurch wurde ausgesprochen.

Dieselbe Bestimmung durch Vorwort bei Zeitwörtern, die verschiedene Vorwörter zu ihrer Ergänzung verlangen: VIII, 67: „es (das Getreide) läßt sich vom Wachsen weder abhalten noch befördern." Kohl: noch im Wachsen.

Dasselbe Zeitwort zu ganz verschiedenartigen Objekten: VII, 61: „unsere Hauptschwierigkeit ist gewesen, sachkundige Leute bereit zu finden, dann zunächst auch nur einmal feststehende Methoden für diese Untersuchung, dann Lokalitäten und die ziemlich großen Apparate, die hierzu erforderlich sind." Kohl ergänzt: (Apparate) zu beschaffen. Dann fehlt aber noch immer das richtige Zeitwort, von dem „Methoden" abhängig wäre; denn diese kann man weder bereit finden noch beschaffen. Warum soll dann nicht Lokalitäten und Apparate in der gleichen losen Weise angereiht sein?

Eher als die Schriftsprache kommt die mündliche Rede dazu, ein Fürwort auf das erste Glied einer Zusammensetzung zu beziehen (vgl.: es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher ist als sonst): I, 332: „daß eine direkte Klassensteuer die unterste Zahlerstufe doch noch viel direkter trifft, als sie die Salzsteuer treffen kann, und daß diese gar nicht in der Lage sind." Kohl: diese Leute: Dazu vergl. VI, 140, das ungeändert bleibt: „in einem Kampfe mit einem so waffenmächtigen Reiche wie Österreich — die unserigen waren damals noch nicht erprobt."

Was in der Schriftsprache gelegentlich mit Bewußtsein angestrebt wird, der Wechsel zwischen gleichberechtigten Fügungen, das kommt in der mündlichen Rede unbewußt zustande: I, 174: „bemerke ich, daß ich von Haus gesagt habe, es wäre möglich, daß ich mich irrte und ich erwarte daher die Berichtigung." Kohl: erwartete. —

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

V, 37: „daß jeder sich einem großen Staatswesen leichter assimiliert, als in einer zerrissenen, wenn auch stammverwandten Nation.“ Kohl streicht in. — VII, 235: „es haben lange Verhandlungen stattgefunden, und ich hatte mit militärischer Reichshilfe drohen müssen.“ Kohl: habe. — VIII, 23: „in der allgemeinen Not, als ihnen die vorhandenen Arbeitskräfte entzogen wurden, sie neue nicht bekamen, und hatten kein Kapital!“ Kohl: und kein Kapital hatten. — VIII, 106: „es haben Holzhändler, die ich nach dem Preise der Schwelle fragte, mir gesagt: Das können wir im einzelnen nicht berechnen, das erfahren wir, wenn wir die Rechnung aufmachen, aber im Augenblick kann ich keine Auskunft darüber geben.“ Kohl: können wir. Es besteht auch noch ein sachlicher Unterschied zwischen dem im Plural und dem im Singular gehaltenen Satze: die beiden ersten Sitze gelten für den ganzen Stand; gefragt ist aber nur der eine, der auch nur für sich die Antwort ablehnen kann. — VIII, 427: „als ob das schrecklich wäre, aus dem Tabak mehr Geld nehmen zu wollen, und wenn er auf einem Wort ertappt wird, was so ausgelegt werden möchte, er sich schüchtern zurückziehen müsse.“ Kohl: müßte. Bei als ob ist aber sowohl der Konjunktiv der Gegenwart als der der Vergangenheit möglich, siehe Behaghel, Gebrauch der Zeitformen, S. 92. — VIII, 268: „in den Städten, wo der Arme von der 100000 Kopf großen Bevölkerung niemand kennt, von denen er nur die kalten Mauern und das Steinpflaster kennt.“ Kohl: wo er.

Diesen Beispielen aus dem Gebiete der Satzfügung sei noch ein Beleg aus dem Gebiete der Wortbiegung angereiht: „zwölf Millionen Franken“, sagt der Redner VI, 258 nach volkstümlicher Weise, während Kohl dafür das vornehmere Francs einsetzt, und so wird Bismark wohl auch von so und so viel Millionen Hektaren gesprochen haben, das VIII, 86—88 nicht weniger als 6 mal überliefert und ebenso oft vom Herausgeber in Hektar geändert wird.

Endlich eine Anzahl Belege, in denen nicht sowohl wirkliche oder scheinbare Verstöße gegen die Regeln der Grammatik, sondern gegen die Gesetze des Denkens vorzuliegen scheinen: es handelt sich um einige Fälle von anscheinend unlogischer Zeitbestimmung: I, 162: „die in den jüngsten Versammlungen ihren Märtyrer Robert Blum auf gleiche Linie mit dem Heilande der Welt stellen.“ Kohl: stellten. —

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

VI, 53: wenn bisher etwas passiert, was mit den Verfassungsbestimmungen im Widerspruch steht, so hatte die Reichsbehörde keine andere Möglichkeit." Kohl: hat. — VII, 416: „die Geschäfte haben mitunter eine Wendung genommen, die ich nicht ändern konnte, obschon ich sie nicht billige." Kohl: billigte. Dazu vgl. man eine Stelle, wo Kohl den gleichen „Fehler" hat stehen lassen: VII, 237: „die acht Millionen Ausfall, die wir im vorigen Jahr in unseren Forsterträgen haben."

Sollte Kohl noch niemand begegnet sein, der so ungebildet war, mit Bismarck II, 207 tartarisch statt tatarisch zu sagen?

Aber allerdings, auch solche Erscheinungen, die nicht gerade Eigenheiten des gesprochenen Wortes sind, hat Kohl mit unbarmherziger Hand beseitigt, weil sie mit seiner grammatischen Schulweisheit nicht in Einklang standen; zum Teil Erscheinungen, die sonst ganz allgemein bekannt und unanstößig sind; zum Teil freilich solche, die als unrichtig von den Sprachlehrern bekämpft werden. Aber gerade dadurch wird ja ihr Dasein, ihre Möglichkeit am besten bewiesen.

Dem Gebiete der Wortbildung gehört es an, wenn Bismarck sächlich im Sinne von unserm sachlich verwendet, älterem Brauche entsprechend: II, 138: „eine Kritik, die ich eine ausschließlich sächliche nicht nennen kann." Kohl: sachliche.

Der Breisgau verlangt Kohl VIII, 60 gegenüber dem überlieferten das Breisgau, ganz ohne Grund, denn das alte sächliche Geschlecht ist noch heute in Süddeutschland vollständig lebendig. Auch das wechselnde Verdienst (im Sinne von Lohnerwerb) kann Bismarck VIII, 234 gesagt haben (Kohl: der w. V.); vgl. Heyne, Deutsches Wörterbuch III, 1184; sogar der Pathos VII, 199 (Kohl: das P.), das ich nicht selten gehört habe; offenbar schwebt dabei das Geschlecht von Schwung oder Schwulst als Vorbild vor.

Eine heutzutage um sich greifende Art der Steigerung zeigt VIII, 60: „die glücklichsten, wohlhabendsten, kräftig entwickeltsten Länder." Kohl: kräftigst entwickelten; vgl. aber Matthias, S. 61.

Von Erscheinungen der Wortbeugung erwähne ich „seine Muskel" VIII, 31, das grundlos in Muskeln geändert wird. Ganz unbegreiflich ist es, daß der Dativ jemanden, niemanden I, 209, I, 270, I, 275 der Form jemandem, niemandem weichen muß.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Auch alle treue Anhänger V, 403 mußte ſtehen bleiben (vgl. „alle gute Geiſter loben den Herrn!“).

Einige Änderungen führen in das Gebiet der Kaſuslehre: I, 110: „die andern Staaten noch mehr wünſchen laſſen könnte, dieſem Bündniſſe fernzubleiben.“ Kohl: andere; vgl. aber das Deutſche Wörterbuch VI, 237 und Matthias, S. 220. — VI, 297: „ich kam über meine Gemütsbewegung gegen partikulariſtiſche Beſtrebungen von der Frage der Reform ab.“ Kohl: meiner; vgl. aber Matthias, S. 139.— VIII, 154: „das Reich wird eine ſtändige Ausgabe in ſeinem Budget aufzunehmen haben.“ Kohl: in ſein Budget (vgl. meine deutſche Syntax II, 187.

Eine ſonderbare, bisweilen ſogar vom Standpunkt des guten Sprachgebrauchs nicht berechtigte Abneigung hat Kohl gegen Erſparungen. Insbeſondere gegen die Weglaſſung des Hilfszeitworts am Ende des Nebenſatzes: I, 173: „nachdem in dem Kommiſſionsgutachten angeführt.“ Kohl: angeführt iſt. — III, 206: „die aus dem Adel und den Beamten, welche dorthin geſchickt, beſtanden.“ Kohl: geſchickt wurden. — III, 425: „daß es deshalb doch wohl eine Übertreibung, ad usum der unverſtändigen Hörer außerhalb berechnet, wenn geſagt wird.“ Kohl: berechnet iſt, wenn. — IV, 339: „daß mir dieſes Mittel vor einigen Monaten vertraulich mitgeteilt iſt.“ Kohl: worden iſt. — V, 374: „daß Beſchlüſſe, die mir zuwider gefaßt worden wären.“ Kohl ſtreicht die, während ganz einfach nach zuwider ein Beiſtrich zu ſetzen iſt. — VII, 419: „eine Behörde, die unter Umſtänden mehr zu geben und zu nehmen imſtande.“ Kohl: imſtande iſt. — VIII: 231: „ich weiß, was ich an Grundſteuer zahle, und welches das Verhältnis zur reinen Einkommenſteuer.“ Kohl: Eink. — iſt. — VIII, 336: „wie mir berichtet.“ Kohl: berichtet worden iſt. Man vergleiche die ungeänderte Stelle V, 55: „Metz iſt ein Ort, deſſen topographiſche Konfiguration von der Art.“

Aber auch dagegen ſträubt ſich der Herausgeber, daß ein Glied, das zwei durch ein Fügewort verbundenen Ausdrücken oder Sätzen gemeinſam iſt, ausgelaſſen wird: III, 391: „der Unterſchied zwiſchen einer abſoluten und konſtitutionellen Verfaſſung.“ Kohl: und einer.— III, 236: „daß wir nicht in der Lage oder nicht fähig geweſen ſind.“ Kohl: oder daß wir nicht. — V, 251: „weil ich bei dieſem Herrn eine zu ausgebildete Geſchicklichkeit finde, die Worte, die ich und

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

andere gesprochen haben, sich so zurechtzulegen, wie es . . . paßt, und diese Beispiele so häufig sind." Kohl: und weil diese. — VI, 45: „dann glaube ich, müßte ich eine ganze Viertelstunde bei Irland verweilen, und fürchte, der Zusammenhang würde sich . . . äußern." Kohl: fürchten. — VII, 185: „ich war nach meiner Stellung wohl berechtigt zu reden, wenn ich gefragt wurde, aber nicht, zu reden, wenn ich nicht gefragt wurde." Kohl: aber nicht berechtigt. — VIII, 412: „daß das Einkommen aus Coupons höher besteuert wird als bisher und dadurch der arme Mann erleichtert." Kohl: erleichtert wird.

Umgekehrt streicht Kohl einmal das wiederholte Glied, wo es allerdings unrichtig gesetzt ist, aber doch der Redner mit seiner Ausdrucksweise keineswegs allein steht: VIII, 79: wir liegen inmitten zwischen dem Korn und Holz produzierenden Osten Europas und zwischen dem Korn und Holz kaufenden Westen Europas." Kohl tilgt zwischen. Vgl. aber Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit[5], S. 271 und Matthias S. 139.

Seltenere Gebrauchsweisen der bezüglichen Fürwörter werden beseitigt: VII, 174: „für dasjenige, das er kontrasigniert." Kohl: was. — I, 284: „es heißt dies bei den Wahlmännern von Glatz eine Gewissenlosigkeit bei der Wahl der Abgeordneten voraussetzen, welches ich ohne genaue Prüfung bei den Wahlmännern irgend eines Wahlbezirks nicht statthaft finde." Kohl: welche. Das ist zudem sinnlos, denn nicht die Gewissenlosigkeit tadelt der Redner, sondern die Annahme einer solchen ohne genaue Prüfung.

Endlich scheinen dem Herausgeber gewisse Freiheiten der deutschen Zeitfolge unbekannt zu sein: III, 244: „daß er sagte, sie ändern die ganze Auffassung." Kohl: änderten. — VI, 456: „dem Publikum den Verdacht unterschieben, als handle es sich für Rußland um Eroberung neuer Provinzen, bei der wir eine gewisse Connivenz leisten." Kohl: leisteten. — VII, 55: „ich hätte geklagt, mir fehlen die Menschen zu den Arbeiten." Kohl: fehlten. — VII, 365: „weil Österreich von uns erwartete, wir werden so gedrängt durch das Bedürfnis des Vertrages." Kohl: würden.

In einzelnen Fällen ist der Herausgeber dadurch zu einer unberechtigten Änderung verleitet worden, daß er die Meinung des Redners nicht richtig erfaßt hat: II, 85: „keiner der Beamten hat

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der Regierung seine Mitwirkung verweigert, keiner hat erklärt, sein Gehalt vom ersten Januar nicht empfangen zu wollen.“ Kohl: Januar an. Ganz unnötig; die Rede ist am 27. Januar gehalten; es war also bisher nur das Gehalt vom ersten Januar fällig, und darauf bezieht sich Bismarcks Äußerung. — VII, 46: „daß der Reichskanzler nicht zugleich die preußische Stimme führe.“ Kohl: die preußischen Stimmen, obwohl es S. 57 heißt: „daß die preußische Stimme auch für mich sein wird“, und S. 58: „die preußische Stimme wird nie gegen den Finanzminister abgegeben werden.“ Die Einzahl ist ganz in der Ordnung, denn die preußischen Stimmen bilden eine Einheit, ein Ganzes; sie können nicht geteilt abgegeben werden. — VIII, 17: „diese Art direkter Steuer, die nach mehr oder weniger Willkür des Veranlagenden von jemand erhoben wird.“ Kohl: von ihm erhoben.“ Kohl erwartet offenbar, daß durch von das Subjekt der Handlung bezeichnet werde, während der Redner von demjenigen spricht, dem die Steuer abverlangt wird.

Schließlich eine Anzahl von Stellen, in denen ich nicht recht zu erkennen vermag, was eigentlich den Herausgeber zu seiner Änderung veranlaßt hat. III, 245: „was der Herr Vorredner verlangte, ist nicht eine Ausbildung dieser Vorlage.“ Kohl: verlangt. — V, 238: „das Blatt „Germania“ hat wiederholt seine Solidarität mit der bayerischen Presse, ich weiß nicht, „Volksbote“, „Vaterland“ — mit diesen steht das hiesige Blatt doch nicht bloß im kollegialischen Verhältnis.“ Kohl: dieser. Was ist gegen die Beziehung von diesen auf Volksbote, Vaterland einzuwenden? — VI, 295: „die wir in Bezug deutscher Reformen erlebt haben.“ Kohl: in Beziehung auf deutsche Reformen. Warum soll Bezug durch Beziehung ersetzt werden? — VII, 147: ich bin erst dadurch dahinter gekommen, daß es ein Abgeordneter dieses Namens war, der mich in einer Weise injuriiert hatte.“ Kohl: daß es einen Abgeordneten dieses Namens gab. — VII, 216: „wenn ich fühle, daß meine Kräfte abnehmen, können Sie mir nicht verdenken.“ Kohl: so können Sie.

Das sind im ganzen 112 Fälle, wo der Herausgeber ohne Berechtigung den überlieferten Wortlaut abgeändert hat, eine ziemlich große Zahl im Verhältnis zu der Anzahl der überhaupt vorgenommenen Veränderungen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Ihnen reihe ich zum Schluß noch eine kleine Anzahl von Stellen an, wo der Herausgeber zwar mit Recht an der Überlieferung Anstoß genommen hat, aber sich bei seinen Änderungen von dem Wortlaut, wie er vorlag, weiter entfernt hat, als nötig war. III, 315: „weil eher." Kohl: viel eher. Lies: weit eher. — III, 202: „habe ihnen gesagt, daß sie, wenn sie diesmal nicht ihm Folge leisten und nicht seine Zettel abgeben, nicht auf Absolution rechnen könnten." Kohl: abgeben würden." Lies: abgäben, was eigentlich gar keine Änderung ist. — V, 109: „wobei ich erwähnen". Kohl: erwähnen will. Einfacher: erwähne. — VII, 101: „der Herr Vorredner klagt, daß ich mich berufen haben. Kohl: hätte. Lies: habe. — VIII, 233: „des Musketen tragenden Soldaten." Kohl: Muskete. Lies aber: musketentragenden.

*

B. Schrift, Laute und Formen.

11. Eckenschrift und Deutschtum.

Westermanns Monatshefte, Bd. 58 (Sept. 1913—14,) 651.

Vor einiger Zeit schien es so, als ob der Reichstag nahe daran sei, einen Beschluß zu fassen zugunsten der Rundschrift, der sogenannten Lateinschrift oder Antiqua. Es ist anders gekommen. Im letzten Augenblick erhob sich eine starke Gegenbewegung, bei der zu einem Teil das berechtigte Empfinden mitwirkte, daß bei derartigen Dingen man nicht mit gesetzgeberischen Maßnahmen eingreifen dürfe, sondern die Entscheidung dem freien Spiel der Kräfte überlassen müsse. Zum Teil aber hat unleugbar in der letzten Zeit die Begeisterung für die „nationale" Schrift neue Nahrung gefunden. Insbesondere sucht sich neuerdings die Behauptung geltend zu machen, daß sich die Eckenschrift in hervorragendem Maße den Besonderheiten unsrer Sprache angepaßt habe. Einen starken Anteil an dem Zustandekommen dieser Meinung scheint eine Schrift von Gustav Rupprecht zu haben über „Das Kleid der deutschen Sprache", die bereits in fünfter Auflage erschienen ist.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Ich habe nun keineswegs die Absicht, die ganze Frage mit jedem Für und Wider hier zu erörtern. Ich möchte nur an einem Beispiel zeigen, daß man auf seiner Hut sein muß gegenüber Gründen, wie sie hier vorgebracht werden. Rupprecht stellt u. a. Beispiele zusammen, in denen die Antiqua das Verständnis erschweren soll, in denen es bei dieser Art des Schreibens zweifelhaft sein soll, ob das eine Wort oder das andre vorliege. Hier begeht Rupprecht zunächst einen Fehler, wie ihn die alten Grammatiker begingen, wenn sie es etwa für nötig hielten, die Lerche, den Vogel, und die Lärche, den Baum, in der Schreibung voneinander zu scheiden als ob jemand auf den Gedanken kommen könnte, daß die Lärche fliegt und die Lerche frisches Grün bekommt. Die Wörter stehen nur in der Grammatik und im Wörterbuch oder bei Rupprecht für sich allein; sonst erscheinen sie im Zusammenhang der Rede. Und ich möchte den Satz sehen, in dem es, wie Rupprecht will, zweifelhaft sein kann, ob Vereinsamt „Vereins-Amt“ oder „vereinsamt“ bedeutet, ob Windeseile „Winde-Seile“, d. h. Seile einer Winde, oder „Windes-Eile“ sein soll. Gelegentlich allerdings zeigt uns Rupprecht einen ganzen Satz vor: Verspare dir die Versendung auf später, und hält es für denkbar, daß es harmlose Leser gibt, die fragen, ob das erste Wort nicht „Verspaare“ heißen soll, ob Versendung nicht als „Vers-Endung“ zu fassen sei! Übrigens möchte ich feststellen, daß „Vers-Endung“ überhaupt kein deutsches Wort ist. Es steht nicht im Grimmschen Wörterbuch; ich glaube sicher zu sein, daß ich es noch nie gelesen habe, und ich weiß genau, daß ich es niemals gebrauche: man redet von „Versende“ oder von „Versausgang“. Das gleiche Bedenken gilt auch gegenüber andern von Rupprechts Beispielen.

Einer Zeitschrift entnimmt er den Satz: In Massen genossen ist der Branntwein nicht nur nicht schädlich, sondern . . . Hier soll es zweifelhaft sein können, ob „in Maßen oder „in Massen“ gemeint sei. Aber der den Satz schrieb, war jedenfalls ein schwacher Stilist. Wir andern würden schreiben: „mit Maßen“ oder „mit Maß“ und so jeden Anlaß zur Zweideutigkeit vermeiden. In einem Fall ist für Rupprecht die lateinische Schrift sogar vierdeutig: die Masse des Kreischens, ist das „die Masse des Kreischens“, „die Masse des Kreischens“, „die Maße des Kreischens“ oder „die Maße

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

des Kreischens“? Ich würde sagen: Keins von den vieren. Denn ich glaube nicht, daß ich so etwas irgendwo zu lesen bekäme. Das Kreischen hat weder eine Masse noch Maße. Von Kreis kann man zwar theoretisch die Verkleinerung „Kreischen“ bilden, aber man tut es nicht, und jedenfalls hat auch der Kreis keine Masse, und ebensowenig hat er Maße, denn sein einziges Maß ist die Größe des Radius. Ganz bedenklich wird es, wenn sich R. auf das Glatteis der Sprachdeutung begibt. Läuschen un Rimels, enthält das „Läuschen“ oder „Läuschen“, d. h. „Erlauschtes“?

Ich habe schon einmal hier (April 1913) gepredigt: Schuster, bleib bei deinem Leisten!, und ich habe die Freude gehabt, daß mir ein alter Afrikaner geschrieben hat, er wolle von nun an das Namendeuten verschwören. Aber ich muß doch immer weiterpredigen: wer nichts von Sprachwissenschaft versteht, der soll die Finger davonlassen. Läuschen hat mit lauschen schlechterdings nichts zu tun, hat vielmehr einen ganz andern, höchst merkwürdigen Ursprung. Im Mittelniederdeutschen gibt es ein Wort leise, loise, das zunächst einen geistlichen Gesang bedeutete und aus dem griechischen Ausdruck Kyrie, eleison (Herr, erbarme dich) stammt, dem vielfach auftretenden Kehrreim alter geistlicher Lieder. Von diesem loise ist Läuschen die Verkleinerung; wollte man, wie es Rupprecht zu wünschen scheint, den Ursprung des Wortes zur Anschauung bringen, so müßte man gerade das Schluß-s, nicht das innere ſ setzen.

Sehen wir aber ab von allen schlechten Beispielen für die Möglichkeit der Verwechslung, so möchte man doch fragen: Wer hindert uns denn, auch in der lateinischen Schrift den Unterschied von Schluß-s und innerem ſ, von s und ſ durchzuführen? Wir kommen damit zu einem Gedanken, der über den Streit der beiden Schriftarten hinausführt. Unsre Künstler, unser Kunstgewerbe haben das möglichste getan, um schöne neue Schriften zu schaffen. Aber von einer eigentlichen Weiterbildung unsrer Schrift, insbesondere unsrer Schreibschrift, ist kaum die Rede. Die Ursache dafür liegt wohl hauptsächlich in der gleichmachenden Herrschaft der Schule. Anders war es zu der Zeit, als die alten Schreibmeister noch ein Wörtchen mitzusprechen hatten. Beide Schriften, Antiqua und Fraktur, haben ihre Vorzüge, haben Buchstaben, die gegenüber den Wettbewerbern den Vorzug der Deutlichkeit besitzen oder bequemer und flüchtiger

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

zu schreiben sind. So könnten sie beide voneinander lernen, und es könnte ein Ausgleich herbeigeführt werden.

Wer immer noch glauben sollte, daß unsre „deutsche“ Schrift ihrer Entstehung nach etwas Deutsches sei, dem empfehle ich die ausgezeichneten Darlegungen von Kurt Brandi in seinem kleinen Buch „Unsre Schrift“ (Göttingen 1911). Ihm entnehme ich auch einen schlagenden Vergleich: die „deutsche“ Schrift ist in derselben Weise deutsch wie die russische Zeitrechnung russisch ist. Das Festhalten am julianischen Kalender ist ein Zurückbleiben in der Entwicklung wie das Festhalten an der Eckenschrift gegenüber den Umbildungen durch die Renaissance, und es sind lediglich geschichtliche Zufälligkeiten, die dabei in Deutschland eine Rolle gespielt haben, zumal der Umstand, daß die Ausbildung des deutschen Buchdrucks bereits erfolgt war, als die Erneuerung des klassischen Altertums in Deutschland mächtig wurde.[1])

*

12. Deutsche Bühnensprache.

Bericht, erstattet in der Sitzung des Gesamtvorstands des Deutschen Sprachvereins am 2. Oktober 1898.

Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 3. Reihe, S. 196.

Die Gutachten betr. die von Th. Siebs herausgegebene Schrift „Deutsche Bühnensprache“ (1896), über die ich berichten soll, sind nicht sehr zahlreich. Es liegen Äußerungen vor von den Herren Brenner, Erbe, Kluge, Paul und Seemüller. Herr Erbe war durch amtliche Verpflichtungen an einer ausführlichen Darlegung verhindert; sein Schreiben umfaßt nur wenige Zeilen.

Von den eingelaufenen Gutachten steht nur eines, das von Seemüller, ziemlich rückhaltlos auf dem Standpunkt, daß der Verein sich die Ergebnisse der in Berlin gepflogenen Beratungen zu eigen machen solle; dazu ist zu bemerken, daß Seemüller sich schon an den Berliner Beratungen wenigstens schriftlich beteiligt hat. Die übrigen Herren äußern erhebliche Bedenken und kommen teilweise zu völliger Ablehnung.

[1]) Ich bemerke ausdrücklich, daß meine Ausführungen keine Stellungnahme zu Gunsten der Antiqua bedeuten sollen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

In einer Hauptfrage allerdings, ob eine Einheit der deutschen Aussprache überhaupt wünschenswert sei, gehen die Beurteiler im ganzen zusammen. Auf eine Begründung hat sich nur Seemüller eingelassen. Er verweist namentlich auf die Tatsache, daß es im Wesen jeder Schriftsprache liege, nach Einheitlichkeit zu streben; daß die geschichtliche Entwickelung der Sprachen von reicheren Formen zu einfacheren gehe; daß eine Sprache, die das Bild unsicheren Schwankens biete, im Wettbewerb mit anderen, in festerer Aussprache überlieferten, im Nachteil sei. Diese Gründe kann ich mir nur zum Teil zu eigen machen. Wenn gesagt wird, daß die sprachliche Entwickelung von reicheren Formen zu einfacheren fortschreite, so scheint mir hier eine gewisse Unklarheit vorzuliegen. Es ist allerdings richtig, daß die einzelne in sich gleichförmige Spracheinheit ihre Bildungen stets einfacher, ja einförmiger zu gestalten strebt; wo demselben Zweck verschiedenartige Formen dienen, trägt schließlich eine einzige den Sieg davon (z. B. die „unregelmäßigen" Zeitwörter sterben aus; an die Stelle von ich bin — wir sein tritt in manchen Mundarten ich sein — wir sein). Diese Erscheinung hat mit der Frage, die uns hier beschäftigt, gar nichts zu tun. Denn für uns handelt es sich um die Ausgleichung zwischen mehreren verschieden gestalteten Spracheinheiten. Daß aber verschiedene Unterabteilungen, verschiedene Mundarten einer Sprache im Laufe der Geschichte das Bestreben zeigten, ihre Besonderheiten einer anderen Spracheinheit zuliebe abzustreifen, das ist im allgemeinen nicht nachzuweisen; viel eher könnte man das Gegenteil, ein immer weiteres Auseinandergehen, behaupten.

Daß das Deutsche gegenüber manchen andern Sprachen im Nachteil sei, läßt sich nicht bestreiten. Aber das liegt nicht an der Unsicherheit der Aussprache. Es ist überhaupt ein Aberglaube, wenn man meint, daß in andern Sprachen die Regelung der Aussprache eine so viel festere sei als im Deutschen. Für das Französische verweise ich auf das lehrreiche Buch von E. Koschwitz: Les parlers parisiens, Paris 1893; in der Einleitung erzählt der Verfasser in ergötzlicher Weise von den Irrfahrten, die er unternommen hat, um zu erkunden, wo nun eigentlich das richtige Französisch gesprochen werde. Es ist auch nicht, wie Schröer jüngst behauptet hat, der starke Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Rede,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

was uns Deutschen zum Nachteil gereicht, sondern die große Schwierigkeit unserer Sprache.

Anderseits hat Seemüller mit vollem Recht die Befürchtung zurückgewiesen, daß durch die Durchführung einheitlicher Aussprache auch die wertvolle Eigenart zerstört, die Mannigfaltigkeit der Bildung gehemmt, die Mundart in besonders hohem Maße gefährdet werde.

Es bleibt als einziger Maßstab die Frage: ist die Einheit der Aussprache den Zwecken und Aufgaben der Sprache förderlich, für sie nötig oder nicht? Die Aufgabe der Sprache ist vor allem die Verständigung; alles aber, was die Verständlichkeit der Rede erleichtert, ist für die Sprache ein Gewinn. Sowie nun der sprachliche Verkehr über den Kreis der nächsten Volksgenossen hinausgeht, treten beim heutigen Zustand der Dinge Abweichungen der Aussprache ein; es kann also die Verständlichkeit gefährdet werden. Es ist dabei zu bedenken, daß bei der Aufnahme fremder Rede durch das Gehör uns ja nicht jedes einzelne Glied derselben wirklich zum Bewußtsein kommt, sondern daß wir einzelne wahrgenommene Bruchstücke zu den vollen Sätzen ergänzen. Also eine gewisse Einheit der Aussprache ist zweifellos den Zwecken der Sprache förderlich.

Eine völlige unbedingte Übereinstimmung ist überhaupt niemals denkbar; ich erinnere bloß an die zum großen Teil in den Kreis des Unbewußten fallenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprechgeschwindigkeit, der Silbenbetonung, der Satzmelodie. Wir stehen also, da die Herbeiführung einer völligen Einheit nicht möglich ist, vor der Aufgabe, wie es Paul ausdrückt, „die Besonderheiten auf ein solches Maß einzuschränken, daß das gegenseitige Verständnis nicht mehr behindert ist.“ Mit Bezug darauf ist nun zu erwägen, daß dieses Maß nach verschiedenen äußeren Bedingungen sich verschieden gestalten kann. Beim Vorgang des Hörens ist die Zahl der wirklich ins Bewußtsein eindringenden Bestandteile geringer bei der raschen undeutlicheren Aussprache des vertraulichen Gesprächs; hier wird jedoch die Tätigkeit der Ergänzung erleichtert durch die größere Zahl der dem Redenden und dem Hörenden gemeinsamen Voraussetzungen. Bei der öffentlichen Rede, der Predigt, dem Vortrag fällt dieser günstige Umstand hinweg; dafür ist hier das Zeitmaß der Rede langsamer, die Lautbildung

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sorgfältiger, also das Maß der Bestandteile größer, die von dem Hörenden wirklich wahrgenommen werden. Beobachtungen über den Umfang der Aussprachenunterschiede, die ertragen werden können, ohne unter bestimmten äußeren Voraussetzungen die Verständlichkeit zu gefährden, besitzen wir jedoch bis jetzt noch nicht. Damit fehlt eine der Grundlagen für die beabsichtigte Ausgleichung der Aussprache.

Daß eine Einigung der Aussprache, wenn und insoweit sie erfolgen soll, im Anschluß an die Bühnensprache sich vollziehen müsse, darüber sind die Gutachten ziemlich einig. Paul bemerkt: „Indessen muß man dabei von der Nachahmung solcher Eigenheiten absehen, die nur durch das besondere Bedürfnis der Bühne bedingt sind.“ Es ist zu verwundern, daß dieser bedeutsame Gesichtspunkt in den zahlreichen Erörterungen über die Frage der Aussprache bis jetzt nicht die Rolle gespielt hat, die ihm zukommt. In der Tat ist in einer Reihe von wichtigen Punkten die von der Bühne unter den verschiedenen Möglichkeiten getroffene Auswahl bewußt oder unbewußt durch die besonderen Zwecke der Bühne bedingt. Hierher gehört vor allen Dingen das Zungen-r: es trägt viel weiter als alle anderen Aussprachen des r, und beim Singen bietet es in gewissen Tonlagen, nach gewissen Vokalen überhaupt die einzige Möglichkeit für Erzeugung eines r. Die Bühne spricht die Laute b, g, d nach norddeutscher Weise mit Stimmton, und es ist nicht zu leugnen, daß die klingenden Laute weiter vernehmlich sind als die tonlosen, und daß zugleich diese beiden Klassen von Lauten leichter zu unterscheiden sind, als wenn auf der einen Seite der Stimmton weggefallen ist. Ich kann allerdings dieser letzteren Erwägung keine große Beweiskraft zuerkennen. Wenn man sich bemüht, Wörter, die sich lautlich nahe stehen, in der Aussprache, in der Schreibung auseinanderzuhalten, so gehen diese Bestrebungen weit mehr aus dem Bedürfnis des Sprachlehrers, als aus dem der lebendigen Sprache hervor: der Grammatiker betrachtet das Wort einzeln für sich, losgerissen aus jedem Zusammenhang; im Verband der Rede ist für das einzelne Wort die Gefahr der Mißdeutung nicht sehr erheblich. In unserm besonderen Fall beweist die Geschichte unserer Sprache selbst, daß der Unterschied zwischen tönenden und tonlosen Lauten für die Zwecke der Sprache nicht von großer Bedeutung sein kann. Denn die mitteldeutschen und oberdeutschen Mundarten haben diesen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Unterschied seit ungefähr einem Jahrtausend nicht mehr besessen und sich dabei wohl befunden.

Wir kommen zu der Hauptfrage, ob das, was uns als deutsche Bühnensprache der Zukunft jetzt vorgelegt wird, geeignet sei, für die einheitliche Aussprache der gebildeten deutschen Rede als Grundlage zu dienen. Dabei bleibt die Erwägung ganz außer Betracht, ob für die Bühne selbst etwas Brauchbares geschaffen worden ist; wir können jedoch uns nicht versagen, unserem Befremden darüber Ausdruck zu geben, daß diejenigen gar nicht gefragt worden sind, die die Sache am allernächsten angeht, nämlich die deutschen Schauspieler.

Für uns ergibt sich aus den Bemerkungen von Brenner und Paul, aus meinen eigenen Wahrnehmungen, aus den Äußerungen anderer (wie Gartner, Zt. f. d. deutschen Unterricht XI, 274) eine sehr lehrreiche Tatsache: Von dem einen Gewährsmann wird eine Aussprache als die allgemeine behauptet, die einem andern überhaupt nicht bekannt ist; umgekehrt wird etwas geleugnet, was andern ganz geläufig erscheint. Es zeigt sich, wie gering noch unsere Kenntnisse von den tatsächlich vorhandenen Aussprachersscheinungen sind; namentlich sind die süddeutschen Sprachen bis jetzt bei der Beobachtung sehr zu kurz gekommen. Ganz besonders gilt dies von den Quantitäten der Silben; als ergötzlich sei hervorgehoben, daß die Berliner Beratung die Aussprache Māgdeburg verlangt, die, wie Paul bemerkt, an Ort und Stelle völlig unbekannt ist.

Es zeigt sich ferner, daß die Verschiedenheiten in der Aussprache des Schriftdeutschen noch viel größer sind, als viele Leute glauben; noch zu groß, um schon jetzt eine allgemeine Ausgleichung zuzulassen. Mit Recht bemerkt Kluge: „Trifft der Verein eine Entscheidung zu Gunsten der neuen Vorschläge, so werden sich die Landschaften dagegen erheben.“

Immerhin sind dies Hindernisse für die Ausgleichung, von denen angenommen werden darf, daß sie sich mit der Zeit überwinden lassen. In anderen Fällen stellen sich aber noch viel erheblichere Bedenken entgegen: es würde sich durch den Anschluß an die vorgeschlagene Bühnensprache mehrfach die Notwendigkeit ergeben, angestammte Laute durch solche zu ersetzen, die dem Sprechenden überhaupt fremd sind. Ich hebe vor allen Dingen hervor, daß

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Mittel- und Süddeutschland keine tönenden Medien kennen. Es ist mir unbegreiflich, daß für Seemüller und — nach anderweitigen Veröffentlichungen — für Erbe hier keine Schwierigkeit vorhanden zu sein scheint. Ich kann mich nur aufs entschiedenste dem Satze Brenners anschließen: „Die Erfahrungen, die Lehrer des Französischen, Englischen, Italienischen an Mittelschulen wie — bei künftigen Sprachlehrern! — an den süddeutschen Universitäten machen, nehmen alle Hoffnung darauf, daß je auch nur die akademisch Gebildeten die stimmhafte Aussprache sich aneignen werden." Die Angehörigen Mitteldeutschlands und viele Süddeutsche sind schon genug damit belastet, daß man von ihnen verlangt, das k, das ck, das t im Innern der Wörter mit einer Kraftanstrengung zu sprechen, mit einem Hauche zu versehen, die ihnen an dieser Stelle des Wortes von Hause aus fremd sind. Wozu sie noch weiter mit einer fast unlösbaren Aufgabe beschweren? „Der Jüngling sieht den Grund nicht ein."

Das gleiche gilt in Bezug auf das tönende s, das norddeutsche Lehrer sogar in Schulen Mittel- und Süddeutschlands den Kindern aufzunötigen versuchen.

Ich weise ferner darauf hin, daß das geforderte Zungen-r den zahlreichen Unglücklichen, denen es nicht von Kindheit an eigen ist, die größten Schwierigkeiten bereitet; zwei klassische Zeugnisse dafür finden sich bei Palleske, „Die Kunst des Vortrags" (2. Aufl.): S. 3 wird eine Äußerung Dörings mitgeteilt, daß es jahrelang gedauert habe, ehe er damit fertig wurde, und von sich selber meldet Palleske S. 5: „Es dauerte noch zwei Jahre, bis ich wagen konnte, das Zungen-r in der Prosa zu sprechen, ohne daß es gezwungen klang."

Die gleichen Schwierigkeiten würden sich natürlich ergeben, wenn umgekehrt von dem Norddeutschen verlangt würde, daß er seine tönende Aussprache aufgeben solle, oder von dem Vertreter des Zungen-r, daß er sich ein Gaumen-r angewöhne.

Ich komme, im Einklang mit den Anschauungen von Brenner, Kluge und Paul, zu dem Antrag, der Allgemeine Deutsche Sprachverein wolle es ablehnen, die in der Schrift: Deutsche Bühnensprache (herausgegeben v. Siebs) niedergelegten Regeln in ihrer Gesamtheit als Richtschnur für die gewählte Aussprache des Gebildeten zu empfehlen, denn:

1. Es fehlt zur Zeit noch an Kenntnissen, die für die Feststellung einer einheitlichen Aussprache unerläßliche Voraussetzung sind.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

2. Die Aussprache der verschiedenen Gegenden Deutschlands geht heute noch so weit auseinander, daß eine umfassende Ausgleichung der Verschiedenheiten zur Zeit undurchführbar erscheint.

3. Der Ersatz der angeborenen Sprechweise durch die von der „Bühnensprache" geforderte ist in manchen Fällen sehr schwierig, ja unmöglich.

Zweifellos finden sich in der vorgelegten Schrift zahlreiche Festsetzungen, denen ohne weiteres beigestimmt werden kann. Ich fürchte aber, daß die Zahl dieser Punkte im großen und ganzen sich mit dem deckt, was überhaupt, wenigstens theoretisch, schon ziemlich allgemeine Anerkennung gefunden hat. Ich könnte sogar soweit gehen, dem Sprachverein zu empfehlen, eine Übersicht der Punkte zu geben, in denen er die Arbeit der Berliner Berater durch sein Ansehen zu unterstützen geneigt ist; unter allen Umständen würde ich jedoch vorschlagen, die Herstellung einer solchen Zusammenfassung noch zu vertagen.

Man kann schließlich die Frage aufwerfen, ob, abgesehen von unserm Verhältnis zu der uns im Augenblick vorliegenden Schrift, der Sprachverein in der Lage sei, die Bestrebungen, die auf Herbeiführung einer einheitlichen Aussprache gerichtet sind, selbsttätig zu fördern. Einzelne Zweigvereine haben es für ihre Aufgabe gehalten, eine Abstimmung über die Erbeschen Sätze herbeizuführen. Ich kann von der Fortsetzung dieses Verfahrens keinen großen Gewinn erwarten; wenn es der Berliner Beratung, an der hervorragende Fachmänner teilgenommen haben, nicht gelungen ist, durchaus Befriedigendes zu schaffen, so ist solches von dem durch den Zufall zusammengewürfelten Mitgliederbestand der Zweigvereine noch viel weniger zu verlangen; zumal wenn man bedenkt, wie ungleich unsere Zweigvereine über den deutschen Boden verteilt sind. Dagegen könnten die Zweigvereine sich sehr verdient dadurch machen, daß sie zuverlässige tatsächliche Feststellungen über die schriftgemäße Aussprache ihrer Gegend herbeiführten; auf diese Weise könnte der Grund für eine spätere erfolgreichere Behandlung der Angelegenheit gelegt werden.

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

13. Anarchie und Diktatur.

Literarische Beilage der Karlsruher Zeitung 1880, Nr. 38, 301.

Immer höher wächst die orthographische Sturmflut, die über Deutschlands Gaue hereinbraust. Dickere und dünnere Bücher, Wörterlisten, Abhandlungen in Zeitschriften und Zeitungsartikeln, Wissenschaft und Laientum, Gelehrsamkeit und Unwissenheit suchen um die Wette die deutsche Schreibung neu zu gestalten oder in ihrer hergebrachten Weise zu schützen. Bereits besteht ein Verein für vereinfachte deutsche Rechtschreibung, der auch eine Zeitschrift „Reform" herausgibt, und vom künftigen Herbst an wird eine weitere Zeitschrift für Orthographie erscheinen: „Unparteiisches Zentralorgan" für die verschiedenen Bestrebungen des Inlands wie des Auslands auf diesem Gebiete. Kurzum, das Ganze erweckt den Anschein, als ob die Frage der Schreibung in den Vordergrund der wissenschaftlichen Forschung getreten sei. Einer unserer ersten Germanisten hat es allerdings gewagt, zu behaupten, sie sei nur eine Frage zehnten Rangs, hat aber sofort in eben jener „Reform" die gebührende Zurechtweisung für seine Vermessenheit erfahren. Sind wir nun denn wirklich verpflichtet, uns vom Standpunkt der Wissenschaft aus über diese Frage zu erhitzen? Wir erwidern getrost mit einem entschiedenen Nein. Wohl ist es für die wissenschaftliche Forschung von Wert, daß die Laute der Mundarten sehr genau durch Zeichen wiedergegeben werden, und eine solche genaue Lautbezeichnung könnte an sich auch für die Erkenntnis der neuhochdeutschen Schriftsprache von Wert sein, aber da es keine einheitliche Aussprache des Neuhochdeutschen gibt, so ist aus der einheitlichen Bezeichnung nichts zu lernen; diese kann höchstens irre führen. So kann es uns also ziemlich gleichgültig sein, ob allmählich, allmählig, allmälich, allmälig oder almälig geschrieben wird. Die Wissenschaft hat es nur mit der Frage nach der Wahrheit zu tun, sie fragt, was ist, was gewesen ist, warum das so ist oder gewesen ist, allenfalls auch was sein wird; was aber sein soll, geht sie an sich nichts an. So wenig wie der Geschichtsforscher die absolut gute Verfassung ergründen kann, oder ein theoretischer Jurist über die beste Einrichtung eines Gefängnisses entscheiden kann, so wenig der Anatom Kleidermuster schneidet, so wenig ist der Sprachforscher

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

als solcher verpflichtet, Regeln für die Schreibung zu geben. Die Frage der Rechtschreibung ist durchaus eine Frage, die am grünen Baum des Lebens erwachsen ist, eine reine Frage der Praxis, vor allem der Schule und der Druckerei. Wenn erst der Schullehrer und der Setzer befriedigt sein werden, dann kann der Mann der Wissenschaft geruhig Ja und Amen sagen. Was Schule und Setzer unter dem heutigen Zustand leiden, braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Ebenso sonnenklar ist, was diese bedürfen. Für sie heißt es: jeder Zustand ist gut, der einfach ist und vernünftig, d. h. Einheit muß da sein, es müssen die Regeln leicht zu lernen und leicht zu behalten, also einfach und folgerecht sein. Und es darf das Neue nicht zu sehr vom Alten abweichen. Im übrigen ist es einerlei, ob man mehr dem „phonetischen" oder mehr dem sogenannten historischen Standpunkt huldigt.

Daß freie Beratung gelehrter Männer nicht zu dem bezeichneten Ziele zu führen vermag, hat die Berliner Orthographische Konferenz zur genüge gezeigt. Vor nicht langer Zeit hat eine große Zahl von Verlegern und Druckern sich zusammengetan, um eine Einheit zustande zu bringen. Auch diese Bewegung darf als im wesentlichen gescheitert bezeichnet werden, schon deshalb, weil die Rechtschreibung, auf die sie schwören, in zu großem Widerspruch zu den verschiedenen Schulorthographien steht.

Als einzige Rettung bleibt — und das ist unsere feste Überzeugung — die Diktatur. Nur wenn die verschiedenen Kultusregierungen sich einigen gleichviel auf welchen Entwurf — und die Schule den Anfang macht, kann es besser werden. Aus dem ganzen Verhalten jener Verleger und Drucker ist zu schließen, daß einer einheitlichen deutschen Schulschreibung sie sich mit Bereitwilligkeit anschließen werden. Trifft die Diktatur von vornherein auch den Schreibgebrauch der staatlichen Behörden, um so besser. Demnach verdient die Puttkamer'sche Rechtschreibung keineswegs das Verdammungsurteil, das sie getroffen hat. Ihre Mängel liegen nur darin, daß sie nicht einfach und folgerecht genug ist.

Man ist heftig losgezogen gegen die Vergewaltigung der deutschen Sprache, die in jenem Erlaß von Puttkamer liege; man hat stolz erklärt, die deutsche Sprache würde sich niemals eine Tyrannei gefallen lassen, wie sie die Franzosen durch die französische Akademie erfahren.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Die Entrüstung war höchst überflüssig. Erstens ist die Behauptung von dem nachteiligen Einfluß der französischen Akademie auf die französische Sprache zu einem guten Teil nur schöne Redensart. Zweitens hat sich ihr Einfluß wesentlich nur auf den Wortschatz erstreckt; die Bedeutung, die sie für die Gestaltung von Lauten und Formen gehabt hat, ist verschwindend klein. Und was die französische Akademie nicht zustande gebracht hat, das sollte Puttkamers Erlaß bewirken? Wohl gibt es einzelne Pedanten, die nicht schreiben, wie sie sprechen, sondern sprechen, wie sie schreiben, die also z. B. in gehen, stehen ein h hören lassen, die glauben, Geld und Welt in der Aussprache des Auslauts unterscheiden zu müssen, aber ihre Zahl ist glücklicherweise sehr gering, nnd im allgemeinen hat die Schreibung wohl auf die Aussprache, aber nicht auf die sprachliche Entwickelung selber irgendeinen erheblichen Einfluß. Keine Sprache ist in ihrer Orthographie starrer gewesen, als die englische und französische; das hat sie nicht verhindert, in den letzten Jahrhunderten die größten Lautwandlungen durchzumachen. Und daß dem so ist, ist nur natürlich. Der Mensch wächst und entwickelt sich in gleicher Weise, mag sein Kleid schwarz, grün oder gelb, mag der Rockschoß, die Schleppe kürzer oder länger sein, mögen ein paar Knöpfe, ein paar Spitzen mehr oder weniger das Gewand zieren. Die Schreibung ist das Gewand der Sprache, sie kann es ändern von heute auf morgen. Ein paar Schnörkel mehr oder weniger, leicht und frei schreitet sie daher und entwickelt sich weiter, unbekümmert um all das Gezänk ihrer gelehrten und ungelehrten Kleidermacher.

*

14. Zur Zeichensetzung.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1918, 495.

Jetzt ist genug Heu herunter, heißt es in meiner Heimat, wenn jemand nicht länger ansehen oder anhören kann, was ihm verkehrt erscheint. Nachdem nunmehr drei Herren über das Komma vor und geredet haben, ohne den wichtigsten Gesichtspunkt auch nur zu berühren, kann ich nicht umhin, mit einigen Worten darzulegen, was die Sprachgeschichte zu sagen hat.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Mit dem Worte Satzzeichen, das der achte Band des Deutschen Wörterbuchs von 1893 noch nicht kennt, hat die Interpunktion eine nicht unbedenkliche Verdeutschung erfahren. Unsere Interpunktionen sind von Haus aus keine Satzzeichen, sie haben im allgemeinen mit dem Satz, mit logisch-grammatischen Kategorien ursprünglich nichts zu tun; sie sind mit diesen erst später verknüpft worden; man vergleiche die Darstellung von Alex. Bieling in seiner Schrift „Das Prinzip der deutschen Interpunktion", Berlin 1880. Sie sind ursprünglich Vortragszeichen, d. h. Pausenzeichen, Bezeichnungen der Stellen, an denen Ruhepunkte eintreten können oder sollen. Notker setzt massenhaft Zeichen im Innern von Sätzen, an den Stellen, wo Wortgruppen, Satztakte zu Ende gehn. Diese Rolle des Zeichens spiegelt sich noch sehr deutlich in der herkömmlichen Regel, daß vor und ein Komma stehe, wenn der damit beginnende Redeteil kein Glied mit dem Redeteil gemeinsam hat, der dem und vorhergeht.

Denn wo von zwei durch und verknüpften Sätzen jeder einzelne durchaus vollständig, also nicht auf den Nachbarsatz angewiesen ist, so ist die Verbindung ganz lose; der den ersten Satz ausspricht, braucht an den zweiten zunächst noch gar nicht zu denken; es besteht kein Grund, den zweiten Satz eng an den ersten anzuschließen; es kann unbedenklich eine Pause eintreten. Anders, wenn die beiden Sätze ein Glied gemeinsam haben: steht dieses im zweiten Satz, fehlt also dem ersten ein Stück, so drängt der Gedanke aus dem ersten in den zweiten Satz, verlangt nach schleuniger Ergänzung; gehört der übereinstimmende Teil dem ersten Satz an, so kann er nicht genügend in den zweiten hinüberwirken, wenn dieser nicht in engem Anschluß nachfolgt.

Dieser Verschiedenheit in der geistigen Verknüpfung entspricht der Unterschied zwischen Vorhandensein und Fehlen des Kommas.

*

15. Sinnestäuschungen.

Literarische Beilage der Karlsruher Zeitung.

Schreibe wie du sprichst, lautet eine schöne alte Regel. Nur schade, daß die Regel nichts taugt. Denn erstens spricht der eine

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Mensch so, der andere anders; also müßte so ziemlich jeder eine Privatschreibung besitzen. Zweitens, geneigter Leser, bist du überhaupt imstande, so zu schreiben, wie du sprichst? Ich vermute, die Antwort lautet ja, und ich vermute, der Leser ist entrüstet, daß man so etwas bezweifeln könne. Und doch befindet er sich in einem großen Irrtum, wenn er meint, daß der Laut, den er spricht, immer genau dem Buchstaben entspreche, den er schreibt; keine halbe Briefseite wird er auf diese Weise zustande bringen. Das eine Mal schreibt er mehr Buchstaben, als er Laute hervorbringt, oder er spricht einen Laut und schreibt einen andern; das andere Mal gibt er zwei verschiedene Laute mit einem und demselben Zeichen wieder, oder er bringt für denselben Laut verschiedene Buchstaben zur Anwendung. Kurz, er glaubt Dinge zu sprechen und zu hören, die er in der Tat niemals spricht, und die nirgends anders als in seiner Einbildung leben. So stark ist die Macht der Gewohnheit, der langjährigen Gewöhnung an eine bestimmte Schreibweise, und derartige Sinnestäuschungen sind fester gewurzelt, als viele andere. Es bedarf scharfen Aufmerkens und eines geübten Ohrs, um das Richtige zu erkennen.

Zunächst etwas allgemein Anerkanntes: Jeder weiß, daß c und g im Französischen vor a, o und u anders lauten als vor e und i: carte, gamin, corps, gomme, aber céleste, germe, cire, gîte; ebenso daß in beau, chaud, vos die verschiedenen Zeichen einen und denselben Laut o darstellen. Ebenso ist jedem einleuchtend, daß in Lieschen, Radieschen das sch anders lautet als in heischen, wischen; in Weingarten, Bahngebäude das ng anders als in Wingert, gingen. Aber nun geht die Sache auch weiter.[1]) Das ch in Bach, lachen, gerochen wird anders ausgesprochen als das in Bäche, lächeln, riechen. Nach a, o, u klingt es anders als nach e und i, und zwar fühlt man bei genauerer Beobachtung, daß nach e und i das ch ganz vorne am Gaumen gebildet wird, nach a, o und u viel weiter hinten in der Mundhöhle. Man versuche nur lächeln genau mit derselben Stellung der Mundhöhle zu sprechen, wie lachen: es wird ein ganz anderes lächeln zustande kommen, als das gewöhnlich gesprochene. Besonders deutlich wird die Sache,

[1]) Ich wähle meine Beispiele so, daß sie für die Aussprache des gebildeten Süddeutschen, im besondern des Karlsruhers, zutreffen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

wenn man einen Alemannen reden hört, der in der Tat in Bach und Bäche das gleiche ch ſpricht. — In Jahrbuch laſſen wir in der Regel ein anderes a hören als in Jahrhúndert, das einemal lang, das anderemal kurz, obwohl auch im zweiten Falle das dehnende h geſchrieben wird; ebenſo verhält ſich wáhrhaft zu wahrháftig. Wir Karlsruher ſprechen ein anderes ei in Scheide als in Seide, in zeige als in schweige, in kein als in Schein, oder vielmehr wir ſprechen nirgends ei, ſondern ai, oder vielmehr eigentlich ae, in kein ꝛc. mit gedehntem, in Schein mit kurzem a; wer wiſſen will, wie ein wirkliches ei lautet, muß ins Land der Schwaben gehn. Nur der, der ſich bemüht, dem Norddeutſchen nachzuahmen, hebt den (geſchichtlich altbegründeten) Unterſchied in ſeiner Ausſprache auf. Der nämliche Fall mit au: man vergleiche kaufe — Haufen, Auge — sauge, haue — baue; wieder auf der einen Seite gedehnte, auf der andern kurze Ausſprache des a. — Das a und o in klagen, sagen, loben, droben iſt verſchieden von demjenigen in ahnen, kamen, lohnen, Bohne. Man überzeugt ſich davon am beſten, wenn man zuerſt die einzelnen Silben ausſpricht: ah-nen, loh-nen; bei der Zuſammenfügung wird das a, bezw. o ſofort ein anderes: es wird trüber, dumpfer, dem franzöſiſchen a vor n vergleichbar (ard*a*nt, aim*a*nt).

Wir ſchreiben Welt, aber Geld, und doch lautet der Ausgang beider Wörter durchaus gleich; es fällt niemanden ein, hier etwas anderes auszuſprechen als lt, Geld klingt in ſeinen Schlußlauten genau wie franzöſiſch svelte. Das hängt mit einer ganz allgemeinen Erſcheinung zuſammen. Im Auslaut, am Ende eines Wortes ſprechen wir kein g, d, b, wie wir es im Wortinnern ſprechen und ſchreiben, ſondern wir ſprechen k, t, p[1]). Weg (=fort) lautet genau wie der Weck; arg hat gleichen Auslaut wie stark, ab wie Cap, Klub wie franz. la loupe, Tag wie franz. Pâques, Ried wie la gîte ꝛc.

Wie Welt und Geld, ſo verhalten ſich Mann und man (frz. on): d. h. der Auslaut iſt der gleiche, und zwar ein einfaches n. Überhaupt gilt der Satz: ſo weit die deutſche Zunge reicht, wird nirgends ein Doppelkonſonant ausgeſprochen, ſondern lediglich einfacher Konſonant. Die ſchließende Konſonanz in statt

[1]) Auf gewiſſe Ausnahmen — die Endung ig: wenig, ſpitzig, ſchmutzig ꝛc., wo g wie ch geſprochen wird — kann ich hier nicht näher eingehen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

klingt genau wie die in er hat oder in engl. that, in Spott, Gott wie in engl. not, in komm wie in engl. some, und in spotten, kommen sprechen wir keinen andern t- und m-Laut als in Spott und komm. Ebenso ist nn in bannen gleich n in engl. many, tt in bitten gleich t in engl. literary. Wir Deutschen haben überhaupt keine Ahnung, was eine Doppelkonsonanz sei; am besten können wir's vom Italiener lernen: man höre ihn nur einmal Giuseppe, Giovanni, piazetta aussprechen. Unser Irrtum kommt einfach daher, daß den in der Schrift als Doppelkonsonanz erscheinenden Lauten ein kurzer Vokal vorgeht, und somit kurzer Vokal für unser Gefühl mit folgender Doppelkonsonanz notwendig zusammengehört. Man versuche ein Wort wie könen, mit kurzem Vokal, mit einfachem n zu sprechen: es wird niemals etwas anderes herauskommen als unser [können.

Woher nun aber diese merkwürdigen Verschiedenheiten zwischen Sprache und Schrift, wie wir sie im Deutschen finden, wie sie Englisch und Französisch noch viel massenhafter darbieten? Die Ursachen sind verschiedener Art. Einmal liegen sie in den Mängeln des menschlichen Auffassungs- und Darstellungsvermögens. Je verschiedenartiger die Eindrücke sind, die an den Menschen herantreten, um so leichter ist er imstande, sie zu sondern und ihnen Sonderbezeichnungen beizulegen; je gleichartiger sie sind, desto schwieriger wird ihm die Scheidung. Ich brauche nur an die Benennung der Farben und ihrer Abschattungen zu erinnern. Dieses Unterscheidungsvermögen ist natürlich nach Einzelpersonen, nach Völkern und Zeiten verschieden. Der Franzose hat froid für kalt, aber für unser warm und heiß steht ihm nur das einzige chaud zu Gebote. Die alten Germanen kamen mit 16 Schriftzeichen aus, die Inder besitzen ein halbes Hundert; wir müssen uns mit 25 begnügen. Daher die gleiche Bezeichnung in la*ch*en und lä*ch*eln, in k*a*ufen und H*a*ufe.

Eine andere Ursache ist geschichtlicher Natur. Jeder lernt seine Schrift, seine Schreibung von einem andern, dieser wieder von einem andern, und so kann es kommen, daß der Mensch so schreibt, wie vor mehreren Geschlechtern geschrieben worden ist. Einstweilen hat aber vielleicht, trotz des auch hier herrschenden Nachahmungstriebs, die Aussprache sich verändert, ohne daß diese Änderung dem Menschen zum Bewußtsein kommt: damit ist der Widerspruch zwischen Laut und Zeichen gegeben. Besonders verhängnisvoll hat hier die

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Erfindung des Buchdrucks gewirkt; durch seine Einführung wurde fast in ganz Europa die Schreibung im wesentlichen festgestellt, und sie ist bis auf den heutigen Tag im wesentlichen geblieben. Die Sprachen aber sind weiter gegangen und haben teils stärkere, teils weniger starke Lautwandlungen erlitten. Daher stellen die modernen Schreibungen im allgemeinen nicht die Aussprache von heute, sondern die Aussprache früherer Jahrhunderte dar. Der Franzose spricht bo, schreibt aber beau, weil das Wort wirklich einmal ungefähr wie unser miau gelautet. Was heute als tū mēk erklingt, wird vom Engländer bezeichnet: to make, weil früher die drei Vokale o, a, e in diesen zwei Wörtern gehört wurden. So sprechen wir *sch*teif, *sch*pott und schreiben *st*eif, *sp*ott. So schreiben wir ko*mm*en, kön*n*en, re*tt*en, denn auch im Deutschen ist vorzeiten einmal echte Doppelkonsonanz gesprochen worden.

Endlich ein Drittes. In unserer neuhochdeutschen Sprache zeigt sich das Bestreben, zusammengehörige Formen und Wörter gleich zu bezeichnen. Daher Jahr und Jahrhundert, wahr und wahrhaftig, trotz der Verschiedenheit in der Länge des a.

Im 13. Jahrhundert schrieb man in Übereinstimmung mit der Aussprache so: tac — tages, gelt — geldes, lop — lobes. Später übertrug man das g, d, b aus dem Inlaut auch in den Auslaut und erhielt so unsere heutige, der Aussprache zuwiderlaufende Schreibung.

Also: Laut und Lautzeichen oder Buchstaben sind zwei sehr verschiedene Dinge, die streng auseinander gehalten werden müssen.

*

16. Bluff oder Blüff?

Deutscher Wille, 1917, erstes Februarheft, 36.

Wenn ich auf die schon früher in diesen Blättern erörterte Frage zurückkomme, so geschieht es, weil sich hier an einem recht anschaulichen Beispiel zeigen läßt, wie man in sochen Dingen zur Entscheidung kommen kann.

Bluff ist ein Wort echt germanischen Ursprungs. Es könnte also auch im Deutschen vorhanden sein. Die für uns entscheidende Frage ist also die: welche Gestalt würde das Wort besitzen, wenn es im Deutschen von Beginn bis auf den heutigen Tag gelebt hätte?

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Das festzustellen, können wir zwei verschiedene Wege einschlagen. Wir können prüfen, wie in andern Wörtern, die dem Englischen nnd dem Deutschen tatsächlich gemeinsam sind, sich das Verhältnis der Laute gestaltet, wie der Laut x des Englischen sich im Deutschen widerspiegelt. Das heißt in unserm besonderen Fall: wie werden andere einsilbige Wörter des Englischen im Deutschen ausgesprochen, die denselben Vokal besitzen wie englisch bluff. Es entsprechen sich zum Beispiel: luſt — Luſt, nut — Nuß, rump — Rumpf, ſmug — Schmuck, ſmut — Schmutz, up mundartlich uff, young — jung. Danach ist für englisch bluff im Deutschen Bluff, nicht Blüff auszusprechen.

Das zweite Verfahren geht aus von der Tatsache, daß mit dem englischen bluff das deutsche Wort verblüffen verwandt ist. Wir fragen: was tut das Deutsche in andern Fällen, wenn sich neben ein Zeitwort mit dem Vokal ü ein einsilbiges Hauptwort stellt, das den Vorgang selbst bezeichnet? Man vergleiche Bund — verbünden, Druck — drücken, Flucht — flüchten, Furcht — fürchten, Gruß — grüßen, Kuß — küſſen, Ruck — rücken, Schmuck — ſchmücken, Sturz — stürzen, Zucht — züchten. Scheinbare Gegenbeispiele wie etwa Glück — glücken und Stück — zerstücken wollen nichts besagen, denn Glück und Stück haben früher Glücke und Stücke gelautet, sind also mehrsilbig gewesen, und das e der Endung ging auf noch früheres i zurück, das in der Stammsilbe notwendig den Vokal ü hervorrufen mußte. Dem Muster der übrigen zahlreichen Paare entspricht also Bluff — verblüffen', und es führen somit beide Wege zum selben Ergebnis, zur Forderung der Aussprache Bluff.

*

17. Französisch ž[1] = deutsch S.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 38, 379.

Schon Kaſſewitz, Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen Seite 91 und 92 hatte darauf hingewiesen, daß französisch ž in einzelnen Fällen durch deutsches s vertreten wird. Dann hat W. Horn die Erscheinung behandelt und zahlreiche Beispiele gegeben,

1) D. h. der Laut, der dem franz. j sowie dem g vor e und i zukommt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

(Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 21, 76); einiges auch bei Salverda de Grave, De franse Woorden in het Nederlands S. 265. Es entspricht also z. B. deutsch Franse dem frz. frange, nhd. losament gehört zu afrz. logier, mhd. mansier zu afrz. mangier; bei Wolfram erscheint mehrfach Wilhelm von Orense = Orange. Horn meint nun, es liege hier ein Lautersatz vor für den französischen ž-Laut, „der in manchen Gegenden seinem s nahegestanden haben mag, wie es ja in heutigen Dialekten zu stimmhaftem s geworden ist.“ Gegen diese Auffassuug spricht der Umstand, daß die Vertretung von ž durch s in ganz alte Zeit hinaufgeht, vgl. altf. spunsia = spongia, mit dem sich Pogatscher, Zur Lautlehre der griechischen, lateinischen und romanischen Lehnworte im Altenglischen, S. 203, vergebens abmüht.

Ich glaube, die Erklärung liegt in dem, was wir in neuerer Zeit über die Geschichte unseres deutschen s gelernt haben: es hat früher zweifellos dem sch näher gestanden und hat sich zu diesem wie der schwächere zum stärkern verhalten, vgl. meine Geschichte der deutschen Sprache [4], S. 216. Es war daher zur Wiedergabe des romanischen ž ein besonders geeigneter Laut.

*

18. Zur Dauer der nhd. Endsilbenvokale.

Festschrift für F. Kluge, S. 1.

Als ich vor vierzig Jahren es übernahm, für Pauls Grundriß die Geschichte der deutschen Sprache zu schreiben, hat mich zunächst das Schicksal der langen Endsilbenvokale des Ahd. zur Untersuchung gereizt. Daraus ist mein Aufsatz in der Basler Festschrift zum Heidelberger Jubiläum entstanden. Heute stehe ich vor der Aufgabe, wiederum eine neue Auflage meiner „Geschichte“ fertigzustellen, und da sind es wieder die Verhältnisse der Endsilbenvokale, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, Tatsachen, die zu jenen früher erörterten in einem gewissen Gegensatz stehen, aber dennoch mit ihnen ursächlich zusammenhängen.

Curme bemerkt in seiner Deutschen Grammatik (2. Aufl. S. 16): „foreign vowels except *e* are long or halflong when final: Annā Salomō, Alibī... Also final *e* is long in a few words: *Athenē,*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Faksimilē, Lethē.“ Die Beispiele sind nicht besonders eindrucksvoll gewählt, denn in den meisten schwebt ganz deutlich die Länge des Vokals in der fremden Sprache vor Augen; nur in *Facsimile* liegt sicher ein kurzer Vokal zugrunde. Aber die Regel hat doch allgemeine Gültigkeit, und sie läßt sich noch erweitern: wo wir aus irgendeinem Grund genötigt sind, volle Vokale im Wortausgang zu sprechen, erscheinen sie als Längen. Das gilt für die langen wie die kurzen Endvokale fremder Sprachen, die in entlehnten Wörtern auftreten, aber auch für unsere Wiedergabe fremder Sprachen, und es fordert viel Bemühen z. B. des englischen Lehrers, den Schülern dieses deutsche Verfahren abzugewöhnen; es gilt endlich in deutschen Wörtern selbst. Demgemäß heißt es — zunächst in meiner eigenen Aussprache: *Berthā, Blankā, Emmā, Aetnā, Elbā, Rigā, Spartā, Klimā, Lambdā, Phlegmā, Schismā, Radschā Rikschā, Zebrā; Kadī, Walī, Citȳ, Liddȳ, Mizzī, Resī, Tonī, Kalī, Flammerī, Parolī, Radī, Talmī, Caprī, Iturī, Missurī, Strombolī, Tödī, Ferdī, Heinī, Uhlī; Bankō, Nerō, Ottō, Kongō, largō, prestō, scherzō, bruttō, blankō, incognitō, Dominō; Mandschū, Schuhū, Uhū, Manū, Honolulū, Timbuktū, Zulū.* Ich sagte: zunächst in meiner eigenen Aussprache. Aber wie es scheint, kommt überhaupt die mittel- und norddeutsche Aussprache damit überein, ebenso die des bayrisch-österreichischen Sprachgebiets. Auf was für eine Art von Ausnahmen Curme mit seinem ‚halflong‘ hindeuten will, vermag ich nicht zu sagen. Sonderbar ist es, daß die Angaben von Sachs in seinem deutsch-französischen Wörterbuch für i, o, u mit den meinigen übereinstimmen, während er *Berthă, Blankă, Klimă, Phlegmă* ansetzt. Anders verhält es sich mit dem alemanischen Sprachgebiet: in Basel und wohl auch sonst werden solche Endvokale kurz gesprochen. Ich wäre sehr dankbar, wenn diese meine halb fragenden Angaben über bis jetzt kaum beachtete Dinge mir recht viel zuverlässige Auskünfte einbringen würden.

Hierher gehört nun auch die ältere Schulaussprache des Lateinischen: in unserer Schulzeit ist nur *mensā, poetā, templā, generā* gesagt worden. Über die Vorgeschichte dieser Aussprache des Lateinischen habe ich leider nichts ermitteln können. Daß im Mhd. die lateinischen Ländernamen auf -ā *(dā, sā)* gebunden wurden, ist bekannt. Aus Notker ist für unsere Frage nichts zu entnehmen, da er lateinischen Wörtern keine Quantitätsbezeichnungen gibt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Dieſe Beibehaltung der Länge oder Längung urſprünglicher Kürzen im Nhd. hängt damit zuſammen, daß die vollen Vokale im Deutſchen in organiſcher Entwicklung ſeit langem verſchwunden, alſo uns fremdartig geworden ſind. Im Alemanniſchen ſind ſie zum Teil noch heute vorhanden, zum Teil wenigſtens viel länger erhalten geblieben, als auf den anderen Gebieten. Daß die größere Nähe des italieniſchen Sprachgebiets von Einfluß auf die Bewahrung der Kürze geweſen ſei, iſt nicht recht wahrſcheinlich; das hätte ſich auch im Öſterreichiſchen geltend machen müſſen. Unſere Erſcheinung iſt alſo eine Art Lautersatz, der ſich aus Berührung mit fremden Sprachen ergab.

Eigentümlich iſt nun aber, daß auch ein fremdes s Dehnung erfahren hat: in der lateiniſchen Ausſprache meiner Jugend: *amicē, benē, marē, similē, legē* („lies") heute in ſüddeutſchem Gebiet: *Goethē, Heinē, Krausē, Monē;* einer meiner hieſigen Kollegen wird von der Bevölkerung *Frommē* ausgeſprochen; auch *Witwē* begegnet, ich kenne es aus Baden wie aus Heſſen. Ein auslautendes s iſt ja in großen Gebieten zum Teil von alters her vorhanden, zum Teil nach Abfall des auslautenden n neu aufgetreten; nur das bayriſch-öſterreichiſche Gebiet macht eine Ausnahme: s iſt abgefallen, aber n im ganzen geblieben; alſo die Fremdheit des s kann nicht unmittelbar den Anlaß zur Dehnung gegeben haben. Es wird wohl ſo ſein: bei ſolchen Namen war Umſetzung in eine mundartliche Form nicht möglich, und ſo kam man dazu, den Buchſtaben des Schriftbilds beſondere Sorgfalt und Genauigkeit angedeihen zu laſſen. Witwe iſt ja wohl überhaupt ein Fremdwort in der lebendigen Rede, der meiſt entweder Witib oder Witfrau eignet.

*

19. Von einigen Mittelwörtern der Vergangenheit.

Zeitſchrift des Allgemeinen Deutſchen Sprachvereins, 1918, 198.

Vor einiger Zeit bin ich gefragt worden, wie von lobpreiſen und lobſingen das Mittelwort der Vergangenheit laute: lobprieſen, gelobprieſen, lobgeprieſen oder lobpreiſt, gelobpreiſt, lobgepreiſt? lobſungen, gelobſungen oder lobgeſungen? Daß

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

die beiden Wörter in der Frage zusammengefaßt werden, ist durchaus berechtigt, nicht nur deshalb, weil beide denselben ersten Bestandteil aufweisen, sondern auch weil lobpreisen mit lobsingen durch die Entstehung verknüpft ist.

Lobsingen ist das ältere der beiden Wörter. Man erklärt es gewöhnlich als Zusammenrückung aus Lob singen; aber dann müßte eine solche Vorstufe doch irgendwo belegt sein. Und völlig unmöglich wird diese Erklärung durch die Tatsache, daß in einem älteren Beleg die Form lobesingende erscheint. Der erste Bestandteil lobe kann nicht auf einen alten Wenfall zurückgeführt werden. Es ist auszugehen von dem Mittelhochdeutschen Hauptwort lobesanc (Lobegesang), das etwa den Sinn des lateinischen hymnus haben kann: Hermann von Fritzlar, ein mhd. Mystiker, zählt an einer Stelle eine ganze Reihe von „Lobgesängen" auf: „den zweiten Lobgesang sang Zacharias, als sein Sohn Johannes geboren war: benedeit sei der Gott Israels, denn er hat eine Erlösung gesandt seinem Volke . ., den fünften Lobgesang machte St. Ambrosius, als er St. Augustinus getauft hatte: Gott, wir loben dich." Von diesem Wort lobesanc ist nun lobesingen abgeleitet, wie neben dem einfachen sanc das einfache singen stand. Nachdem aber im Mhd. das mittlere e ausgefallen war, konnte lobsingen in der Tat so aufgefaßt werden, als ob das Zeitwort singen durch lob- seine nähere Bestimmung erhielte, und so konnte man nach diesem Vorbild auch dem Worte preisen durch lob- eine nähere Bestimmung geben, wie bei Luther auch lobsagen erscheint und Joh. Heinr. Voß ein lobheulen gewagt hat: dem lobheulte Mops aus vollem Maul. Lobpreisen will die gewöhnliche Erklärung zurückführen auf einem das Lob preisen, das bei Adelung erscheint. Aber diese Wendung ist ganz unsinnig und offenbar Ergebnis der Sprachmeisterweisheit, selber erst aus lobpreisen abgeleitet.

Wie heißt nun das Mittelwort der Vergangenheit bei beiden Wörtern? Ich kann nur sagen: ich weiß es nicht. Denn die Sprache selber weiß es nicht, der Sprachgebrauch versagt hier vollständig. Lobpreisen und lobsingen gehören zu den Zeitwörtern, die die alte Schulgrammatik als defectiva bezeichnet hat, d. h. es fehlt ihnen etwas. Sie haben nur einen Teil der möglichen und sonst regelmäßig auftretenden Formen ausgebildet; sie erscheinen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

nur in der Gegenwartsform, namentlich in der Befehlsform. Die erzählende Form fehlt ihnen gänzlich; von lobpreisen haben Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ein paar Male gelobpriesen oder gelobpreist versucht; bei Uhland begegnet einmal lobgesungen. Wo der Sprachgebrauch schweigt, hat die Grammatik ihr Recht verloren; es hat keinen Sinn, zu weissagen, welchen Weg die Sprache gehen würde, wenn sie den Formenbau dieser Wörter voll ausgestalten wollte. Daß aber der Sprachgebrauch versagt, hängt mit dem Verbreitungsgebiet der Wörter zusammen. Sie gehören dem geistlichen Schrifttum an und sind niemals in den Mund der weiter schaffenden Allgemeinheit übergegangen.

Umgekehrt bietet das Beispiel eines vereinsamten Mittelworts — so könnte man vielleicht defektiv übersetzen — das Wort verschollen. Hier bin ich denn auch gefragt worden: wie lautet dazu die Gegenwartsform? Der Fragende selber meinte: „doch wohl verschallen," und das ist auch zum Teil die Meinung der Grammatiker. Nun spricht zwar Eichendorff von einem warmen verschallenden Abend, und eben lese ich in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (32, 366): „ihre Schreie verschallen ungehört im Sturm und Geheul," aber sonst ist von diesem Wort verschallen im Nhd. weit und breit nichts zu verspüren. Im Mhd. gibt es zwar sogar zwei verwandte Zeitwörter, verschallen und verschellen, aber beide mit schwacher Biegung, und keines hat eine Bedeutung, die zu unserm verschollen führte.[1]) Ich kann also nur wiederum sagen: Wie die Gegenwartform heißt, das weiß ich nicht, und man soll nicht versuchen, es zu wissen.

Ich denke aber, das Wort ist folgendermaßen entstanden: wie man neben erklungen das Wort verklungen besaß, so hat man zu erschollen die Neubildung verschollen geschaffen.

Man hat mir endlich die Frage vorgelegt nach dem zweiten Mittelwort von sich überessen. Zweifellos ist übergessen wie überessen bei guten Schriftstellern belegt, also keines gänzlich zu verwerfen (vgl. Zeitschr. 1900, 203; 1910, 55). Es könnte aber jemand behaupten, daß übergessen grammatisch falsch sei, und ich

[1]) Einen ganz vereinzelten Beleg eines starken mhd. Zeitworts verschellen weist mir K. Helm in der Apokalypse Heinrichs v. Hesler nach: 12 741 als irdisch gewerb verschillet, d. h. zur Ruhe kommt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

halte es wohl für möglich, daß es zum Teil solche Erwägungen waren, die der Form übereſſen zu ihrer Verbreitung verholfen haben. Man könnte auf den allgemeinen Satz verweiſen, daß bei Zeitwörtern mit untrennbaren Vorſilben ge= regelmäßig fehle, vgl. unterblieben, unterſchieden, überführt, überſchätzt, übertrieben. Aber für das Sprachempfinden liegt in der Form übergeſſen gar nicht die Bildungsſilbe ge= vor; das beweiſt die einfache Form gegeſſen, in der man es für notwendig hielt, das volle deutliche ge= nochmals voranzuſetzen. Wie geſchätzt bei Vortreten von über ſein ge= wegwarf, ſo verlor ganz folgerecht gegeſſen ſein ge=, und es mußte die Form übergeſſen entſtehen. Das noch verbleibende g vermehrt ja auch nicht die Silbenzahl des Wortes, und die Formen wie unterblieben, überſchätzt wollen mit ihrer Unterdrückung des ge= eben die Mehrzahl unbetonter Silben vor dem Hauptton vermeiden; übergeſſen ſteht alſo mit dieſer beherrſchenden Neigung nicht im Widerſpruch.

*

C. Wortgeſchichte.

20. Von deutſcher Wortbildung und Wortfügung.

Weſtermanns Monatshefte 57, 275 (1912/13).

Seit einigen Jahrzehnten nehmen immer weitere Kreiſe Anteil an dem Leben unſrer deutſchen Sprache. Die Bücher, die ihrer Entwicklung gewidmet ſind, finden freudige Aufnahme; immer mehr Zeitungen ſind es, die der Sprachecke des Deutſchen Sprachvereins ihre Spalten öffnen. Aber dieſe Fortſchritte ſind begleitet von gewiſſen Nebenwirkungen, die nicht ganz frei von Gefahren ſind. Mit der Freude an den bunten Erſcheinungen, mit der willigen Aufnahme deſſen, was berufene Männer zu lehren wiſſen, wächſt auch der Mut und das Selbſtgefühl; man möchte ſelber in die Tiefen ſteigen, die Regeln und Geſetze der Sprache erkennen, und mit lächelnder Zuverſicht geht man an die Löſung ſolcher Aufgaben.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Demgegenüber kommt es mir darauf an zu zeigen, daß die Dinge sehr oft nicht so einfach liegen, wie der Unerfahrene glauben mag, daß sie insbesondere sehr oft anders liegen, als oberflächliches Zusehen erkennen läßt.

Die ganz Gelehrten unter den nicht Gelehrten gehen bei ihren Erkenntnissen folgendermaßen zu Werke: sie sammeln einen Haufen Beispiele und machen daraus eine Regel; was dann zu der Regel nicht stimmt, wird beiseitegeschoben, indem es für fehlerhaft erklärt wird. Da hat vor einiger Zeit jemand den Gedanken ausgeheckt, das Tal der Wiese, die Hebel so anmutig verherrlicht hat, es dürfe nicht das Wiesental heißen, wie die Karten und die Schwarzwaldführer behaupten, sondern Wiesetal, denn man sagt doch Elbetal, Nahetal, Saaletal. Der Vertreter dieses Gedankens hat sich nicht die Mühe genommen, wirklich gründliche Umschau zu halten, sonst wäre ihm das Achental beim Achensee, das Emmental, das Lötschental, das Simmental in der Schweiz unter die Finger gekommen, als Seitenstück zu der Form Wiesental. In der Sprache herrscht keine mechanische Regelmäßigkeit, und es ist sehr wohl möglich, daß demselben Zwecke verschiedene Bildungen dienen. Aber Verschiedenheit, Freiheit ist nicht Laune; oft genug sind wir in der Lage, den Grund der Verschiedenheit zu erkennen. So sind Emmental, Simmental, Wiesental ältere Bildungen, nach der Weise einer Zeit, die noch von Emme, Wiese den Genitiv Emmen, Wiesen bilden konnte. Ganz willkürlich scheint es zuzugehen bei den Ableitungen von Ortsnamen auf -en, wie Siegen, Bingen, München: da erscheint das Siegerland, das Bingerloch und die Bremer neben dem Münchner und Pilsner Bier, dem Achener Dom und der Dresdener Ausstellung. Wie soll man da zu einer Regel kommen? Richtet man aber den Blick auf die große Masse der Erscheinungen, statt auf fünf, sechs Beispiele, so zeigt sich, daß im heutigen Sprachgebrauch zwei sehr bestimmte Neigungen nebeneinander hergehen. Sind die Ortsnamen mehrsilbig, so wird das -en meist abgeworfen, wenn die Silbe -er hinzutritt: man spricht von Donaueschingern, Eßlingern, Erlangern, Furtwangern, Mühlhäusern. Die bloß zweisilbigen Namen dagegen behalten ihr -en: Aachener, Badener, Bozener, Essener, Köthener, Wimpfener.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Wenn so die Verschiedenheit der Bildung sich nach dem Umfang der Wörter zu richten scheint, so darf man nicht glauben, daß man bei den längeren Wörtern hätte Silben sparen wollen. Man hat die Silbe -en früher auch bei den bloß zweisilbigen gespart: die Bremer, Bingerloch und Siegerland stellen wiederum den älteren Sprachgebrauch dar. Die neuere Zeit aber hat eine besonders starke Neigung für die Deutlichkeit, auch für die Deutlichkeit der Beziehungen, die zwischen zwei Wörtern bestehen. In Eßlingen und Eßlingern, Erlangen und Erlangern stimmen zwei Silben der zusammengehörigen Wortkörper überein, in Bingen Binger, Siegen Sieger nur eine. Außerdem würde es mißliche Nebenvorstellungen erwecken, wenn man von Baden Bader, von Essen Esser, von Gießen Gießer, von Köthen Köther ableiten wollte.

Es ist im vorhergehenden mehrfach von Ableitungen die Rede gewesen. Jedermann glaubt zu wissen, was das sei, und er wird im allgemeinen sich denken, daß darunter die Bildung eines längeren Wortes aus einem kürzeren zu verstehen sei. Er wird also von alt das Alter ableiten, von hoch die Höhe, von schön die Schönheit, vom Hauptwort Mund das Zeitwort munden, von Nagel nageln, von Urteil urteilen, von ergeben ergiebig, von tragen tragbar. Und die Sprachgeschichte lehrt zweifellos, daß dies der gewöhnliche Gang der Dinge gewesen ist. Aber auch das Umgekehrte ist nicht selten vorgekommen: das kürzere Wort ist gelegentlich jünger als das längere. Handel ist nicht Ausgangspunkt für handeln, sondern von diesem rückgebildet; das gleiche gilt für das Verhältnis von Ärger — ärgern, Kauf — kaufen, Kost — kosten, Lauf — laufen, Bettel — betteln, Fehl — fehlen, Opfer — opfern, Befehl — befehlen, Ertrag — ertragen, Erlaß — erlassen, Verruf — verrufen, Absatz — absetzen: überall tritt hier das Hauptwort später auf als das Zeitwort. Auf die gleiche Weise ist in ganz alter Zeit aus kommen die Kunft (vgl. Ankunft, Abkunft), aus verlieren der Verluft, aus vernehmen die Vernunft gebildet worden. Der Laie denkt sich wohl, der Aussatz sei ein Ding, das außen sitze, ein Wort etwa wie der Ausschlag, und der Aussätzige ein Mensch, der mit dem außensitzenden Ding behaftet sei. Tatsächlich hat das Wort aussätzig lange bestanden, ehe das Hauptwort gebildet war:

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der Draußensitzende, der ausgeschlossen ist vom Verkehr mit den Menschen.

Da von gut die Güte, von dick die Dicke abgeleitet wird, so ist man wohl geneigt, auch Engelsgüte von engelsgut, Fingersdicke von fingersdick ausgehen zu lassen. Daß das falsch sein muß, zeigt schon der Umstand, daß in engelsgut der Genitiv ganz unverständlich ist: gut des Engels, dick des Fingers gibt keinen Sinn, wohl aber die Güte des Engels, die Dicke des Fingers; das Hauptwort muß also früher gewesen sein als das Beiwort.

Aber nicht nur über die Richtung kann man im unklaren sein, in der sich die Neubildung vollzogen hat, sondern auch über ihren Ausgangspunkt. Man wird natürlich bedeckt, bekleidet, bekränzt von bedecken, bekleiden, bekränzen ausgehen lassen. Wer aber nun aus bebrillt, behandschuht, bebändert, beherzt, beleibt, bemittelt, beringt, beweibt auch die Zeitwörter bebrillen, behandschuhen, bebändern usw. erschließen wollte, der würde stark in die Irre gehen; bebrillt, behandschuht sind unmittelbar von den Hauptwörtern Brille, Hand usw. ausgegangen, und zwar ist diese Bildung auf folgende Weise zustandegekommen. Bedecken, bekleiden, bekränzen sind gebildet, indem die Vorsilbe be- mit den Zeitwörtern decken, kleiden, kränzen zusammentrat. Daneben aber lagen die Hauptwörter Decke, Kleid, Kranz; so konnte man die Empfindung gewinnen, bedecken, bekleiden seien von Decke, Kleid hergenommen, und so konnte man nun auch unmittelbar bebrillt, beringt bilden, ohne den Umweg über ein bebrillen, beringen. In ähnlicher Weise sind geharnischt, gerändert, gestirnt, gewillt von Harnisch, Rand, Stern, Wille ausgegangen.

Für ein Wort wie nachlässig stehen, rein äußerlich betrachtet, drei Ausgangspunkte zur Verfügung: lässig, Nachlaß, nachlassen. Die Bedeutung zeigt, daß tatsächlich nur nachlassen als Ursprung in Betracht kommen kann. Gehörig stammt nicht von Gehör, sondern von gehören; übermäßig kommt nicht von mäßig, sondern von Übermaß; eigensinnig nicht von sinnig, sondern von Eigensinn. Beifällig ist nicht aus bei und fällig zusammengesetzt, sondern abgeleitet entweder von Beifall oder von beifallen:

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Beifall selber ist auch aus beifallen gebildet, nicht aus bei und Fall zusammengesetzt. Dagegen kann auffällig nur von auffallen stammen; überfällig (vom Schiff) ist wirklich mit fällig zusammengesetzt, während wir dem Worte augenfällig zunächst ganz ratlos gegenüberstehen.

Niemand wird sich besinnen, dickköpfig, langmütig, plattfüßig von Dickkopf, Langmut, Plattfuß herzuleiten. Bedenklicher wird die Sache schon bei hohlköpfig, denn es ist zwar dickköpfig jemand, der einen Dickkopf hat, aber der Hohlköpfige hat nicht einen Hohlkopf, sondern ist selber ein Hohlkopf. Ebenso lassen sich gelbschnäbelig, langfingerig nicht von Gelbschnabel, Langfinger aus gewinnen, da diese Wörter nicht einen gelben Schnabel, einen langen Finger, sondern Menschen mit gelbem Schnabel, langen Fingern bezeichnen. Neben hartherzig, bodenständig gibt es kein Hartherz, keinen Bodenstand; es gibt zwar herzig und ständig, aber deren Bedeutungen liegen wiederum sehr weit ab von dem, was zur Erklärung von hartherzig und bodenständig erforderlich wäre. Nehmen wir endlich Wörter wie breitrandig, hartleibig, hohläugig, schnellfüßig, starkknochig, so gibt es daneben weder Breitrand noch randig, weder Hartleib noch leibig, weder Hohlauge noch äugig.

Die Wörter, die zur Erklärung solcher Bildungen notwendig erscheinen, sie sind nicht zu finden, weil sie überhaupt nicht bestehen. Derartige Schöpfungen gehen nicht auf ein einzelnes Wort, sondern auf eine Mehrheit von Wörtern zurück; sie sind abgeleitet von Wortgruppen, deren Glieder im Zusammenhang des Satzes nebeneinanderstehen. Hohlkopf entstammt etwa dem Satze: er hat einen hohlen Kopf oder er ist ein hohler Kopf. Warum heißt es aber dann nicht hohlenköpfig oder hohlerköpfig? Der Brauch, ein Wort von einer Wortgruppe abzuleiten, stellt keine ursprüngliche Bildungsweise dar, sondern hat die Ableitungen, die von einem Wort ausgehen, zur notwendigen Voraussetzung. Der Dickköpfige hat einen Dickkopf oder einen dicken Kopf. Das Sprachgefühl kann daher dickköpfig ebensowohl zu dem einen Worte Dickkopf als zu der Wortgruppe dicken Kopf in Beziehung setzen, und es kann folgendermaßen schließen: Wenn ich den, der einen dicken Kopf hat, als Dickkopf bezeichne, so darf ich auch den, der einen hohlen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Kopf hat, einen Hohlkopf nennen. Dabei kommt es der Sprache nicht zum Bewußtsein, daß sie in diesem Falle das Mittelglied Hohlkopf überspringt, oder das Mittelglied Blauauge, wenn sie den, der blaue Augen hat, als blauäugig bezeichnet.

Man hat solche Wörter als Zusammenbildungen bezeichnet, nicht gerade besonders glücklich, denn das Wesentliche, die Ableitung von der Wortgruppe, hat dabei keinen Ausdruck gefunden. Diese Bildungen spielen nun, zumal in der neueren Sprache, eine sehr große Rolle. Besonders wichtig werden namentlich die Gruppen, in denen ein Zeitwort nähere Bestimmung erfährt. Von Zeitwörtern in Verbindung mit dem Akkusativ können Personenbezeichnungen abgeleitet werden wie Fallensteller, Geldgeber, Gottsucher, Halsabschneider, Kartenschläger, Kulissenschieber, Nichtswisser, Orgelbauer, Vielesser, Walfischfänger, Weltumsegler, Wolkenkratzer, von Fallen stellen, Geld geben usw. Auch Wörter wie Leuteschinder, Viehtreiber werden nicht als Schinder der Leute, Treiber des Viehes aufzufassen sein, sondern als Ableitungen von Leute schinden, Vieh treiben. Von solchen Akkusativgruppen werden weiterhin Bildungen auf -ung geschaffen, wie Grundlegung, Hofhaltung, Silbenbrechung, Urteilsprechung, Zeichengebung, oder Beiwörter auf -ig: ehrerbietig, ehrenrührig (die Ehre rührend = berührend). Zu den Bestimmungen des Zeitworts gehört aber auch das Adverbium: lange schlafen, schnell segeln, daher Langschläfer, Schnellsegler; lange leben, daher langlebig; schwer hören, daher schwerhörig; ferner das prädikative Adjektiv: totschlagen, daher Totschläger; feilbieten, bereitstellen, daher Feilbietung, Bereitstellung; freisprechen, daher Freispruch.

Die Gruppen, deren Grundlage das Hauptwort, haben bereits den Ausgang dieser Überschau über die Zusammenbildungen abgegeben. Ich erwähne noch Wörter wie dreistellig, das, was aus drei Stellen besteht, viereckig — sechsseitig, was vier Ecken, sechs Seiten hat; diesseitig, jenseitig, was auf dieser oder jener Seite sich befindet.

Aber nicht bloß Gruppen aus zwei Wörtern, sondern auch solche, die aus noch mehr Gliedern bestehen, können den Ausgangspunkt zu Neubildungen abgeben. Es sind namentlich Gruppen mit

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Präpositionen, die hierher gehören: Außerachtlassung zu außer acht lassen, Indienststellung zu in Dienst stellen, Instandsetzung, Zugrunderichtung. Es können aber auch die Vorwörter bei der Ableitung unterdrückt werden. Aus der Wortgruppe ins Grab legen ergibt sich Grablegung, aus in Verruf erklären stammt Verruferklärung; wer nach den Sternen guckt, ist ein Sterngucker; ähnlich entstehen Besitznahme, Beschlagnahme, Nordpolfahrer, Schaustellung neben Zurschaustellung. Was in die Augen fällt, ist augenfällig; was am Boden seinen Stand hat, ist bodenständig. Ganz regelmäßig geschieht es, daß das Fürwort wegbleibt, wenn Ableitungen sich anschließen an Zeitwörter mit rückbezüglichem Fürwort; so gehört Erbarmer zu sich erbarmen, Empörer zu sich empören, Verschwörer zu sich verschwören. Von sich abwenden kommt abwendig, von sich anstellen anstellig, von sich behaben behäbig. Besonders zahlreich sind die Ableitungen auf -ung, die an Zeitwörter mit sich anknüpfen: z. B. Anpassung (zu sich anpassen), Aufopferung, Begeisterung (zu sich begeistern), Buchung, Entschuldigung, Ergebung, Selbstüberwindung, Senkung, Verbeugung, Verwunderung, Zurückhaltung.

Bei vielen der Wörter, die ich bis jetzt erwähnt habe, hat sich der geneigte Leser die Frage nach ihrer Herleitung vielleicht noch gar niemals vorgelegt. Es gibt aber ein Gebiet, das von jeher die Wißbegier aufs lebhafteste gereizt und Erklärungsversuche gezeitigt hat, das sind die Namen von Personen und Örtlichkeiten. Aber gerade hier möchte ich weithin sichtbare Warnungszeichen aufrichten und der Vorsicht halber den Satz aussprechen, daß die Erklärung, die dem Unbefangenen am nächsten zu liegen scheint, in den meisten Fällen wahrscheinlich die falsche ist. Wenn jemand Leutner heißt, so hat das ganz gewiß weder mit den Leuten noch mit dem Läuten etwas zu tun, sondern sein Vorfahr hat an der Leite (altdeutsch lite), d. h. am Bergabhang, gewohnt. Wer den Namen Spaar führt, ist nicht etwa aus einem sparsamen Geschlecht, sondern spar ist das altdeutsche Grundwort, von dem Spatz und Sperling herstammen, und hat die gleiche Bedeutung mit diesem gehabt. Ein Schweiger ist nicht ein Schweigender gewesen, sondern er hat vorzeiten eine sweige, d. h. einen Viehhof

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

oder eine Sennerei, bewirtschaftet. In Oberhessen gibt es einen Ort namens Lieblos. Der ist aber nicht wegen bedauerlicher Lieblosigkeit der Bewohner so benannt worden, sondern es war einst das Heim, die Stätte des Luitpold. Wer von Nordhausen nach Wernigerode fährt, der kommt an zwei Orten vorbei, die eine schwermütige Einheit zu bilden scheinen: sie heißen Sorge und Elend. Aber Sorge ist benannt nach dem Flüßchen, an dem es liegt, und das im 13. Jahrhundert den Namen Szurgenge führt; Elend aber war eine Heimstätte für die Elenden, d. h. die Fremden, denn Elend (althochdeutsch elilenti) hat in altdeutscher Zeit nichts andres bedeutet als die Fremde, das andre Land (vergl. lateinisch alius, der andre).

Es kommt freilich auch vor, daß man umgekehrt in weiter Ferne sucht, was unmittelbar vor Augen liegt. In Oberhessen gibt es zahlreiche Berge, die sich Altenberge benennen und den Scharfsinn eines begeisterten Altertumsforschers herausgefordert haben. Der Altenberg, das ist wahrscheinlich der alte Berg, d. h. etwa der Berg, der früher gerodet worden ist als ein anderer, mit dem man sich neuerdings beschäftigt, oder der früher bewirtschaftet, bewohnt, beweidet wurden ist, wie es auch die Flurnamen altes Feld, alte Wiese'n gibt. Auf so einfache Dinge ist aber unser Gelehrter nicht verfallen. Er geht davon aus, daß so ein Altenberg im Munde des Volkes der Aleberg heißt, wie halten zu hale geworden ist. Dieses Ale- wird nun auf ein germanisches Wort alh, alah, der Tempel, zurückgeführt, so daß wir nun eine ganze Fülle von altheidnischen Tempelbergen erhalten. Dabei hat er nur ein paar Kleinigkeiten außer acht gelassen. Er hat nicht beachtet, daß es Altenberge in Gegenden gibt, in denen das Alte eben das Alte bleibt, nicht zu Ale wird. Er hat nicht beachtet, daß es Altenberge z. B. in den Alpen gibt, in Gegenden, wo bis tief in das Mittelalter hinein überhaupt keine Germanen gesessen haben, wohin die Deutschen erst kamen, nachdem sie längst christlich geworden, das Wort alah längst vergessen hatten.

Wenn wir von einem Personennamen, einem Ortsnamen nicht Formen aus alten Urkunden beibringen können, wenn wir nicht wissen, wie ein Ortsname in der lebendigen Mundart lautete, dann sollen wir die Finger davon lassen, denn in den letzten Jahrhunderten

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

haben leichtfertige Schreiber oder überkluge Landmesser den Namen oft genug übel mitgespielt. Wer nicht die Sprachgeschichte genau kennt, wer nicht die Methoden der Sprachforschung beherrscht, wer nicht in geschichtlichen Dingen genau bewandert ist, der mag im stillen Kämmerlein Rätsel raten, aber nicht andre mit dem Spiel einer zügellosen Einbildungskraft belästigen. Es ist schmerzlich belustigend zu sehen, wie Theologen und Juristen, Anthropologen und Naturforscher Sprachforschung, Namenforschung treiben. In jedem Handwerk muß man Lehrling gewesen sein; jene Männer aber denken, sie haben das nicht nötig. Und wenn die Leute vom Fach darob mäßig erbaut sind, dann schreien sie über Professorenhochmut, über Zunftstolz und verweisen auf leuchtende Fälle, wo das Licht von außen gekommen sei. Aber die Schliemänner sind selten genug, und schließlich macht nur der gute Schuhe, der wirklich auf Schuster gelernt hat.

Man kann also recht oft von der Sprache sagen: das Unerwartete, hier wird's Ereignis; das Unerwartete, d. h. das, was mit dem gewöhnlichen Gang unseres Denkens nicht übereinstimmt. In früherer Zeit hat man die Meinung gehegt, daß die Sprache ein getreues Abbild unseres Denkens sei; man hat sogar die einzelnen Glieder der Sprache, man hat etwa die Kasusformen als Wiederspiegelungen kantischer Kategorien aufgefaßt. Heute weiß man, daß die sprachlichen Gebilde nur sehr unvollkommene Verkörperungen der menschlichen Vorstellungen sind, daß sie unvollständig sind, daß sie Widersprechendes in sich vereinigen. Aber auch da, wo das Wort, diese redende Photographie der geistigen Vorgänge, ziemlich gut gelungen ist, ist sie unter Umständen weit davon entfernt, den Ansprüchen des streng logischen Denkens zu gehorchen. Und das ist leicht begreiflich. Denn die Sprache schwebt nicht als Ding für sich über den Wassern; sie wird erst wirklich in dem einzelnen Menschen. Und der ist, wie ein weiser Mann gesagt hat, nicht dazu geboren, richtig zu denken. Aber wenn auch richtig gedacht ist, so ist doch der Weg noch weit bis zum sprachlichen Ausdruck. Nebenvorstellungen drängen sich ein, die Aufmerksamkeit wird abgelenkt, und so können Gebilde entstehen von seltsamer Art.

Jedermann kann sich und andre darauf ertappen, daß beim Sprechen Worte ihren Platz vertauschen. Es wird etwa gesagt:

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

das Mittel heiligt den Zweck; gib an Platte die Lina, statt an Lina die Platte; tu die Teekanne ins Waſſer; geh mit dem Markt auf den Korb; Mariechen bringt das Bett ins Frühſtück; oder es ſteht ſogar gedruckt zu leſen: der Stuhl brannte unter ihm vor Ungeduld. Derartiges wird dann in ſcherzhafter Rede verwendet: ſo entſteht aus dem geprüften Kreuzträger der gekreuzigte Briefträger; ſo kommt die ſchöne Schilderung zuſtande: bald lag er oben, bald lag ich unten, oder die üppige Ausgeſtaltung der Münchner Bilderbogen: „Wenn der Mops mit der Wurſt übern Spucknapf ſpringt und der Storch in der Luft den Froſch verſchlingt“ verwandelt ſich u. a. zu folgender Faſſung: „Wenn die Wurſt mit dem Froſch übern Spucknapf ſpringt und der Mops in der Luft den Storch verſchlingt“. Werden ſolche Verfehlungen aber öfters begangen, treffen mehrere Sprechende zuſammen in ihren falſchen Bahnen, ſo können ſie zum wirklichen Sprachgebrauch werden. Und in der Tat gibt es in der Sprache eine ganze Anzahl derartiger Verſchiebungen, wie man die Erſcheinung wohl genannt hat.

In der älteren Sprache hat man die Haut abgezogen, den Wein eingeſchenkt und ausgeſchüttet, den Stein oder den Speer geworfen, d. h. man hat hier nur den bewegten Gegenſtand in den Akkuſativ geſetzt. Heute erſcheint im Akkuſativ auch die Größe, die den Ausgangspunkt oder das Ziel der bewegten Sache bildet: man zieht den Fiſch, den Haſen ab, man ſchenkt die Gläſer ein und wirft den Hund mit dem Stein. Umgekehrt hat man früher nur das Haus ausgeräumt, jetzt auch die Möbel, früher den Schuldner gepfändet, jetzt auch ſeine Beſitztümer, früher die Leute geſpeiſt, während jetzt auch Leckerbiſſen geſpeiſt werden. Oder es kommt vor, daß vom Subjekt des Satzes ausgeſagt wird, was tatſächlich von den Beſtimmungen des Zeitworts gilt: der Himmel hängt voll Baßgeigen, die Wand ſitzt voll von Fliegen, die Straße wimmelt von Menſchen, der Krug läuft voll Waſſer, obwohl der Himmel nicht hängt, die Wand nicht ſitzt, die Straße nicht wimmelt, der Krug nicht läuft.

Beſonders häufig geſchieht es, daß die Beiwörter ſich verſchieben, zu dem falſchen Hauptwort hintreten. Man ſpricht von

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

stummer Handlung, blinder Verehrung; stumm sind aber nur die Handelnden, blind die Verehrer. Wer in bedrängten Umständen ist, ist selbst bedrängt. Wer in seinen jungen Jahren etwas erlebt hat, hat es als junger Mann erlebt; die Jahre selber sind weder jung noch alt. Wenn wir etwas auf die leichte Achsel nehmen, so ist nicht die Achsel leicht, sondern das Etwas erscheint uns als leicht. Wer vor einem blinden Fenster steht, der ist selber blind, d. h. er sieht nichts durch das Fenster. Ein solches blindes Fenster ist also kein wirkliches, nur ein vorgetäuschtes Fenster. Daher kann denn auch ein nicht ernsthafter Schuß, ein nicht begründeter Lärm als blinder Schuß, blinder Lärm bezeichnet werden.

Recht häufig ist diese Verschiebung der Beifügung bei dem Mittelwort der Gegenwart. Ganz eigentümlich sind Ausdrucksweisen, die sich bei unsern altdeutschen Dichtern finden. Wolfram von Eschenbach redet von der hohen Sterne kommender Zeit — er meint die Zeit der kommenden hohen Sterne; ein andrer von der armen Sünder lebendem Tod. Aber noch bei Herder heißt es: bei seiner letzten sterbenden Bitte; Thümmel sagt: mein letzter hinkender Spaziergang, und Goethe im Faust: die den großen Sünderinnen deine Nähe nicht verweigert und ein büßendes Gewinnen in die Ewigkeiten steigert. Der Mensch, der viel sitzt, führt eine sitzende Lebensweise; wer die fallende Sucht hat, fällt zu Boden, und wer in schwindelnder Höhe wandelt, empfindet selbst den Schwindel. Ein besonderer Fall solcher Verschiebung ist es, wenn die Größen, zwischen denen die Verschiebung stattfindet, im Verhältnis von Ursache und Wirkung stehen. Das kann in der Weise geschehen, daß die Beifügung vom Bewirkten zu dem Bewirkenden rückt: die alte Stilistik hat das als Prolepsis, als Vorausnahme bezeichnet. Das graue Elend macht grau, das gelbe Fieber, der schwarze Tod erzeugen die gelbe, die schwarze Farbe. Die frohe Botschaft schafft frohe Menschen. Es sind namentlich die Dichter, die mit Vorliebe sich dieser Ausdrucksweise bedienen: Schiller z. B. spricht von des Lorbeers muntern Zweigen, von des Chores grauser Melodie, von des Tempels heitrer Säule. Aber auch das Umgekehrte findet sich, daß die Beifügung vom Bewirkenden zum Bewirkten wandert: Wer ver-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

zweifelt ist, der begeht eine verzweifelte Tat. Auf die eine oder die andre Weise entstehen so Bedeutungspaare wie die folgenden; ein ärgerlicher, betrübter, trauriger, verdrießlicher Mensch — eine ärgerliche, betrübte, traurige, verdrießliche, Geschichte, eine empfindliche Haut — eine empfindliche Verletzung, ein gesundes Kind — eine gesunde Speise, eine selige Braut — eine selige Gewißheit. Kurze Augen sind Augen, die nur auf eine kurze Strecke sehen.

Die Verschiebung, die Vertauschung der Begriffe kann schließlich so weit gehen, daß eine völlige Umkehr stattfindet, daß Tätigkeitsform und Leideform ihre Stelle wechseln. Eine taube Nuß ist nicht eine Nuß, der das Gehör fehlt, sondern eine solche, die man nicht hören kann, in der nicht der eingetrocknete Kern gegen die Schale schlägt. Das Essen, das Trinken bezeichnen nicht nur die Handlung des Essens und Trinkens, sondern auch das, was gegessen, getrunken wird. Der Schlepper kann ein Dampfer sein, der andere Schiffe schleppt, aber auch ein Netz, das geschleppt wird; der Kulissenschieber ist jemand, der die Kulissen schiebt, aber der Schieber etwas, das geschoben wird, der Überzieher etwas, was übergezogen wird.

Besonders häufig ist diese Umkehrung, ist dieses Nebeneinander von Bedeutung des Tuns und des Leidens bei den Zeitwörtern. Das Fleisch brät, kocht, siedet, schmort, oder wird gebraten, gekocht, gesotten, geschmort; das Roß jagt dahin, das Wild wird gejagt, das Alte stürzt oder wird gestürzt, man taucht ins Wasser und wird getaucht, das Schiff treibt vor dem Winde und wird vom Winde getrieben, es wendet und wird gewendet; man zieht von dannen und wird am Ohr gezogen; der Faden reißt ab oder wird abgerissen; der Mond nimmt ab, der Hut wird abgenommen; der Nagel hält, die Wette wird gehalten; das Fenster schließt und wird geschlossen. Daß diese Vereinigung von aktiver und passiver Bedeutung in ein und demselben Worte so häufig ist, dafür hat man noch einen besonderen Grund angeben wollen. Die deutsche Sprache war um so formenreicher, je weiter wir in ihrer Geschichte hinaufsteigen, und so hat sie in grauen Vorzeiten, ebensogut wie das Lateinische und Griechische, eine besondere Form für das Aktiv, eine andre für das Passiv, eine für schließen, eine andre für geschlossen werden besessen. Als aber diese besondere

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Passivform unterging, hat man gemeint, mußte das ursprünglich Geschiedene zusammenfallen. Aber die Beschränkung der Erscheinung auf bestimmte Bedeutungsgruppen spricht entschieden gegen diese Auffassung (vgl. meine Syntax II, 116).

Wo nicht das gesamte Zeitwort die Doppelung zeigt, ist es unter Umständen eine einzelne Form, die die Umkehrung oder die Doppelheit der Bedeutung aufweist. Diese Form ist das Mittelwort der Vergangenheit. Ein gedienter Soldat ist ein Soldat, der gedient hat. Ungegessen, ungetrunken ist nicht bloß das, was nicht gegessen, getrunken worden ist, man kann auch ungegessen, ungetrunken zu Bett gehen, d. h. ohne gegessen und getrunken zu haben. Die ältere Sprache kennt viel mehr solcher Bildungen mit un-: im Mittelhochdeutschen kann man auch ungebacken sein, ungedankt, ungekauft, ungeredet, ungestritten, ungesungen, wenn man nicht gebacken, gedankt, gekauft hat usw. Etwas anders ist unbeholfen und das ältere beholfen zu beurteilen: beholfen stammt nicht vom einfachen behelfen, sondern von sich behelfen. Denn wenn man von einem rückbezüglichen Zeitwort das Mittelwort der Vergangenheit bilden will, so bleibt eben nichts andres übrig als die Wahl der Passivform. So gehört gefaßt zu sich fassen, einer, der sich gefaßt hat; gesetzt ist einer, der sich gesetzt hat; geübt, gewandt, geziert kommt von sich üben, sich wenden, sich zieren; zu sich abarbeiten stellt sich abgearbeitet, zu sich abhärmen abgehärmt; bedacht, bescheiden, besonnen gehen aus von sich bedenken, sich bescheiden, sich besinnen; empört, entsetzt von sich empören, sich entsetzen, ergeben, von sich ergeben; ein erklärter Liebhaber ist ein Liebhaber, der sich erklärt hat; verbissen, verbohrt stammen von sich verbeißen; sich verbohren; selbstvergessen von sich selbst vergessen; ungescheut von sich nicht scheuen, und schließlich sind sogar von sich einbilden, sich überlegen, wo sich den Dativ darstellt, die Mittelwörter eingebildet und überlegt hergeleitet (z. B. ein überlegter Mensch).

Die rückbezüglichen Zeitwörter berühren sich ja auch außerhalb des Mittelwortes mit der passivischen Ausdrucksweise. Ein Buch kann man nicht lesen, ein Gedicht nicht sprechen, und dennoch heißt es: das Buch liest sich leicht, das Gedicht spricht sich gut,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

d. h. es wird leicht gelesen, es kann gut gesprochen werden. Die Tür dreht sich in den Angeln, das Fenster schließt sich leise, das Wetter ändert sich; gerade hier aber sieht man, wie nahe sich in der Tat die aktive und die passive Weise stehen können. Nicht selten bleibt uns verborgen, wer die Tür dreht, das Fenster schließt, und wir wissen niemand zu benennen, der das Wetter ändert; so werden wir in einer Art von dichterischer Übertragung dazu geführt, die Ursache der Bewegung in das Subjekt zu verlegen. So zeigt sich auch hier, wie die allgemeine Neigung zur Verschiebung, die allgemeine Schwäche in der Auffassung der ursächlichen Verknüpfung noch durch besondere Umstände unterstützt wird. Und dieses Zusammentreffen verschiedener Neigungen und Möglichkeiten in der sprachlichen Entwicklung ist es, was die Deutung ihrer Erscheinungen noch besonders schwierig macht.

*

21. Zur Lehre von der deutschen Wortbildung.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, XIV/XV, November 1898.

Jakob Grimm hat mit dem zweiten und dritten Band seiner deutschen Grammatik den Grund gelegt zu der Lehre von der deutschen Wortbildung. Seitdem hat sich dieses Gebiet nur sehr geringer Beachtung erfreut. Insbesondere fehlt es an solchen Untersuchungen, die nicht bloß die Form, sondern Form und Bedeutung gleichmäßig ins Auge fassen. Abgesehen von der vielumspannenden bedeutsamen Darstellung von Wilmanns im zweiten Bande seiner deutschen Grammatik, kommen fast nur Arbeiten von Kluge und Paul in Betracht: von jenem die nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte, von diesem die zahlreichen Einzelforschungen über die Verbindung von Verben mit trennbaren und untrennbaren Vorsilben, die sein deutsches Wörterbuch enthält. So bleibt denn allenthalben noch genug zu tun und mögen kleine Beiträge nicht unwillkommen sein.

I. Zu den Bildungen auf -er.

Die Bildungen auf -er (ahd. -ari, mhd. -aere) zerfallen in zwei Hauptgruppen: einerseits solche, die von Hauptwörtern abgeleitet

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sind, anderseits solche, die von Zeitwörtern ausgehen. Die erste Gruppe hat ihre Lebenskraft zum großen Teil eingebüßt. Die zweite Bildungsweise steht noch in vollster Blüte; neue Schöpfungen wachsen üppig hervor, und ihre Bedeutungen gehen zum Teil so weit auseinander, daß es auf den ersten Blick nicht leicht fällt, die Vermittlung zwischen den verschiedenen Erscheinungsformen zu finden. Sie sollen uns hier beschäftigen.

A. Die große Masse der Ableitungen von Zeitwörtern bezeichnet **Personen**, und zwar solche, die die im Zeitwort ausgedrückte Handlung ausführen, z. B. Mäher, Schreiber, Wärter. In ganz seltenen Fällen ist diese Bedeutung in ihr Gegenteil umgeschlagen und wird eine Person bezeichnet, die der Gegenstand der Handlung ist: im älteren Niederdeutschen kommt ankleger in der Bedeutung von Angeklagter vor. Ächter bedeutet im Mnd. wie im Mhd. und dem älteren Nhd. nicht nur den, der die Acht verhängt, sondern auch den, über den die Acht verhängt wird (vgl. Kosegarten in Hoefers Zschr. für die Wissenschaft der Sprache IV, 202).

B. Dann gibt es eine Gruppe von Wörtern, die **Gegenständliches** bezeichnen. Zahlreiche Beispiele bietet Wilmanns a. a. O. 202; doch hat er die verschiedenen Abarten dieser Wörter nicht auseinander gehalten. Ich unterscheide:

I. Wörter, die den Gegenstand als Träger der Handlung darstellen: sie sind zum Teil von absoluten Zeitwörtern abgeleitet, wie Brenner, Glimmer, Klicker, Klinker (Backstein, von klinken, hell tönen), Klunker (von klunken, baumeln), Leuchter, Mitlauter, Selbstlauter, Ständer (ein stehendes Gefäß, Faß), zum Teil von transitiven Zeitwörtern: Behälter, Böller (der Werfer, von mhd. bolen werfen), Stecher, Wecker — Eisbrecher, Korkzieher, Wassermesser.

II. Wörter, in denen der Gegenstand als Mittel zur Ausführung der Handlung erscheint:

a) von absoluten Zeitwörtern: Schlapper (der schlappende Schuh) — Fernsprecher;

b) von Zeitwörtern, die in der hier zur Verwendung kommenden Bedeutung ihre nähere Bestimmung durch einen mit Vorwort gebildeten Ausdruck erfahren, z. B. Drücker, Klopfer, Lutscher, Schlutzer, Schnuller — Operngucker;

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

c) von Zeitwörtern, die ihre Erzänzung im Akkusativ von sich nehmen: Aufhänger, Dünger, Hauer, Heber, Merker (bayr. = das Merkzeichen) — Gassenhauer.

III. Wörter, die den Ort der Handlung bezeichnen, wie Driller (das Drillhäuschen), Hocker (Sitz,) Läufer (der Teppich, auf dem gelaufen wird), Pranger (von prangen pressen), Zwinger.

IV. Wörter, die den von der Handlung berührten Gegenstand bezeichnen, wie Trieler (oberdeutsch: das den Kindern vorgebundene Tuch, auf das sie geifern oder Speiseteile fallen lassen), Schmöker (das angerauchte Buch).

V. Wörter, die, von transitiven Zeitwörtern abgeleitet, den Gegenstand der Handlung bezeichnen: Ableger, Affetter (nd.: abgelegter Rock, vgl. Kosegarten a. a. O. S. 206), Ansteker (Platte, die zur Verlängerung des Tisches an diesem angebracht wird, bei Fritz Reuter, Franzosentid S. 255), Hinterlader — Mehrlader — Vorderlader, Knicker (Einschlagmesser; Sonnenschirm, der geknickt wird), Pelzer — Propfer (beides im Sinne von Pfropfreis), Propfer — Stopfer (beides im Sinne von Flaschenkork), Senker, Schieber, Schlepper (Schleppnetz; großer Rechen, der geschleppt wird), Vorleger (Bettvorlage,) Vorstecker, Überzieher, Wälzer (dickes Buch, das gewälzt wird).

C. Endlich gibt es eine Gruppe von Wörtern auf -er, die eine **Handlung** bezeichnen, zumeist eine einmalige, vorübergehende Ausführung derselben. Der Schriftsprache gehören nur sehr wenige dieser Bildungen an; sie sind im wesentlichen eine Eigentümlichkeit der süddeutschen Mundarten; in Mittel- und Norddeutschland scheinen sie Fremdlinge. Vielleicht sind mir die Mitglieder des Sprachvereins dabei behilflich, näheres über die Verbreitung dieser Bildungen festzustellen.

Eine Gruppe von ihnen hat bereits Kluge herausgehoben (Festschrift zur 50jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds S. 25): die Wörter für unartikulierte Laute: ich nenne Beispiele wie Bomber, Gluckser, Huster, Jodler, Juchzer, Krächzer, Lacher, Pocher, Plumpser, Schnalzer, Seufzer, Triller. Dann werden namentlich Bewegungsvorgänge auf diese Weise bezeichnet: Tanzbewegungen: Hopser, Schleifer, Schuhplattler, Tretter,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Walzer; Bewegungen des Körpers und seiner Teile: einerseits solche, deren Wirkungskreis sich auf den Träger der Handlung selbst beschränkt, wie Geber (das Gähnen, s. das D. W.), Knicker (Knicks), Knieschnapper, Rutscher, Schlenker, Schnackler, (bayr.: das Zucken), Schnaufer, Ständer (einen Ständer oder Ständerling machen, zur Unterhaltung mit jemand stehen bleiben, heißt es in meiner Heimat Karlsruhe), — Abstecher; anderseits solche, die auf ein Objekt einwirken: Drücker (einen Drücker aufsetzen), Fitzer (Schlag mit einer Gerte), Kretzer, Platzer, Puffer, Schnitzer, Stumper, Wischer; Vorgänge in der Natur: Blitzer, Dorrer (Donnerschlag, vgl. Schmeller, Bayr. Gramm. 1049), Schütter (ein plötzlicher Regenschauer), Sprützer (ein leichter Sprühregen); andere Bewegungen: Farer (das Fahren, Schmeller, ebd.). Selten sind die Fälle, wo andere als Bewegungserscheinungen bezeichnet wird: Anblicker — Blicker (Blick), Fehler, Nucker (ein kleines Schläfchen).

Bei manchen Wörtern kann man vielleicht im Zweifel sein, ob man sie der einen oder der anderen Unterabteilung zurechnen soll. Das sind gerade diejenigen, die für die Umbildung der Bedeutungen wichtig werden. Ein Stecher, Wecker, Wischer, ein Eisbrecher, Wassermesser, Wasserschöpfer sind für eine poetische Anschauung der Dinge handelnde Wesen, die stechen, wecken, wischen, das Eis brechen, das Wasser messen oder schöpfen, während eine nüchternere Betrachtung in ihnen nur Werkzeuge zieht, mit denen gestochen, geweckt, gewischt, gebrochen, gemessen, geschöpft wird. Nach solchen Mustern können dann Wörter gebildet werden, die nur noch das Werkzeug, das Hilfsmittel bezeichnen. Ebenso ist etwa der Pranger ursprünglich das unangenehme Ding, das die Leute preßt, der Zwinger der Raum, der Tiere oder Menschen einzwängt. In ähnlicher Weise läßt sich der Übergang von den Bezeichnungen des Mittels zu denen des Objekts herstellen: ein Propfer, Stopfer ist ein Ding, mit dem etwas zugestopft wird oder das in etwas gestopft wird; mit dem Überzieher wird etwas überzogen, und er wird über etwas gezogen. Dagegen fehlt es an einer derartigen Brücke zwischen den Bezeichnungen von Personen und Sachen einerseits und denen von Handlungen, von Vorgängen anderseits. Man könnte daran denken, die letzteren anzuknüpfen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

an die passiven Sachbezeichnungen, so daß ein Jodler das wäre, was gejodelt wird, ein Hopfer das, was gehopft wird usw.; in Jodler, Hopfer und dergl. läge dann diejenige Art von Gegenständen einer Handlung vor, die in der Grammatik als Produktivobjekte bezeichnet werden. Neuerdings wird die Meinung vertreten, etwa der Jodler sei tatsächlich zunächst eine Personenbezeichnung, eine Art Spukgeist, der im Menschen jodle. — Die merkwürdigste Erscheinung ist das völlige Umschlagen einer Bezeichnung in ihr Gegenteil, der Wandel der tätigen Bedeutung in die leidende. Gerade das, was durch die ältesten Beispiele bezeugt ist, die passive Geltung der persönlichen Hauptwörter ankleger und ächter, ist zunächst ohne Erklärung geblieben, und wenn wir auch etwa die Sachbezeichnungen mit passiver Bedeutung durch eine Umdeutung erklären konnten, so bleibt doch die Frage: wenn auch die Möglichkeit dieser Umdeutungen und Auffassungen zugegeben werden muß, wie kommt es, daß diese Art des Empfindens tatsächlich eintreten konnte? Warum hat nicht die Logik Einspruch erhoben gegen solche Mißhandlung, gegen ein Verfahren, bei dem der Träger einer Handlung, ihr Werkzeug, ihr Gegenstand durch das gleiche sprachliche Hilfsmittel bezeichnet werden? Nun, wir wissen heutzutage, daß die Sprachentwicklung mit den Gesetzen der formalen Logik wenig genug zu tun hat. Insbesondere läßt sich zeigen, daß die Sprache es mit der ursächlichen Verknüpfung der Erscheinungen nicht sehr genau nimmt; daß sie die verschiedenen Arten von Beziehungen, in denen eine Person, ein Gegenstand zu einem Vorgang steht, sehr häufig nicht unterscheidet.

Das zeigt sich in reichem Maße beim Zeitwort selber. Es gibt eine große Anzahl von solchen, die schon von Anfang an sowohl aktive als passive Bedeutung besitzen, oder im Laufe der Entwicklung angenommen haben, oder bei denen die eine sich aus der anderen entwickelt hat, vergleiche z. B. brechen, enden, fahren, glühen, kochen, rauchen, reichen, scheiden, schlagen (einem nachschlagen, ausschlagen), schließen, treiben, ziehen (vergl. meine deutsche Syntax II, 114). Führen hat auf niederdeutschem Boden die Bedeutung von fahren angenommen. In vielen Mundarten ist die Doppelheit von lehren und lernen dadurch beseitigt worden, daß lehren auch discere, oder lernen auch docere bedeutet. Borgen und leihen bedeuten sowohl: etwas leihweise hingeben

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

als leihweise empfangen. Bedingen läßt sich im heutigen Sprachgebrauch sowohl in der Bedeutung voraussetzen als der von hervorrufen belegen (siehe Matthias S. 443). Weiter gibt es Zeitwörter, die zwar im allgemeinen außerstande sind, einen Akkusativ zu sich zu nehmen, weil sie absolute Bedeutung haben, aber trotzdem unter besonderen Umständen mit einem Akkusativ verbunden werden können (siehe Erdmann-Mensing, Grundzüge der deutschen Syntax II, S. 142). So bestehen z. B. nebeneinander: eilen — sich eilen, irren — sich irren, nahen — sich nahen, schleichen — sich schleichen. Oder es können solche Zeitwörter mit einem rückbezüglichen Akkusativ und einem das Ergebnis der Handlung bezeichnenden Beiwort verbunden werden, z. B. sich tot fallen, sich krank lachen, sich wund liegen, sich heiser schreien. Oder auch mit einer Bestimmung durch Vorwort: z. B. sich zu Tode fallen, sich in Schweiß laufen.

Dann aber gibt es einzelne Formen des Zeitworts, die besonders leicht geneigt sind, die Art der ursächlichen Verknüpfung außer acht zu lassen. Von alters her kann das Mittelwort der Vergangenheit von Zeitwörtern nicht nur passive, sondern auch aktive Bedeutung zeigen (vgl. Grimm, Deutsche Grammatik IV, S. 74 des Neudrucks; Erdmann, Grundzüge I, § 133; Zeitschr. f. d. Unterricht VIII, 680, XI, 697): z. B. ist trunken seit dem Gotischen in aktiver Bedeutung belegt; altsächs. farduan, ahd. firtan bedeutet verbrecherisch; vgl. ferner mhd. verlogen, vermessen, verschwiegen; ein studierter Mann, ein gedienter Soldat; ungegessen, ungetrunken; Berthold von Regensburg I, 20, 37: also müezent die tenzeler iezuo ungetanzet sin und die spöter ungespotet, (siehe oben S. 180 und meine deutsche Syntax II, 397).

Umgekehrt erscheint das Mittelwort der Gegenwart mit passiver Bedeutung, oder es wird doch so verwendet, daß das Hauptwort, mit dem das Mittelwort unmittelbar verbunden wird, nicht den wirklichen Träger der Handlung darstellt (s. Grimm, Grammatik IV, S. 68 des Neudrucks), vgl. mhd. ditz ansehende leit, klagende not, mit windenden henden; an bî ligender minne; nhd. melkende Kuh, rezitierendes Drama, singende Messe, fallende Sucht, irer dar chumenden raise (Füeterers Lanzelot

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

S. 22), bei nachtſchlafender Zeit, ſitzende Lebensweiſe. Auch der Infinitiv zeigt unter Umſtänden paſſiviſche Bedeutung: das Eſſen, das Freſſen, das Trinken können die Dinge bezeichnen, die gegeſſen, gefreſſen, getrunken werden.

Von tranſitiven Zeitwörtern können mit einer und derſelben Bildungsſilbe Beiwörter mit aktivem wie mit paſſiven Sinn abgeleitet werden. So mit der Silbe -lich: z. B. von beſchauen beſchaulich, aber von anſehen anſehnlich, von begehren begehrlich, aber von verwerfen verwerflich. Empfindlich, verdrießlich ſind doppelſeitig; neben erkenntlich und vergeßlich ſteht unerkenntlich, unvergeßlich. Oder mit der Silbe -ſam: man vergleiche fügſam und biegſam, enthaltſam und unaufhaltſam. Aber auch andere Beiwörter zeigen ein doppeltes Geſicht: ein blindes Fenſter iſt ein ſolches, durch das man nichts ſieht, eine taube Nuß eine Nuß, in der man nichts hört; vgl. eine frohe, eine traurige Kunde, ein fußfreier Rock, eine geſunde Speiſe, das norddeutſche kinderlieb im Sinne von kinderliebend. Der Sandersſchen Zeitſchrift für deutſche Sprache entnehme ich eine Leſefrucht aus den Berichten des deutſchen Hochſtifts 1887, 166: ſeine getreuen Vorbilder. Aus dem Gebiete des Hauptworts erwähne ich, daß Pate ſowohl den geiſtlichen Vater des Taufkindes, als dieſes ſelbſt bezeichnet, daß Gläubiger und Schuldner beide ſowohl den, der Geld hergeliehen hat, als den, der es empfangen hat, bezeichnen konnten (vgl. Hildebrand, Zeitſchr. f. d. Unterr. VII, 577).

Von den Fügewörtern zeigt darum gelegentlich in volkstümlicher Rede eine Umkehr ſeiner Bedeutung; mehrere Belege in Hebels Erzählung: Ein Wort gibt das andere, z. B.: O das arme Tier! Was hat ihm denn gefehlt? Drum hat es zu viel Luder gefreſſen.

Bei der Bildung des Satzes werden einem Subjekt nicht ſelten Tätigkeiten beigelegt, die bei genauerer Betrachtung ihm nimmermehr zukommen können: der Himmel hängt voller Geigen, die Augen ſtehen voll Tränen, die Stadt wimmelt von Menſchen, das Faß läuft über, das Herz geht über. Wieder aus Sanders' Zeitſchrift ſtammt eine Gedankenloſigkeit, die Maximilian Ger, Flittergold S. 125, verübt hat: der Stuhl brannte unter ihm vor Aufregung. Endlich erinnere ich an einen Scherz

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

in Freytags Soll und Haben. Dort soll Sturm, der alte Auflader, dazu gebracht werden, sich aus seinen ungesunden Lebensverhältnissen loszumachen und zu seinem Sohn Karl zu reisen. Dieser läßt dem Vater brieflich mitteilen, daß er sich die rechte Hand schwer verletzt habe. Das versetzt den Alten in tiefen Kummer, weil er meint, es sei ihm nun selber die Möglichkeit genommen, an den Sohn zu schreiben.

In einzelnen der von mir erwähnten Erscheinungen läßt sich ein besonderer Anlaß erkennen, der den Zusammenfall der gegensätzlichen Bedeutungen herbeigeführt hat. Im Ahd. bestanden zwei äußerlich verschiedene Bildungen von der Wurzel irr-, die dann im Mhd. lautlich zusammenfielen: ein irron mit der Bedeutung irre gehn und irr(j)an mit der Bedeutung irre machen; sich irren enthält von Hause aus dieses letztere Zeitwort. Nachdem aber dem einfachen Zeitwort nur noch die absolute Bedeutung verblieben war, mußte auch sich irren als eine Verwertung dieser Bedeutung erscheinen. Nach dem Vorbild derartiger Fügungen konnten dann auch solche absolute Zeitwörter den Akkusativ sich zu sich nehmen, bei denen niemals eine transitive Bedeutung vorhanden gewesen. Wenn darum einen begründenden Satz einführt, so erklärt sich dies aus der Tatsache, daß dieses Fügewort von Hause aus gar nicht zu dem Satze gehörte, als dessen Einleitung es später erscheint, sondern einen Satz für sich bildete. Das vorhin erwähnte Beispiel aus Hebel gestaltete sich ursprünglich folgendermaßen: auf die Frage: warum ist denn das Tier gestorben? lautete die Antwort: darum (d. h. aus folgendem Grunde): es hat zu viel Luder gefressen.

Die Möglichkeit solcher Erklärungen tut natürlich der Tatsache keinen Abbruch, daß alle die erwähnten Erscheinungen bezeugen, wie wenig die Sprache Anstoß nimmt an solcher Ungenauigkeit in der Angabe der Beziehungen, die zwischen verschiedenen Größen bestehen.

Ich kehre noch einmal zu den Bildungen auf -er zurück, die Vorgänge oder Handlungen bezeichnen. Wie kommt es, daß nur ganz bestimmte Bedeutungsgruppen von Zeitwörtern an ihnen beteiligt sind?

Sieht man von einigen besonders gearteten Fällen ab, so

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

handelt es sich um zwei Gruppen von Bezeichnungen. Die eine, bei weitem größere, geht aus von Zeitwörtern, die unwillkürliche Vorgänge bezeichnen, bei denen also von einem wirklichen Träger der Handlung kaum die Rede sein kann. So konnten sich hier Bildungen auf =er als Bezeichnungen des Handelnden nicht recht ausbilden. Es blieb der Platz frei für Bildungen mit anderer Bedeutung; oder umgekehrt ausgedrückt: bei anderen Verben konnten die Abstraktbildungen nicht so leicht aufkommen, weil schon Bildungen der gleichen Art mit persönlicher Bedeutung vorhanden waren. Die zweite kleinere Gruppe umschließt die Bezeichnungen von Tänzen: hier war für die Bildungen, die den Handelnden bezeichnen, wohl deshalb kein günstiger Boden vorhanden, weil dabei nicht sowohl die Tätigkeit eines einzelnen als das Zusammenwirken mehrerer vorliegt.

Schließlich möchte man gern wissen, weshalb diese Abstraktbildungen gerade in Oberdeutschland zu Hause sind. Man wird dieser Frage jedoch erst dann mit Erfolg näher treten können, wenn man die Ausdehnung unserer Erscheinung kennt, also nach damit zu verknüpfenden Tatsachen suchen kann, die ungefähr das gleiche Verbreitungsgebiet besitzen.

2. Zur Vorsilbe ent=.

Die Zusammensetzungen von Zeitwörtern mit der Vorsilbe ent= zerfallen in zwei Hauptgruppen. In der einen entspricht die Bedeutung der Vorsilbe ganz deutlich der des auch lautlich verwandten griech. *ἀντί*; vgl. z. B. got. andstandan entgegenstellen, altsächs. anthebbian standhalten gegen etwas; got. andhausjan anhören (sich hörend gegen einen hinwenden, vgl. lat. oboedire), entgelten (vgl. griech. *ἀντιδίδωμι*). In der zweiten Gruppe hat ent= die Bedeutung des Loslösens: z. B. entsetzen, entfliehen, entladen, entkleiden, entwurzeln; entmannen, entmutigen, entblößen.

Man hat nun gemeint, es sei notwendig, noch eine dritte Gruppe anzunehmen, in der von der Grundbedeutung hinein auszugehen sei, und bei deren Gliedern die Vorsilbe ent= lautlich mit got. in im Zusammenhang stehe (vgl. got. insandjan entsenden, intundnan entzündet werden). Es ist geltend gemacht worden,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

daß neben entbieten ahd. imbot, neben mhd. entbizen imbiz stehe; die Kraft dieses Hinweises wird jedoch aufgehoben durch die Tatsache, daß den beiden eben genannten Zeitwörtern im Altsächsischen die Wörter andbiodan und andbitan gegenüberstehen, die keine Beziehung zum got. in- haben können. Weiter ist nun Paul ebenso wie Wilmanns der Ansicht, daß es zum Verständnis der sogenannten Inchoativa der Heranziehung der gotischen Bildungen mit in- bedürfe (vgl. z. B. entbrennen, entschlafen). Ich kann diese Notwendigkeit nicht zugeben. Einerseits erhebt wieder das Altsächsische Einsprache mit seinem answebian (= entschlafen), anderseits besteht keine Schwierigkeit, an die Grundbedeutung entgegen anzuknüpfen: diese Verba bezeichnen „die auf einen Zustand hin eingeschlagene Richtung". Den einfachsten Beweis für die Möglichkeit dieser Entwicklung liefert das Lateinische, in dem eine ganze Anzahl von Inchoativen mit der Vorsilbe ob gebildet werden: obardesco, obaresco, obatresco, obbrutesco, obdormio, obdulcesco, obdulco, obduresco, obduro, obeso, obirascor, oblanguesco, oblenio, oblitesco, obmutesco, obrigesco, obsaturo, obsopio, obstupesco usw. (vgl. Delbrück, vgl. Syntax Seite 683).

Nicht ganz leicht ist es zu sagen, wie die Bedeutung der Trennung aus derjenigen der Annäherung, aus der Bedeutung entgegen entstanden ist. Es fehlt ja nicht an einzelnen Berührungen beider Vorstellungen: vgl. entbrennen — losbrennen, entblühen — erblühen (er- = got. us- aus), entgegennehmen — abnehmen, anhängen einem — abhängen von einem, anhören — abhören; man sagt einem ab, indem man ihm entgegenspricht, man schlägt etwas weg, indem man es zurückschlägt, ihm entgegenschlägt. Dem deutschen anbinden entspricht griech. ἐκδέω; im Lateinischen ist ob- in einigen Zeitwörtern der trennenden Bedeutung nahegekommen, vgl. obeo, obliviscor, obloco, obrodo. obrogo, obsoleo, obsorbeo, opperio.

So hat sich denn auch bei anderen deutschen Vorsilben aus dem Begriff der Annäherung der der Trennung entwickelt. Bis ins Neuhochdeutsche reichen derartige Bildungen mit be-, vgl. benehmen, berauben, beschneiden. Ich verweise ferner auf die

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Zuſammenſetzungen der älteren Sprache, die mit at (= lat. ad) gebildet ſind. Im Gotiſchen erſcheint athafjan herabheben, athahan herabhängen, atsteigan herabſteigen; im Agſ. z. B. ätfleon entfliehen, ätlaedan fortführen, ätniman entnehmen.

Immerhin liegen bei at- und be- und beim lat. ob- die Verhältniſſe entſchieden anders als bei ent-. Bei jenen drei Vorſilben ſpielt die trennende Bedeutung doch nur eine untergeordnete Rolle; bei ent- dagegen iſt ſie die herrſchende geworden. Ich möchte daher glauben, daß hier die Entwicklung noch durch einen beſonderen Umſtand gefördert worden ſei.

Die zwei indogermaniſchen Umſtandswörter, die im Griech. ἀπό, lat. ab einerſeits und lat. ob anderſeits vorliegen, ſind im Germaniſchen zuſammengefallen in der Bildungsſilbe, die got.-altſ. af, angelſ. of lautet. Neben Zeitwörtern nun, die die Bildungsſilbe af- aufwieſen mit der Grundbedeutung entgegen, ſtanden verwandte Verba mit der Bildungsſilbe ant-: vgl. z. B. angſ. ofdraedan und altſ. antdradan fürchten, angſ. ofirnan einholen — got. andrinnan entgegenrennen, altſ. afsebbian — mhd. entseben wahrnehmen, angſ. ofseon betrachten, got. andsaihwan, angſ. onseon, angſ. ofsettan beſetzen — got. andsatjan. So hat man denn Veranlaſſung erhalten, auch in anderen Verwendungen den Bildungen mit af- ſolche mit and- zur Seite zu ſtellen.

3. Zur Vorſilbe er-.

Wilmanns bemerkt, Gramm. II, 151: „öfters entſpricht er- dem lat. re-, z. B. erſetzen, erſtatten, erwidern, erlaſſen, erholen, erquicken, erlöſen, erinnern“ und er leitet dieſe Bedeutung der Vorſilbe ab aus Zeitwörtern wie got. usgiban, usgildan (reddere). Von den Wörtern, die Wilmanns aufzählt, ſcheinen mir erlaſſen und erlöſen nichts anderes zu enthalten als das ganz gewöhnliche er-, das urſprünglich ein Heraus und ſodann die Trennung bedeutet; erquicken gehört zur großen Gruppe der ſog. Inchoativa. Bei den andern liegt in der Tat die Bedeutung zurück, wieder vor, ohne daß eine unmittelbare Anknüpfung an die Grundbedeutung von er- möglich wäre. Von den Wörtern, die nach Wilmanns eine Vermittlung bilden, iſt usgildan meines Erachtens

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

zu streichen, denn dem Hochdeutschen ist diese Bildung fremd; von den Wörtern, die er- = lat. re aufweisen, gehört bloß irhalon bereits dem Althochdeutschen an; daß es in noch frühere Zeiten hinaufreiche, läßt sich nicht wahrscheinlich machen. Dagegen hätte Wilmanns sich auf arwintan umkehren berufen können, denn mit dem Begriff des Wendens ist das Zurück enge verknüpft; denn umkehren selber ist ja so viel wie heimkehren, zurückkehren. Dann möchte ich aber noch auf eine andere Gruppe von Zeitwörtern aufmerksam machen: sie bezeichnen einen Vorgang, dessen Gegenteil als etwas Ordnungswidriges, den naturgemäßen Zustand Störendes empfunden wird. Wird nun ausgesagt, daß dieser gegenteilige Zustand verlassen wird, so wird das als eine Wiederherstellung des Regelrechten angesehen. Ich nenne Zeitwörter wie mhd. erædern schneelos werden, erfrischen, ermannen, erniuwen, erwecken, denen sich nun auch erquicken anschließt. Ebenso ist erstên Aufhebung des Begrabenseins. Oder es handelt sich bei der Schaffung einer Eigenschaft tatsächlich um die Herbeiführung eines früheren Zustandes, vgl. mhd. erjungen jung werden. In solchen Wörtern scheint mir die Hauptwurzel für die späteren Bildungen mit er- im Sinne von wieder zu liegen.

4. Ein Beispiel von fremdem Einfluß in der Wortbildung.

Daß die Bildungssilben -ieren, -ei, -lei aus dem Französischen stammen, ist allgemein bekannt. Daß die Silbe ahd. -ari, mhd. -aere, nhd -er, von der wir vorhin gehandelt haben, nichts anderes als das lateinische -arius sei, findet mehr und mehr Anerkennung. Dafür, daß man mit rein deutschem Sprachstoff fremde Wortbildungen nachzuschaffen strebte, gewähren Wörter wie mhd. sich underküssen, sich underminnen, sich undersehen, sich gegenseitig küssen, lieben, sehen ein lehrreiches Beispiel. Weil das deutsche under- in vielen Fällen dem franz. entre entsprach, hat man es für das französische Wort auch da eintreten lassen, wo sich im echt deutschen Sprachgebrauch kein Anhalt bot. Eine ähnliche Erscheinung glaube ich nun auch im Althochdeutschen nachweisen zu können.

Hier können Zeitwörter zusammengesetzt werden mit eban.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Die Grundbedeutung dieſes Wortes iſt gleich, die noch in unſerem ebenſo vorliegt. Dieſe Wörter können bezeichnen:

I. Daß ein Subjekt das gleiche tut wie ein anderes: ebandolen gleiches dulden, ebanwirken gleiches wirken.

II. Daß ein Objekt mit einem anderen gleich gemacht wird: ebanmezzon, ebanbilidon (es iſt jedoch wohl möglich, daß hier nicht verbale Zuſammenſetzungen, ſondern Ableitungen von ſubſtantiviſchen Zuſammenſetzungen, von *ebanmez, *ebanbilidi vorliegen).

III. Daß eine Größe mit einer anderen in Beziehung ſteht oder in Beziehung geſetzt wird: ebanbruchan (verkehren), ebanbringan (vergleichen).

IV. Eine bloße Verſtärkung der Verbalbedeutung: ebanstantanti consistens, ebankesizzan considere.

Die Verwendungen unter III und IV laſſen ſich aus der Grundbedeutung von eban nicht unmittelbar ableiten. Nun entſprach aber ebandolen dem lat. compati, ebanwirken dem lat. cooperari, ebanbilidon einem conformare, ebanmezzon einem coaequare; ſo hat man das lat. con auch in anderen Bedeutungen durch eban wiedergegeben: ebanbringen überſetzt conferre, ebanbruchen couti.

Auch das ſelbſtändige Adverb ebano wird in dieſer Weiſe zur Wiedergabe des lat. con- verwendet: ebano gifuagit confertus.

5. Erſparung eines Gliedes der Zuſammenſetzung.

Wenn zwei zur zweigliedrigen Formel verbundene Zuſammenſetzungen ein gemeinſames Glied haben, ſei es der erſte oder der zweite Teil des Wortes, ſo braucht dieſes bloß einmal ausgeſprochen zu werden: Gas- und Waſſerwerk, Bücher- und Leſehalle; Weibergelüſt und -Liſt (Fiſchart), Feuers- und Waſſersnot. Woher ſtammt dieſes ſeltſame Verfahren, das z. B. dem Griechiſchen, obgleich deſſen Zuſammenſetzungen ſonſt ſo nahe Verwandtſchaft mit dem Deutſchen zeigen, gänzlich unbekannt iſt? Antwort: daher, daß das Deutſche eine Art von Zuſammenſetzungen beſitzt, die dem Griechiſchen noch ſo gut wie fremd iſt. Ein ſehr großer Teil unſerer Zuſammenſetzungen iſt dadurch entſtanden, daß fertige im Satz nebeneinander ſtehende Wörter zu einer feſten Verbindung zuſammen-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

gerückt sind. Frauenlist ist ursprünglich frouwen list, List der Frau; ebenso geht natürlich Frauengelüst und -List zurück auf: frouwen gelust und list. Es ist also von einer Ersparung ursprünglich überhaupt keine Rede, sondern ein einzelnes Glied der Rede trat in gleichartige Beziehung zu zwei durch das Fügewort und verbundenen Wörtern. Beim Zusammenwachsen konnten natürlich nur die sich unmittelbar berührenden Glieder zur Einheit zusammentreten, und es entstand nun der Schein der Ersparung.

Im eben besprochenen Beispiel bestand das bestimmende Wort aus einem Glied, das bestimmte aus zweien. Es ist aber auch der umgekehrte Fall möglich. Nehmen wir einen Satz, wie er bei Ulrich Füeterer, Lanzelot S. 18, zu lesen steht: nu süllen ye königs und fürsten wort stätt sein, so ergibt sich daraus ganz von selbst die Zusammenrückung: Königs- und Fürstenwort. Nach dem Vorbild dieser „unechten" Zusammensetzungen haben sich dann auch die „echten" gerichtet, die nicht in geschichtlicher Zeit durch Zusammenrückung entstanden sind, und schließlich hat das ältere Neuhochdeutsche auch bei bloßen Bildungssilben die Ersparung eintreten lassen: gött- und menschlich, mensch- und möglich, an allen Ort- und Enden, ein Verfahren, das wieder fast gänzlich verloren gegangen ist, das jedoch in menschenmöglich noch fortlebt, wo -en dem älteren und entspricht.

*

22. Zur Bildungssilbe -er.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung 1, 63 (1900).

In wie hohem Maße die Bildungssilbe -er als der gegebene Ausdruck für den Begriff des Persönlichen erscheint, zeigt die Tatsache, daß sie auch an solche Wörter antritt, die schon an und für sich die genannte Vorstellung verkörpern. Ich denke dabei weniger an das Nebeneinander von Wörtern wie Fürsprech — Fürsprecher, Sachwalt — Sachwalter, Barbier — Barbierer, denn hier bestehen die Verben sprechen, walten, barbieren, die Anlaß zu Neubildungen auf -er geben konnten. Auch Feldscheerer neben Feldscheer und Urheber für älteres Urhap lassen sich allenfalls noch auf scheeren und heben beziehen, zur Not auch noch Ein-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

siedler für Einsiedel auf siedeln. Aber für Vormünder neben Vormund steht kein Zeitwort mehr zu Gebote. Andere derartige Bildungen sind Fremdlinger, das Luther neben Fremdling gebraucht. In dem Briefwechsel Baumgartners mit seiner Frau begegnet die Anrede herzlieber Schatzer (S. 57 und 66). Hahnreyer neben Hahnrey wird von Kehrein, Gramm. des 15.—17. Jahrh. II, 24 belegt. Neben Knorz, das landschaftlich soviel als Knirps bedeutet, begegnet auch die Form Knorzer. Es bestehen nebeneinander die Tiernamen Pintsch — Pintscher, Schnauz — Schnauzer,[1]) Spitz — Spitzer, Gockel — Gockler. Zaler (penis = mhd. zagel) wird wieder von Kehrein II, 20 für das 15. Jahrh. belegt. Wenn aber neben félawa schon im späten ahd. felwar erscheint, so dürfte diese Form auf das Vorbild von albari, albar zurückzuführen sein.

Wo aus fremden Sprachen Personenbezeichnungen übernommen werden, geschieht es zumeist unter Verleihung des Ausgangs -er: man denke an Lutheraner, Insulaner, Tertianer, Mathematiker, Physiker. Neben Hatschier und Kassier begegnet Hatschierer, Kassierer; bei Reuter, Festungstid 339, 341 ist Officierer, Unterofficierer belegt. Ital. mercatante ist zu Marketender, hebr. Rabbi zu Rabbiner geworden.

Diese Erscheinungen bringen mich auf noch eine Frage. Adamek, die Rätsel unserer deutschen Schülernamen, S. 14, spricht von einem Suffix-er, das im Süddeutschen Patronymika bilde, also z. B. Lexer, Sohn des Alexius, Henninger, Sohn des Henning, und Socin (Lbl. 1895, Sp. 338) erkennt grundsätzlich das Dasein einer solchen Bildungsweise an. Man könnte aber auch vermuten, daß Henninger nicht der Sohn des Henning, sondern der Henning selber ist, in genauer Übereinstimmung mit dem Wortpaar Fremdling — Fremdlinger.

Bemerkenswert ist endlich, daß -er auch zur Bildung des erst vom Femininum ausgehenden Maskulins gebraucht wird: Witwer zu Witwe, Tauber, mundartlich Ganser.

*

[1]) Schnauzer könnte allerdings auch anders gefaßt werden: der eine Schnauze hat.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

23. Zur Lehre von der Zusammensetzung.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 31. (1916) 278.

Vor kurzem hat der Schriftführer einer großen Vereinigung mir die Frage vorgelegt, ob jene Körperschaft einen Preßdienst oder einen Pressedienst einrichten solle. Vor einer Reihe von Jahren wurde in unserm Briefkasten (1905 Sp. 353) erörtert, ob es Jauchepumpe oder Jauchenpumpe zu heißen habe. Allgemeiner gefaßt lautet die Frage: in welcher Gestalt erscheint ein weibliches Hauptwort auf -e, wenn es als erstes Glied einer Zusammensetzung verwendet wird?

Sucht man diese Frage dadurch zu beantworten, daß man eine große Zahl von Beispielen zusammenträgt, so ergibt sich zunächst ein scheinbar ganz hoffnungsloses Bild der Verwirrung. Es heißt Kirchturm, aber Kirchenfenster, Kirchplatz, der Platz bei der Kirche, aber Kirchenplatz, der Platz in der Kirche; Mettegesang, aber Meßgesang; das Elbtal, aber das Saaletal[1]) und das Wiesental, Ehebruch, aber Ehrenhandel, Heidekraut, aber Wiesenschaumkraut, Erdreich, aber Erdenkloß.

Diese Mannigfaltigkeit hängt zunächst damit zusammen, daß die Bildungen nicht alle zu derselben Zeit entstanden sind, und daß zu verschiedenen Zeiten verschiedene Verfahren geübt werden.

Die älteste, aus der indogermanischen Urzeit stammende Weise besteht darin, daß der sogenannte reine Stamm verwendet wurde, und zwar in doppelter Gestalt: war die Stammsilbe lang, so erschien der Stamm ohne vokalischen Ausgang; war sie kurz, so ging er auf einen Vokal aus; also z. B. ahd. erdrihhi, mhd. ertriche, Erdreich zum Hauptwort erda die Erde, aber ahd. bētahus, mhd. betehus, Bethaus zu beta, mhd. bete, die Bitte. Die Gestaltung, die in mhd. betehus vorliegt, ist aber nicht gleichzusetzen mit der Gestaltung, die in nhd. Heidekraut, Breitegrad erscheint, denn das e der mittleren Silbe von betehus mußte im Nhd. untergehen, wie jedes e, das zwischen Hochton und Tiefton stand (mhd. arzenie, nhd. Arznei, mhd. kindelin, nhd. Kindlein, mhd. jungelinc, nhd. Jüngling).

---

[1]) Mindestens von „Saalfeld" bis Jena ist nur „Saaltal" gebräuchlich, bemerkt dazu Oskar Streicher.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

In späterer geſchichtlicher Zeit bildete man neue Zuſammenſetzungen zum Teil in der Weiſe, daß der Genitiv der Hauptwörter in das erſte Glied der Zuſammenſetzung eintrat. Dieſer Genitiv konnte der ſtarken Beugung angehören: altdeutſch hellehunt, der Hölle Hund, oder der ſchwachen: mhd. wochentac, der Wochentag. Dabei iſt es wichtig, daß zahlreiche Hauptwörter im Altdeutſchen ſowohl ſtark als ſchwach abgewandelt werden können; es ſind namentlich mitteldeutſche und niederdeutſche Gebiete, die die ſchwache Biegung bevorzugen.

Wiederum kann die Geſtaltung, die in hellehunt vorliegt, nicht der Ausgangspunkt für die von nhd. Heidekraut ſein; denn nach dem eben erwähnten Lautgeſetz hätte hellehunt im Nhd. zu Höllhund werden müſſen.

Heidekraut iſt vielmehr der Vertreter einer dritten Stufe, einer Bildungsweiſe, die erſt das Nhd. geſchaffen hat, wobei das Hauptwort unverändert in die Zuſammenſetzung eintritt.

Von den im Nhd. vertretenen Bildungsweiſen iſt diejenige, die z. B. in Erdreich vorliegt, nicht mehr lebendig, d. h. ſie wird nicht mehr zu beliebigen Neuſchöpfungen verwendet. Ihre Vertreter ſtammen aus älterer Zeit, wie Eichbaum, Himbeere (aus Hintbere, zu mhd. hinde, die Hindin), Kirchplatz, Pfarrkirche, Rentmeiſter, oder ſie ſind Nachbildungen von Wörtern aus älterer Zeit: es heißt Wundnarbe, Wundbehandlung, weil eben früher Wundarzt, Wundkraut, Wundſegen vorhanden war.

Die Bildungen, die mit der Preſſe, d. h. dem Zeitungsweſen, zuſammenhängen, können natürlich nicht in dieſe frühe Zeit hinaufreichen.

Von unſern Bildungen auf -en ſtammt ein guter Teil aus älterer Zeit: z. B. Feigenblatt, Frauenhaar, Gallenblaſe, Gerſtenkorn, Höllenfahrt, Lungenkraut, Tintenfaß, Zungenſpitze; eine lange Reihe anderer aber iſt erſt im Nhd. entſtanden. Bildunden wie Heidekraut ſind durchaus nhd. Urſprungs.

Wann tritt nun das eine, wann das andere der beiden im Nhd. lebendigen Verfahren ein? Warum heißt es Heidekraut, nicht Heidenkraut, aber Säulenſchaft, nicht Säuleſchaft?

Ich erwähne zunächſt, daß die erſten Glieder, die auf -e ausgehen, vielfach Wörter mit gedanklicher Bedeutung ſind: etwa Be-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

zeichnungen von Zuständen und Vorgängen, z. B. Annahmestelle, Aufnahmeprüfung, Ebbezeit, Eingabestempel, Erntefest, Fehderecht, Haussespekulation, Hitzeperiode, Lageplan, Mühewaltung, Mußestunde, Parademarsch, Rachegöttin, Sühneverfahren, Wonnemond; oder Wörter, die eine Eigenschaft bezeichnen: Breitegrad, Härteskala, Kältemischung, Reifeprüfung. Aber die gedankliche Bedeutung an sich kann jedenfalls keine formgebende Rolle spielen, denn es heißt auch Ehrenhandel, Freudengeschrei, Gnadenakt, Injurienprozeß, Klassenbewußtsein.

Und ferner: auch dingliche Anschauungen sind unter den ersten Gliedern auf =e vertreten, insbesondere Stoffbezeichnungen, vgl. z. B. Gosebrauerei, Jutespinnerei, Kreidestrich, Melassefabrik, Pomadetopf, Stärkemehl; aber auch anderes: vgl. Bagagewagen, Beutestück, Fouragemagazin, Garderobezimmer, Gemeindeglied, Heidekraut.

Auf der Seite der Bildungen mit =en steht die große Masse der Wörter, die Dingbezeichnungen an erster Stelle aufweisen, vgl. z. B. Blusenschnitt, Damenhut, Depeschenformular, Droschkengaul, Entenschnabel, Etappenkommando, Flächeninhalt, Klassenzimmer, Lockenraub, Maschinenöl, Meilenzeiger, Orangenschale, Pumpenschwengel, Säulenschaft, Sensenmann, Soßenlöffel, Treppenwitz, Truppenübungsplatz.

Die Wörter, die in der Form mit =e in die Zusammensetzung eintreten, liegen, wie man sieht, in ihrer Bedeutung weit auseinander. Es ist ihnen aber gemeinsam, daß sie regelmäßig nur in der Einzahl gebraucht werden. In ihrer Biegung erscheinen also nur Formen auf =e, keine auf =en: die Heide — der Heide, die die Jauche — der Jauche, die Presse — der Presse, die Jute — der Jute, die Rache — der Rache. Es ist also nur natürlich, daß auch die Zusammensetzung bloß die Formen auf =e darbietet.

Dagegen die Dingbezeichnungen sind durchweg der Mehrzahl fähig; es stehen also an sich Formen auf =e und auf =en zur Verfügung: die Bluse — der Bluse — die Blusen, die Hütte — der Hütte — die Hütten.

Solche Wörter nun, die an sich sowohl in einfacher wie in mehrfacher Zahl auftreten, erscheinen in der Zusammensetzung zum

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Teil in deutlichem Hinweis auf eine Mehrzahl von Dingen: [vgl. Kohlenkübel, Meilenzeiger. In zahlreichen andern Wörtern kann das erste Glied sowohl als Einzahl wie als Mehrzahl empfunden werden: das Klassenzimmer dient einer oder mehreren Klassen, beim Lockenraub kann eine oder mehrere Locken der Gegenstand des Raubes sein, das Flötensolo von einer Flöte allein oder mehreren Flöten ausgeführt werden; das Treppengeländer kann das Geländer der als Ganzes gefaßten Treppe oder der einzelnen Treppen, der Treppenstufen sein. Und da, wo die Einzahl des zusammengesetzten Wortes den Hinweis auf einen einzelnen Vertreter des ersten Begriffs enthält, ist in der Mehrzahl des Gesamtworts auch die Mehrzahl des ersten Gliedes entweder notwendig gegeben, oder sie kann wenigstens gegeben sein. Orangenschalen können die Schalen einer oder mehrerer Orangen sein. Der Sensenmann ist der Mann mit der Sense, Sensenmänner sind Männer mit Sensen. In seltenen Fällen wird die Beziehung auf ein einzelnes Ding, auf eine Einzahl mit Notwendigkeit gefordert.

Die Sprache hat nun natürlich nicht daran gedacht, in jedem einzelnen Fall die Beziehung auf Einzahl oder Mehrzahl mühsam festzustellen und dementsprechend bald Formen auf =e, bald solche auf =en anzuwenden, so daß der einzelne vielleicht zunächst Orangeschalen vor sich liegen hätte, aber fünf Minuten später — nach weiterem Fortschreiten des Mahles — Orangeschalen, sondern es ist eine einzige Form durchgeführt worden, und zwar naturgemäß die auf =en, da in weitaus den meisten Fällen die Beziehung auf eine Mehrzahl zulässig war. Diese Entwicklung wurde noch begünstigt dadurch, daß die zahlreichen aus älterer Zeit überlieferten Wörter, deren erstes Glied auf =en ausging, fast durchweg Sachbezeichnungen waren (s. oben Feigenblatt, Frauenhaar usw.).

Unser Ergebnis ist also folgendes: bei der Wahl zwischen den beiden im Nhd. lebendigen Gestaltungen erscheinen die Formen auf =e, wenn ein Wort nur in der Einzahl vorkommt, die auf =en, wenn ein Wort der Mehrzahlbildung fähig ist. Daraus ergibt sich die Entscheidung über die im Eingang erwähnten Fragen: es heißt Jauchepumpe, und es heißt Presseball, Pressedienst, Pressequartier.

Höchst lehrreich sind manche Wörter, die bald mit der Form

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

auf =e, bald mit der auf =en in die Zusammensetzung eintreten. Neben Kohlenzeichnung wird auch Kohlezeichnung gesagt, indem man dabei nicht an die einzelnen Kohlenstücke wie bei Kohlenkübel, Kohlenmangel denkt, sondern an den Stoff: Kohlezeichnung ist eine mit Kohle gemachte Zeichnung, wie Kreidezeichnung eine mit Kreide hergestellte. Ein rasseechter Hund ist echt in der Rasse, die Rassenfrage eine Frage der Rassen. Die Toilettefrage ist eine auf den Gesamtbegriff Toilette bezogene Frage — dieses Toilette besitzt keine Mehrzahl —, aber auch eine Frage der einzelnen Toiletten, und so ist auch Toilettenfrage gebräuchlich; nach der Doppelheit Toilettefrage — Toilettenfrage hat sich dann die von Etikettefrage — Etikettenfrage gerichtet, wo man nur das erste zu erwarten hätte. Eine Modetorheit geschieht im Dienst der Königin Mode, die einzig in ihrer Art ist; die Modenwelt berichtet über die verschiedenen Moden. Von der Molasseformation redet der Laie, der eben nur von Molasse im allgemeinen etwas weiß; von Molassenformation kann der Geologe reden, wenn er an ältere und jüngere Molasse denkt.

Einen scheinbaren Widerspruch gegen unsre Regel bedeutet es, wenn das Wort Gemeinde nicht die Form auf =en aufweist, obwohl man doch die Mehrzahl Gemeinden bilden kann, aber der Gemeindediener, das Gemeindeglied, das Gemeindehaus haben doch stets nur Beziehung zur einzelnen Gemeinde. Ebenso gibt es zwar viele Brigaden, aber der Brigadestab hat nur mit der einen bestimmten Brigade zu tun, und der Debatteschluß beendigt die gerade im Fluß befindliche Debatte, mögen auch sonst die Debatten weiter gehen.

Umgekehrt zeigen die weiblichen Vornamen auf =e stets das =en, obwohl sie nicht in der Mehrzahl aufzutreten pflegen: Alexandrinenstraße, Amalienstraße, Luisenstraße, Wilhelminenplatz. Dies hängt damit zusammen, daß Vornamen überhaupt in Zusammensetzungen die Genitivform annehmen (Friedrichsplatz, Wilhelmshütte); Luisen, Wilhelminen sind aber die älteren Genitivformen von Luise und Wilhelmine.

Elbtal, Wiesental, Achensee, Saaletal stellen Bildungen nach den verschiedenen Möglichkeiten aus verschiedenen Zeiten dar: das Elbtal die älteste, wie sie etwa durch Kirchturm ver=

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

treten ist; der Achensee, das Wiesental die mittelalterliche Weise von Feigenblatt, Frauenhaar. Saaletal ist nhd. Gestaltung wie Heidekraut. Das Wiesental könnte aber auch, ebenso wie das Emmental, Lütschinental, Simmental, nach den zwei Wiesen, Emmen, Lütschinen, Simmen genannt sein.

Bemerkenswert sind Wörter wie Lokomotivführer, Violinkasten: hier ist die Länge der ersten Glieder für die Wahl der kürzesten Form in diesen ersten Gliedern maßgebend gewesen. Aber auch die Beschaffenheit des zweiten Gliedes kann in der gleichen Weise wirken. Sein üblicher Umfang ist das Maß einer Silbe oder zweier Silben, von denen die zweite eine Beugungssilbe ist: Erntefest, Erntefreude. Bei stärkerer Beschwerung des zweiten Gliedes oder bei mehreren unbetonten Silben kann wiederum die kürzeste Form des ersten Gliedes eintreten: so heißt es Adreßdebatte, Adreßkalender und danach bei dessen jüngerem Stellvertreter auch Adreßbuch, und so heißt es Preßdelikt, Preßfreiheit, Preßgesetz, Preßkampagne, Preßvergehen.

Es ist natürlich unmöglich, alle scheinbaren Durchbrechungen, der Regel hier zu erörtern. Aber eine ganze Gruppe von solchen muß noch erwähnt werden. Es heißt Fragebogen, Klageweib, Redefreiheit, Speisekarte, obwohl die Mehrzahl Fragen, Klagen, Reden, Speisen ganz geläufig ist. Die Störung ist aber keine wirkliche; denn wir haben hier Bildungen ganz anderer Art, für die natürlich auch andere Formgesetze gelten. Es sind Bildungen, in denen an erster Stelle nicht ein Hauptwort, sondern der Stamm eines Zeitworts vorliegt oder für das Sprachbewußtsein vorzuliegen scheint. Ein eigenartiges Beispiel dafür ist etwa das Wort Bethaus, als dessen erstes Glied wir das Zeitwort beten empfinden; ursprünglich lag hier jedoch das Hauptwort beta die Bitte vor (s. oben S. 196). Für diese Wörter mit erstem Zeitwortglied kommen Formen mit -en überhaupt nicht in Betracht. Das erste Glied erscheint entweder ohne Endung — das ist die große Masse, z. B. Eßzimmer, Freßlust, Hörweite, Lehrfreiheit, Lockspeise, Preßhefe, Preßheu, Singstunde, Schälwald, Schöpfrad, Streichholz, Trinkstube, oder es zeigt den Ausgang -e. Aber wiederum herrscht hier keine willkürliche Auswahl zwischen den beiden Möglichkeiten. Stellt man die Beispiele mit -e zusammen, so erhält

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

man das folgende höchst merkwürdige Ergebnis: Färbemittel, gebefreudig, Hebebaum, Klebestoff, Labetrunk, Lebemann, Schwebebaum, Sterbestunde, Strebepfeiler, Werbefeldzug; Badeplatz, Bindemittel, Ladeplatz, Leideform, Meldereiter, Redefreiheit, Scheidewasser, Schneidezahn, Siedepunkt, Wendekreis, Werdegang; Bergelohn, Beugemuskel, Klageweib, Liegestuhl, Pflegemutter, Rügegericht, Prägestempel, Schweigegeld, Wiegevorrichtung, Zeugekraft; Blasebalg, Brausepulver, Kosewort, Lesehalle, Reisekleid, Lösegeld, Sausewind (s. auch K. Scheffler, oben Sp. 29). Das sind lauter Wörter, in denen der Stamm des ersten Gliedes auf b, d, g oder s ausgeht, d. h. auf solche Laute, die in den nördlichen Gegenden unsres Sprachgebiets tönend, stimmhaft ausgesprochen werden. Beispiele mit andern Endlauten sind unter den Formen mit -e ganz vereinzelt, wie Halteplatz, Heckepfennig, Knickebein. Etwas häufiger sind umgekehrt die ursprünglich tönenden Lauter unter den endungslosen Formen vertreten, z. B. Grabscheit, Reibzündholz (aber Reibelaut), Schreibstube, Webstuhl; Bindfaden, Ladstock, Rodland, Schneidbrett; Fegfeuer (neben Fegefeuer), Legföhre, Tragsessel.

Aber die Sonderstellung der Wörter mit tönendem Endlaut bleibt doch vollkommen deutlich, und sie wird bestätigt durch die Tatsache, daß auch anderwärts diese tönenden Laute die Erhaltung des e bewirken. Die sächlichen Hauptwörter des Mhd., die auf -e ausgehen, verlieren dieses im Nhd., wenn der Stamm von andern als jenen tönenden Lauten geschlossen wird; sie behalten es nach b, d, g, s: also einerseits Gebälk, Kreuz, Netz, Geschlecht, Geschöpf, Gesetz, Gesträuch, anderseits Gewölbe, Geschmeide, Getreide, Gebirge, Gehege, Gehäuse, Gekröse, Getöse. Ebenso ist es bei den mhd. Beiwörtern auf -e: nhd. einerseits dick, fest, klein, kühn, schön, schwer, anderseits (gäng und) gäbe, blöde, öde, träge, böse, leise. Endlich zeigt eine bestimmte Klasse unsrer nhd. Fremdwörter dasselbe Verfahren.

Wir haben nämlich aus fremden Sprachen eine ganze Anzahl von Personenbezeichnungen entlehnt, und zwar haben wir ihnen die schwache Biegung verliehen, jedoch so, daß der Nominativ meist nicht auf -e ausgeht, z. B. Adressat, Artist, Eunuch, Monarch,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Prophet, Student, Sykophant, Zelot. Wiederum heißt es jedoch Ephebe, Antipode, Homeride, Rhapsode, Chorege, Pädagoge, Philologe, Stratege, Banause.

Dieses Beharren des e nach den tönenden Lauten hängt offenbar damit zusammen, daß sonst die in den Auslaut getretenen Laute ihren Stimmton verlieren würden und somit eine Abweichung gegenüber den gebogenen Formen entstände, wo vor den Selbstlauten der Endung der tönende Laut beharren muß.

Dieses Streben nach Gleichmachung der zusammengehörigen Formen scheint sogar soweit zu gehen, daß tönende Laute auch da hergestellt werden, wo vorher gar kein e bestand: nur so erklärt es sich wohl, wenn dem süddeutschen Lausbub ein norddeutscher Lausejunge gegenübersteht, wegen Läuse, lausen, und wenn es für maustot auch mausetot, für Mauszahn auch Mausezahn heißt, unter dem Einfluß von Mäuse und mausen.

*

24. Etwas vom Vergleichen.

Westermanns Monatshefte 67, 557 (1901/18).

Was heißt eigentlich vergleichen? Es gab ein altgermanisches Wort galiks, das der Urahne unseres Wortes gleich war. Es war eine Zusammensetzung aus den zwei Bestandteilen ga- und lik. Die Vorsilbe ga-, die Vorstufe unseres neuhochdeutschen ge-, die der lateinischen Vorsilbe co-, con- entspricht, hat ursprünglich den Sinn von zusammen gehabt, der in einigen wenigen Beispielen noch heute sich erhalten hat: gefrieren ist soviel wie zusammenfrieren, gerinnen soviel wie zusammenrinnen und gestehn (von der Milch) soviel wie zusammenstehn, zusammentreten. Das zweite Glied lik bedeutete soviel wie Leib; es dauert fort in Leichdorn, der zumal niederdeutschen Bezeichnung für das Hühnerauge (eigentlich der Dorn im Leibe), sowie in Leiche und Leichnam, bei denen der Begriff des Toten sich also erst nachträglich entwickelt hat. Auch in Bildungen wie ärmlich, freundlich liegt dieses Wort lich versteckt noch vor; sie besagten ursprünglich: einen armen Leib, den Leib eines Freundes habend. Und unser welch, älter

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

welich hieß: was für einen Leib habend, solch aus solich: so einen Leib habend.

Als Ganzes bedeutet unser Wort galiks: den Leib zusammen habend, nämlich mit einem andern, das heißt denselben Leib habend wie ein andrer, wie geselle, früher gasaljo, derjenige genannt wurde, der mit einem andern den Saal gemeinsam hatte, oder Gefährte, früher gafartjo, wer dieselbe Fahrt, denselben Weg wie ein andrer machte. Aber in vollem Wortsinn denselben Leib zu haben wie ein andrer, das war ein schwieriges Kunststück. Wenn wir von der Tochter sagen, daß sie denselben Mund habe wie die Mutter, so meinen wir nicht, daß beide gemeinsam nur einen Mund besäßen, sondern wir wollen feststellen, daß die Form des einen Mundes mit der des andern übereinstimmt. So hat galiks die Bedeutung gewonnen: dieselbe Gestalt habend. Aber auch das ist im buchstäblichen Sinne nicht leicht zu verwirklichen. In der durch die Natur geschaffenen Welt gibt es kaum zwei Dinge, deren Eigenschaften bis ins kleinste hinein die nämlichen sind; neben gemeinsamen Zügen stehen die Abweichungen, die je nach den Umständen stärker oder weniger stark uns zum Bewußtsein kommen. So ist es kein Wunder, daß in der älteren Sprache das Wort gleich auch für bloß ähnliche Größen angewandt werden konnte, daß etwa von einem heruntergekommenen, ungepflegten Ritter gesagt wurde: „er wart gelich eim more," er wurde einem Mohren ähnlich. Und noch bei Luther heißt es: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn." Aber in der neueren Sprache ist diese Bedeutung dem Worte gleich wieder ziemlich fremd geworden, weil dafür das besondere Wort ähnlich vorhanden war und es somit — zum Vorteil der Deutlichkeit — überflüssig geworden war, ein und dasselbe Wort mit den zwei verschiedenen Bedeutungen gleich und ähnlich zu belasten. Jedoch in dem Worte Gleichnis hat gleich noch die Bedeutung der Ähnlichkeit bewahrt.

Außerdem ist noch in älterer Zeit von gelich ein Zeitwort abgeleitet worden: gelichen, gleich sein, ähnlich sein, das in unsrer heutigen Sprache nur noch die Bedeutung des Ähnlichseins bewahrt hat, da für die Bezeichnung der genauen Übereinstimmung ja gleich sein vorhanden war: „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser! Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!" Und

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

diesem Zeitwort gleichen — glich stellte sich ein zweites glichen zur Seite mit der Grundbedeutung gleichmachen; es konnte etwa gesagt werden: „Gottes Sohn gleichte sich dem Menschen und nahm Menschengestalt an.“ Während aber jene erste Bildung die Bedeutung von gleichsein und von ähnlichsein vereinigte, beschränkt sich die zweite auf die von gleichmachen; die von ähnlichmachen blieb ihr fremd. Dafür hat sie eine andre besondere Entwicklung erfahren: es wurde die Vorstellung des Gleichmachens ins Geistige übertragen. Wenn ich zwei Dinge in Gedanken gleichzumachen versuche, so stelle ich ihre Übereinstimmungen fest und ziehe die Verschiedenheiten ab, das heißt ich vergleiche. Es gehen also die beiden Zeitwörter in ihrer Bedeutung ziemlich erheblich auseinander, und so hat man es als zweckmäßig empfunden, sie auch in ihrer äußeren Gestalt zu unterscheiden, indem man gleichen im bewirkenden Sinne zu vergleichen umgestaltete.

Wir können weiter die Frage aufwerfen: „Wie wird verglichen?“, das heißt, welcher Hilfsmittel bedient sich die Sprache, um zwei Größen einander gegenüberzustellen? Die älteste Weise ist die Verknüpfung der beiden Vorstellungen durch eine einfache Kasusform: „ein Bild, das uns gleich sei“ : „du gleichst dem Geist, den du begreifst“. Oder es wird ein Vorwort verwendet: die Präposition mit: „Kleines mit Großem vergleichen“, oder von: „die beiden unterscheiden sich nur wenig voneinander“. Noch häufiger ist der Gebrauch von Bindewörtern, von als und wie: „er ist so groß wie ich“, „er ist größer als ich“. Hier gilt heute durchaus die Regel, daß wie bei Gleichsetzung verwandt wird, als bei Ungleichsetzung, d. h. nach dem Komparativ; man soll nicht mit der Mundart und der lässigen Umgangssprache sagen: „er ist größer wie ich“, weil das unter Umständen undeutlich werden könnte. Allerdings ein innerlich begründeter Unterschied zwischen als und wie ist nicht vorhanden. Da, wo wir heute wie anwenden, hat die ältere Sprache als gesetzt, und in gewissen Versteinerungen dauert dieses als noch heute fort: sowohl — als auch bedeutet: ebenso wohl — wie auch; als wenn ist gleichwertig mit wie wenn, und als ob besagt dasselbe, denn ob hat in der älteren Sprache soviel wie wenn bedeutet (vgl. obgleich, obschon = wenngleich, wennschon); auch unser gleichsetzendes als ist ein erstarrtes wie: „er handelt als

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Freund“ heißt eigentlich: „er handelt wie ein Freund“. Und noch ein drittes Vergleichungswörtchen gebrauchen wir, ohne es zu ahnen: gleichsam enthält in seinem zweiten Teil nicht die Bildungssilbe, die in ehrsam, langsam, ratsam vorliegt, sondern ist eine Zusammenschweißung von gleich und einem selbständigen Worte sam der älteren Sprache, das wiederum die Bedeutung von wie besaß.

Ein besonders eigenartiges Hilfsmittel der Vergleichung hat sich die Sprache geschaffen in der Komparation, dem Komparativ und Superlativ, den sogenannten Steigerungsstufen.

Hier sei eine Einschaltung erlaubt: Es ist etwas Mißliches um die Verdeutschung der grammatischen Kunstausdrücke. Für Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ werden vielfach, namentlich in den Volksschulen, die Bezeichnungen gebraucht: erster Fall, zweiter Fall, dritter Fall, vierter Fall, weil von alters her die Sprachlehren diese bestimmte Anordnung gewählt haben. Was soll nun aber der Sprachforscher machen, der auch besondere „Fälle“ für das worin?, woher?, womit? kennt und der etwa für das Estnische oder Finnische nahezu ein Dutzend Kasus zu zählen hätte? Ähnlich steht es mit der in weitem Umfang durchgedrungenen Verdeutschung Geschlechtswort für Artikel. Schon im Deutschen erfüllt der Artikel die ihm zugemutete Rolle der Geschlechtsunterscheidung in ehr unvollkommener Weise; in der ganzen Mehrzahl ist davon keine Rede: die Männer, die Frauen, die Kinder. Im heutigen Englischen ist die Unterscheidung z. T. auch in der Einzahl geschwunden, und etwa in den semitischen Sprachen ist die Beziehung des Artikels zu einem Geschlechswort völlig ausgeschlossen. Wer also vom Geschlechtswort im Hebräischen handeln wollte, müßte zuvörderst erklären, daß das Geschlechtswort kein Geschlechtswort ist.

So ist nun auch der Ausdruck Steigerungsstufen sehr geeignet, eine irrige Vorstellung hervorzurufen, die Vorstellung, als ob besser mehr sei als gut und das beste mehr als besser und noch mehr als gut. Aber wenn jemand gesünder geworden ist, so ist er noch lange nicht gesund; wer in einem Berliner Arbeiterviertel in der Klasse der Höchstbesteuerten wählte, konnte immer noch ein bescheidenes Einkommen besitzen. Man würde also statt von Steigerungsstufen richtiger von Vergleichungsstufen reden. Das würde allerdings z. B. für das Lateinische nicht recht stimmen, wo der

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Superlativ wirklich in großem Umfang nicht der Vergleichung dient, sondern eine Steigerung des Positivs darstellt.

Der Wert, der einer durch den Komparativ oder Superlativ bezeichneten Größe zukommt, hängt lediglich davon ab, welchen Wert die zur Vergleichung herangezogene Größe besitzt. Ist diese unfest, der Abänderung unterworfen, so fehlt uns auch über den absoluten Wert der anderen Größe jede Vorstellung. Wenn wir sagen: „es ist heute wärmer als gestern", so kann es gestern 30 Grad unter Null gehabt haben, und heute können es 24 Grad Kälte sein, oder das Thermometer zeigte gestern 5 Grad Wärme, während es heute auf 10 Grad gestiegen ist. „Er ist in eine höhere Gehaltsstufe aufgerückt" kann geradesogut vom Lokomotivführer wie vom Geheimrat gesagt werden.

Es ist weiter möglich, daß in der verglichenen Größe von der zur Abmessung stehenden Eigenschaft überhaupt nichts vorhanden ist, ja daß geradezu das Gegenteil vorliegt. Wir seufzen etwa: „Wenn es nur endlich wärmer würde", und geben damit deutlich zu verstehen, daß wir jetzt unter der Kälte leiden. „Seine Gesundheit ist besser geworden", sagen wir von jemand, dessen Gesundheit schlecht war (und jetzt immer noch nicht gut ist). Wem es mißlich geht, der hofft auf glücklichere Zeiten.

Es kann allerdings auch geschehen, daß die verglichene Größe die in Frage stehende Eigenschaft schon in einem vollen Maße enthält. Dann liegt im Komparativ in der Tat eine Steigerung vor. Es gibt Dinge, mit denen wir regelmäßig die Vorstellung einer bestimmten Eigenschaft verknüpfen, ohne dieses besonders auszusprechen; wird einer solchen Größe eine andre durch den Komparativ gegenübergestellt, so bedeutet das ohne weiteres eine Mehrung. Das alte Volkslied vom Waller Traugemund läßt diesem die Frage vorlegen: „Was ist weißer als der Schnee? Was ist schneller als das Reh? Was ist höher als der Berg? Was ist finsterer als die Nacht?"

Der gleiche Zweck der wirklichen Steigerung kann aber auch dadurch erreicht werden, daß der Komparativ ausdrücklich dem Positiv gegenübergestellt wird: „ärmer als arm", „dümmer als dumm"; „ach, ihr Hals wird lang und länger, ihr Gesang wird bang und bänger"; „abscheulich dacht' ich die Verschwörung mir,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

allein abscheulicher ist sie geworden" (Tasso); „sieh, da entbrennen in feurigem Kampfe die eifernden Kräfte, Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund". Um es ganz deutlich zu machen, daß ein volles Maß der Eigenschaft den Ausgangspunkt der Vergleichung bildet, wird unter Umständen ein noch hinzugesetzt; „heute ist es wärmer" war ganz unbestimmt, wie wir sahen; „heute ist es noch wärmer" gibt keinem Zweifel mehr Raum.

Es ist nun sehr merkwürdig, daß verschiedene Beiwörter sich zu den verschiedenen Arten der Vergleichung verschieden verhalten. Es gibt einzelne, deren Komparativ für die Vergleichung mit dem Nullpunkt, mit dem Gegenteil der Eigenschaft nicht verwandt werden kann: man sagt zwar vom Kranken, daß er gesünder wird, aber nicht vom Gesunden, daß er kränker geworden sei. Und es gibt eine ganze Anzahl von Beiwörtern, deren Gebrauch noch beschränkter ist, die weder der Vergleichung mit dem Gegenteil noch der mit einer unfesten Größe dienen können, sondern stets ein Vollmaß der Eigenschaft zur Voraussetzung haben. Man wird nicht leicht sagen, daß „X. abscheulicher sei als Y.", daß „X. der Abscheulichere sei von zweien" oder „daß er abscheulicher geworden sei als früher"; dagegen hieß es in dem obenerwähnten Beispiel aus „Tasso" von der Verschwörung: „abscheulicher ist sie geworden" (als abscheulich). Und wiederum merkwürdig: die Beiwörter, die hierher gehören, sprechen meist ein abfälliges Urteil aus: z. B. noch barbarisch, beschränkt, eigensinnig, elend, erbärmlich, frech, gierig, niederträchtig, ruppig, schwerhörig, trutzig, verbittert, widerlich.

Aber die Verschiedenheit der Beiwörter geht noch weiter. Neben der großen Masse derer, die unbedenklich sowohl Komparativ als Superlativ bilden, gibt es viele, die in der Regel nur im Positiv auftreten, und solche, die nur der einen der beiden Steigerungsstufen fähig sind. Nur im Positiv begegnen im allgemeinen solche Wörter, die eine Beziehung einer Größe zu einer andern ausdrücken, denn eine Beziehung ist entweder vorhanden oder sie ist nicht vorhanden; eine Abstufung gibt es nicht: man ist einer Sache teilhaftig oder frei von etwas, nicht teilhaftiger oder freier; man ist mit jemand einig, ihm verwandt, ihm untertänig. Aus ähnlichem Grunde entbehren Adjektive der Komparation, die einen Besitz beilegen, wie

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

haarig, hohlwangig, leichtfüßig, denn das bedeutet soviel wie Haare, hohle Wangen, leichte Füße habend, und der Begriff des Habens kann nicht abgestuft werden. Und das gilt ganz allgemein von jedem Verbalbegriff. So können Adjektiva, die einer Größe eine Tätigkeit beilegen oder sie zum Gegenstand einer Tätigkeit machen, überwiegend nicht kompariert werden: jemand ist ständig, sterblich, wohnhaft, eine Kugel ist tödlich, eine Krankheit ist erblich, eine Schrift lesbar, ein Wechsel fällig.

Es gibt ferner Adjektive, die schon in ihrem Begriff andre Stufen ausdrücklich ausschließen. Hierher gehören einerseits Wörter, die das Vorhandensein einer Eigenschaft überhaupt in Abrede stellen, das heißt die Bildungen mit der Vorsilbe un: unbesiegt, ungezählt, unglaublich, unlöslich, unhörbar, unsagbar; anderseits die Bildungen, die den höchsten Grad einer Eigenschaft behaupten, wie allmächtig, allgütig, erzdumm, erzfaul, uralt, urkräftig, oder wie die steigernden Vergleiche: blutarm, gallenbitter, zuckersüß, von denen nachher noch ein besonderes Wort zu sagen sein wird. Endlich lassen sich mit dem Positiv begnügen solche Beiwörter, die dem Gebiete des Raumes und der Zeit angehören, die einen Stoff oder eine Farbe bezeichnen, wie eckig und rund, jenseitig, heutig und ewig, ehern, rostig, bleich, grün und gelb. Natürlich aber gibt es Ausnahmen von diesen Regeln, manche jedoch nur scheinbar ihnen widersprechend: Adjektive, die in ihrer jetzigen Grundbedeutung der Komparierung widerstreben, gestatten sie in übertragener Bedeutung: man spricht vom eisernsten Fleiß, der grauesten Vorzeit, man spricht vom nüchternsten Verstand, während nüchtern im Sinne von nicht gegessen habend unkompariert bleibt.

Zu den Wörtern mit beschränkter Komparationsfähigkeit gehören manche Mittelwörter der Vergangenheit, die wesentlich nur Komparative bilden: bewegteres Wasser, bewohntere Gegenden, erwachsenere Leute, gedämpftere Stimmung, denen kaum ein bewegtestes Wasser, eine gedämpfteste Stimmung gegenübersteht. Umgekehrt dulden der blödeste Verstand, die geheimsten Gedanken, die gelesenste Zeitschrift, die ödeste Gleichmacherei, das ungeheuerste Verbrechen kein blöderes, geheimeres, geleseneres Seitenstück.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Die Sprache verfügt aber noch über ein andres Hilfsmittel der Vergleichung, das wohl das Verfahren der Komparation an Altertümlichkeit bei weitem übertrifft. Es ist allerursprünglichste Weise der menschlichen Rede, Begriffe einfach nebeneinanderzustellen, wo man ausdrücken will, daß Beziehungen zwischen ihnen bestehen. In den gebildeten Sprachen unsers Weltteils ist dieses Verfahren längst überwunden; es lebt aber fort in der Form der Zusammensetzung. So kann zwischen deren Teilen auch die Beziehung der Gleichheit oder Ähnlichkeit bestehen. Die rhododaktylos Eos Homers, die rosenfingrige Morgenröte, war ursprünglich nichts andres als: Eos, Rosen die Finger. So verfügen denn auch wir über zahlreiche vergleichende Zusammensetzungen. Rabeneltern sind Eltern, die Raben gleichen; Goldonkel ist ein Onkel wie Gold, Kupfernatter und Silberreiher Tiere, die wie Kupfer und Silber glänzen, Feuereifer ein Eifer, der sich dem Feuer zur Seite stellt.

Insbesondere finden sich derartige Vergleiche unter den Beiwörtern; zahlreich vor allem die Farbenvergleiche wie himmelblau, kastanienbraun, strohgelb, bleigrau, mausgrau, grasgrün, meergrün, kupferrot, purpurrot, sodann Vergleiche mit den Eigenschaften der Tiere: aalglatt, baumstark, eselsdumm, hundsgemein, lammfromm, löwenkühn, aber auch genug des andern: z. B. bildschön, fadendünn, kristallklar, marmorkalt, pflaumenweich, talergroß, wachsweich, wasserhell, zuckersüß. In allen diesen vergleichenden Zusammensetzungen ist die Auflösung durch wie möglich.

Nun gibt es aber eine Reihe von Bildungen seltsamer Art, in denen diese Auflösung sich als unmöglich darstellt. Hierher gehört z. B. Riesenfleiß: der Fleiß ist gerade die Eigenschaft der Riesen, von der die Sage am allerwenigsten zu berichten weiß, die also kaum zum Vergleich herangezogen werden kann. Und wer blutarm, steinreich ist, ist nicht „arm wie Blut", nicht „reich wie Stein". Wie sind diese auffallenden Bildungen zu erklären? Jene adjektivischen Vergleiche wählen als Maß der Eigenschaft mit Vorliebe solche Gegenstände, die jene Eigenschaft in besonders hohem Grade besitzen: vgl. federleicht, knüppeldick, kugelrund, messerscharf, papierdünn, pechschwarz, spiegelglatt. So bezeichnet auch steinhart hart wie Stein einen besonders hohen Härtegrad, blut-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

rot eine besonders kräftige Rotfärbung. In dem Maße nun, wie solche Wörter häufig gebraucht werden, werden sie mehr und mehr als volle Einheit empfunden; es verblaßt der Gedanke an den Vergleich, und es bleibt nur das Gefühl für das Kraftvolle des Ausdrucks, für das man aber natürlich den ersten Bestandteil des Wortes verantwortlich macht. Das äußere Zeichen dieses Unempfindens ist eine Veränderung der Betonung. Wörter wie rosenrot, talergroß, wasserhell werden wie jede andre Zusammensetzung von übereinstimmendem Bau betont, wie Morgenrot, Groschenbrot, Wasserglas, das heißt mit einer einzigen starken Betonung auf der ersten Silbe. Dagegen Wörter wie steinhart, blutrot erhalten mit Vorliebe noch einen besonderen Nachdruck auf dem zweiten Glied, so daß dessen Betonung der des ersten Gliedes gleich wird, ja sie überragt: blútrót oder blútröt.

Nachdem nun der Wandel des Sprachgefühls vollzogen ist, kann der erste Bestandteil solcher Wörter mit der Bedeutung weiterverwendet werden, die er durch den Wandel erhalten hat, das heißt zur Bezeichnung einer Steigerung. Man kann sagen: weil in steinhart die Vergleichung denselben Wert hat wie eine Steigerung, kommt nun steinreich zur Bedeutung von sehr reich. So ist dann blutarm Nachbildung von blutrot, maustot eine solche von mausstill (die Ableitung von maustot von einem hebräischen Worte ist gänzlich ausgeschlossen); stockdumm, stockfinster ist nach stocksteif geschaffen, saudumm nach sauwohl. Der sagenwidrige Riesenfleiß erweist sich nun als Bildung nach dem Muster von Riesengröße, und Heidengeld, Heidenlärm geht etwa aus von heidenmäßig, der Art der Heiden entsprechend, die einen schreckhaften, einen unheimlichen Eindruck machten.

Unter den durch den Vergleich entstandenen steigernden Bildungen befinden sich einige von besonders seltsamer Eigenart. Bei all den Vergleichen, die wir bis jetzt aufgeführt haben, war für die Gleichsetzung ausschlaggebend, daß bei der für das Bild verwendeten Größe die in Frage stehende Eigenschaft eine wesentliche regelmäßig vorhandene war (rosenrot stammt aus einer Zeit, wo weiße oder gelbe Rosen noch keine Rolle spielten). Aber es wird niemand behaupten können, daß es zur Eigenart des Pudels gehöre, naß zu sein, und doch sprechen wir von pudelnaß. Wenn der Pudel ins

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Wasser gegangen ist, dann macht er allerdings wegen seiner langen Haare einen besonders nassen Eindruck. Es gibt also Beispiele, wo die Eigenschaft eines Dinges vergleichswürdig wird für den Fall, daß sie überhaupt auftritt. Hierher gehört auch fadengrad und schnurgrad; gemeint ist die Schnur, wenn sie gespannt ist, und der Faden, der im Gewebe auftritt, den man auch beim Reißen mit Sicherheit als Richtscheit verwenden kann; es schließt sich an fuchswild, wie der Fuchs, wenn er wild geworden ist, nagelneu, wie der Nagel, wenn er neu ist. Streng genommen ist auch krebsrot hierher zu rechnen, rot wie der Krebs, wenn er gekocht ist; aber es wird genug Menschen geben, die den Krebs nur in diesem Zustand kennen und die rote Farbe für seine Naturfarbe halten.

Noch eine andre Bewandtnis hat es endlich mit horndumm: es ist gekürzt aus hornochsendumm, wie Ölzweig aus Ölbaumzweig entstanden ist, Rüböl aus Rübsamenöl, Feldsee aus Feldbergsee.

Man könnte endlich drittens die Frage aufwerfen: „Was wird verglichen?“ Aber das ist ein Gebiet von ungeheurer Ausdehnung, gewaltig die Massen, die zu bewältigen wären, in der Sprache der Allgemeinheit, in der Sprache der Dichter, den Wortspielen Saphirs oder Wippchens, in den Scherzfragen der Kinderbücher: Was ist für eine Ähnlichkeit zwischen einem Barbier und einer Wäscherin? Antwort: Sie müssen beide erst einseifen. Ich will nur feststellen, daß besonders oft der Weg vom Sinnlichen zum Unsinnlichen geht man vergleiche unser auffassen, erfassen, begreifen, und verstehen hat wohl ursprünglich bedeutet: um etwas herumstehen, also etwas betrachten und so auch begreifen.

Zur Erläuterung dieses allgemeinen Satzes will ich aber noch ein besonderes Hauptstück herausgreifen, indem ich zeige, wie die Teile des menschlichen Körpers zum Bild für geistige Tatsachen und Vorgänge werden.

Der Mensch hat ein dickes Fell, er ist geschwollen, er ist verknöchert oder ein Rauhbein; er hat Mark in den Knochen und ein festes Rückgrat. Er ist ein Hohlkopf, ein Dickkopf oder starrköpfig, steifnackig oder halsstarrig. Er hat eine eiserne Stirn, er ist widerhaarig, hochnäsig, noch nicht trokken hinter den Ohren. Aber naseweis gehört nur mittelbar

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

hierher; es ist ursprünglich vom Hund gesagt, der eine weise, das heißt eine kluge Nase hat, weil er mit gutem Geruch begabt ist. Der Mensch ist „schlitzöhrig", „man drückt ihm den Daumen aufs Auge"; er hat ein „großes Maul", „Haare auf den Zähnen", eine „glatte Zunge", ist „doppelzüngig", er „beißt die Zähne zusammen". Er hat einen „breiten Buckel", er „trägt auf beiden Achseln", er „brüstet sich"; er ist „sauber überm Nierenstück"; seine Stimmung ist „gallig", weil ihm „eine Laus über die Leber gelaufen ist"; er ist „herzig", er hat „Herz"; er hat es „auf dem rechten Fleck", oder es ist ihm „in die Hosen gefallen"; er hat etwas „im Magen"; er ist immer „bei der Hand"; er weiß eine Sache zu „fingern" oder ist ein „Langfinger"; er verlangt „Ellbogenfreiheit"; er „kniet sich in eine Sache"; er „fußt auf etwas"; er lebt auf „großem Fuße".

Man sieht, welche tiefeingreifende Rolle die Vergleichung im Leben unsrer Sprache spielt, wie zahlreich die Mittel, die ihr zur Verfügung stehen. Man sollte denken: etwas, was sie so häufig übt, müsse der Sprache auch besonders leicht von der Hand gehen. Aber das Gegenteil ist der Fall: gerade der Reichtum kann zum Verhängnis werden. Es geschieht vielfach, daß im gegebenen Augenblick mehrfache Möglichkeiten des Ausdrucks sich zur Verfügung stellen wollen und nun eine Mischung das Ergebnis wird. So entstehen die berühmten und berüchtigten schiefen Bilder vom „Zahn der Zeit, der schon so manche Träne getrocknet hat und auch über dieses Grab Gras wachsen lassen wird"; oder eine Blüte wie die folgende aus der Zeitschrift „Westfalen", die gerade vor mir liegt: „das Gift, das einst der Holländer Simon de Vries gestreut hatte, treibt demnach immer noch neu wieder aus". Aber auch andres kommt auf diese Weise zustande. Bei Homer erscheint das Bild von den „Haaren, die den Grazien gleichen". Die bekannte französische Wendung »nous autres Français« mischt »nous autres« mit »nous Français«. Bei dem Römer Plinius heißt es einmal: „der fleißigste unter allen, die vor ihm geboren waren"; dem entspricht in einem Lied von Lemcke: „er war der schönste seiner Reiter".

Zum guten Schluß zwei Beispiele aus dem Gelehrtendeutsch: „Das Endergebnis ist, daß wir sowohl in A wie in P zwei gleichartige Bearbeitungen desselben Textes vor uns haben" (das wären

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

also im ganzen vier Bearbeitungen); „Otto Jahns ausgezeichnetes Werk, gleich meisterhaft nicht nur nach der rein biographischen und historisch-philologischen, sondern ebenso nach der ästhetischen Seite hin."

*

25. Sprachliche Versteinerungen.

Westermanns Monatshefte, 1900, Sept. 1818.

Der heutige Zustand der Erdoberfläche ist das Ergebnis von Erscheinungen, die den allerverschiedensten Zeiten angehören, die durch Tausende und Zehntausende von Jahren getrennt sind. Nicht selten vermögen wir Niederschläge jüngsten Alters, Bildungen der Sedimentärschichten und trotziges Urgestein mit einem Blick zu erfassen. Nicht anders liegen in unserer heutigen Sprache Gebilde nebeneinander, deren Ursprung bald nur wenige Jahrhunderte zurückgeht, bald in graue Vorzeit hinaufreicht, Wörter, die erst der gestrige Tag geschaffen und solche, die bereits das indogermanische Urvolk besessen hat, Fähigkeiten, die uns die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts erworben haben, und solche, ohne die die deutsche Sprache überhaupt nicht gedacht werden kann. Was die Vorzeit gezeugt und die Stürme der Sprachgeschichte bis auf uns haben fortdauern lassen, das ist zumeist noch vollkommen frisch und lebensfähig. Es gibt aber auch Erscheinungen, die den Versteinerungen der Geologie sich einigermaßen vergleichen lassen, die nur von altem Leben Zeugnis ablegen, die unter den heutigen Bedingungen des sprachlichen Daseins sich nicht hätten bilden können. Ich lege dem geneigten Leser einige Proben solcher Überbleibsel vor, die dartun, daß gewisse Arten und Spielarten in älterer Zeit wirklich gelebt haben, während sie heute nur noch im Muschelkalk, in Bernsteineinschlüssen sich vorfinden.

Mein erster Kasten beherbergt Funde von Wörtern, die heute nur noch in ganz bestimmten einzelnen Fällen auftreten, während sie früher ein vollständiges Formensystem entfaltet haben. Oberste Schublade: Hauptwörter. Eine erhebliche Anzahl von älteren Wörtern mit abstrakter Bedeutung ist nur noch in einzelnen Kasus, in einzelnen Redensarten erhalten: mit Fug, mit gutem Fug, mit

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Fug und Recht; kein Hehl machen aus etwas; in die Irre; in der Irre gehen; auf der Kippe stehen, auf die Kippe stellen; aus der Klemme, in der Klemme, in die Klemme, eine Lache aufschlagen; in die Quere; zur Rüste gehen; zur Schau stellen, tragen (aber in Brautschau, Heerschau ohne weitere Beschränkung); ein Schwall von Worten; im Schwange gehen, sein; zum Tort, einem einen Tort antun; zu Schutz und Trutz (Trutz auch in der Zusammensetzung von Trutzbündnis); damit hat's noch gute Weile, Eile mit Weile, gut Ding will Weile haben. Die Formel in Saus und Braus enthält gleich zwei sonst nicht vorkommende Wörter; desgleichen zu Nutz und Frommen, wo indes Nutz nur eine ältere Form des Wortes Nutzen darstellt. Man sieht, es sind ganz wenige Fälle des Nominativs und Akkusativs, zumeist Verbindungen mit einer Präposition.

Alte Bezeichnungen sinnlicher Erscheinungen sind heute zum Teil noch im Bilde verwandt: der Deut, den wir nicht um etwas geben, und das Scherflein, das wir beisteuern, sind ursprünglich kleine Geldmünzen gewesen, und das Lauffeuer, mit dem die Verbreitung einer Nachricht verglichen wird, erinnert an den älteren Brauch, ein Feuerwerk aus der Entfernung anzuzünden durch einen hingestreuten Streifen Pulvers, dessen Teile rasch nacheinander aufflammen. Sonst haben sich alte Wörter mit sinnlicher Bedeutung nicht selten in Zusammensetzungen erhalten. So steckt z. B. in Bräutigam ein uraltes Wort gomo der Mann, verwandt mit lateinisch homo; Wind, das in Windhund, Windspiel vorliegt, hat früher für sich allein schon dasselbe bedeutet, was heute die Zusammensetzung besagt. Lind in Lindwurm ist ein altes Wort für Schlange, das ja auch in Sigelinde, Teutelinde erscheint, wie überhaupt in Personennamen ein ganzer Schatz von alten Bezeichnungen verborgen ist.

Ziemlich selten sind Beiwörter solcher Versteinerung verfallen. Das alte Adjektiv heil, das auch noch heutige Mundarten kennen, lebt fort in der adverbialen Wendung mit heiler Haut. Zwei alte Wörter zugleich bietet die Formel gäng und gäb; gleich gebaut ist die andere: null und nichtig. Wahnsinn und Wahnwitz haben mit Wahn von Hause aus nichts zu tun; sie enthalten im ersten Glied ein altes Beiwort und bedeuten eigentlich: leerer Sinn,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

leerer Witz. Ebenso steckt in Weihnachten ein altes Beiwort wih mit der Bedeutung von heilig, von dem unser Zeitwort weihen abgeleitet ist.

Beim Zeitwort ist nur die Erscheinung etwas häufiger, daß in Beiwörtern der heutigen Sprache Participia Präteriti der älteren Zeit fortleben, während alle übrigen Formen ausgestorben sind. So bezeugt das Beiwort eigen ein altes Verbum eigan besitzen, gedunsen das Verbum dinsen ziehen, dehnen; verlegen gehört zu dem älteren Ausdruck der mittelhochdeutschen Zeit: sich verliegen, d. h. durch zu langes Liegen erschlaffen, für die ritterliche Tätigkeit unbrauchbar werden. Dazu kommen einige Infinitive: sein Bewenden haben, sich nicht lumpen lassen; das alte Zeitwort wesan = sein liegt vor in das Wesen und in den Beiwörtern abwesend, anwesend. Endlich ein einzelnes Beispiel einer flektierten Form: wie er leibt und lebt.

In meinem zweiten Kasten lagern Funde, die äußerlich dem Beschauer gar nichts Absonderliches darbieten. Wenn man sie aber chemisch untersucht, auf ihren Gehalt prüft, so lassen sie Bedeutungen erkennen, die für gewöhnlich diesen Wörtern nicht mehr anhaften. Derartige Wörter erscheinen namentlich in Zusammensetzungen. Unser Wort Ding hat einmal die Bedeutung Gericht gehabt; sie liegt noch heute vor in dingfest machen. Wie Fuß gleichzeitig einen Körperteil und ein Längenmaß bedeutet, so hat Elle einmal den Vorderarm bezeichnet; die Stelle, wo dieser sich biegt, ist der Ellenbogen. Geiz besagt uns heute nur den Wunsch, den Besitz festzuhalten; in der älteren Sprache war darin das Verlangen ausgedrückt, sich in den Besitz zu bringen, daher heute noch der Ehrgeiz. Leichnam bedeutet ursprünglich den Körper überhaupt, den lebenden wie den toten. Wenn jemand jetzt erklärt, daß er seines Leichnams pflegen wolle, so ist das nicht Fortdauer des älteren weiteren Gebrauchs, sondern scherzhafte Verwertung des heutigen engeren. Wohl aber liegt Altes vor in Fronleichnam, das einfach den Leib des Herrn bezeichnet. Hiobspost bewahrt den Rest des Zustandes, wo Post auch soviel wie Nachricht bedeutete. Schnurrbart enthält ein altes Wort Schnurre, Schnauze, das wir sonst nur im Sinne von scherzhafter Erzählung kennen. Witz hat noch im achtzehnten Jahrhundert soviel wie Verstand

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

bedeutet, daher Aberwitz, Mutterwitz, Wahnwitz (= leerer Verstand). Brief wird in der älteren Sprache auch im Sinn von Urkunde verwandt; so erklären sich unsere Zusammensetzungen wie Adelsbrief, Frachtbrief, Kaufbrief, die Ableitung verbriefen, aber auch die Formel Brief und Siegel. Derartige zweigliedrige Ausdrücke haben auch sonst einige alte Bedeutungen festgehalten: Grund und Boden, Dach und Fach, wo Fach ursprünglich den Sinn von Wand hatte, Hülle und Fülle, wo Hülle die Kleidung, Fülle die Nahrung bezeichnete.

Der präpositionale Ausdruck sich ins Mittel legen birgt die alte sinnliche Bedeutung des Wortes Mittel: wer zwischen zweien vermittelt, begibt sich in die Mitte zwischen ihnen. Daß die Steuer und das Steuer in Verwandtschaft stehen, begreift man, wenn man die ältere allgemeinere Bedeutung kennt: Hilfe und Unterstützung; sie erklärt zugleich die Redensart: zur Steuer der Wahrheit.

Das Beiwort und das Zeitwort gewähren wiederum nur wenig Belege. Barfuß zeigt die sinnliche Grundbedeutung von bar: so viel wie entblößt, während das allein stehende Adjektiv nur in übertragenem Sinn vorkommt: bar Geld, barer Unsinn, der Ehre bar. Eitel Freude, eitel Gold, lediglich Freude, lediglich Gold, gewährt eine früher häufige Bedeutung; so ist auch Eitelfritz ursprünglich nur jemand, der bloß Fritz heißt, während andere Träger des Namens Fritz unterscheidende Beinamen führten. Wildfremd erinnert daran, daß im Mittelhochdeutschen wild schon für sich allein so viel wie seltsam, fremd bedeutete. — anhaben hat in der älteren Sprache soviel bedeutet wie angreifen, daher die Redensart: einem etwas anhaben können. Feierabend bieten zeigt, daß vor Zeiten auch das einfache bieten die Bedeutung haben konnte, die sich später auf die Zusammensetzung gebieten zurückgezogen hat.

Unsere fragenden Fürwörter und Umstandswörter haben von Uranfang an zugleich unbestimmte Bedeutung besessen, so daß z. B. wer soviel besagte wie jemand, wo so viel als an einer bestimmten Stelle. Das setzt sich in den Mundarten noch fort, wo man sagen kann: merkst du was? wo welche soviel wie einige heißt. Aber auch in der Schriftsprache in den Verbindungen irgendwann,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

irgendwo, wie in der Formel dann und wann. Bevor aber die Aufgabe erhielt, einen Gegensatz auszudrücken, hat es den Sinn von wiederum gehabt, der sich noch erhalten hat in abermals, in der Wendung tausend und abertausend. Nun hat ursprünglich lediglich Beziehung auf den gegenwärtigen Augenblick gehabt: nun und in Ewigkeit, nun und immerdar; das geschieht nun und nimmer enthielt von Hause aus einen Gegensatz: das geschieht jetzt noch dies eine Mal, aber in Zukunft nimmer.

In einem dritten Kasten endlich ruhen Gebilde, zu deren Erklärung die heutigen chemischen und physikalischen Eigenschaften der Wörter nicht genügen, die vielmehr Erzeugnisse von anders gearteten Kräften der Vergangenheit sind. Heute gilt im allgemeinen die Regel, daß von Hauptwörtern mit abstrakter Bedeutung keine Mehrzahl gebildet wird; Reste älterer Freiheit sind die Ausdrücke in Ängsten, zu Gunsten, von Nöten, zu Schanden kommen oder machen, sich zu schulden kommen lassen, von statten gehen, zu statten kommen. Es wäre nicht möglich, für arme Leute zu sagen Arm oder für große Menschen Groß; aber in der zweigliedrigen Formel heißt es: arm und reich, groß und klein, durch dick und dünn. Wenn heute ein Beiwort vor das Hauptwort tritt, so bedarf es einmal der Begleitung des Geschlechtswort, sodann einer Beugungssilbe; nur in der Anrede kann der Artikel entbehrt werden: lieber Freund. Erstarrte Ausnahmen sind z. B. wer da? Gutfreund; halbpart; lieb Kind bei jemand sein. Überhaupt kann in den meisten Fällen das Hauptwort heute des Artikels nicht entraten; es heißt das Schwert oder ein Schwert, der Mann, ein Mann. Trotzdem wird gesagt: Leier und Schwert, Mann und Maus, Stock und Stein. Das Fürwort man ist nichts anderes als das Hauptwort (der) Mann, das im Sinn einer Vielheit gebraucht wurde; jemand, niemand geht zurück auf je (ein) Mann, nie (ein) Mann; dagegen in der Wendung: Not an Mann hat der Artikel nicht gefehlt, sondern er ist versteckt in dem Schlußlaut des Vorworts: an'n Mann. Das Vorwort zu kennt heute nur noch zwei Arten der Verwendung: es steht auf die Frage wo? bei Ortsbezeichnungen: zu Berlin, zu Straßburg, und auf die Frage wohin? bei Zeitwörtern der Bewegung: er geht zur Tür, kommt zur Ruhe. Aber er ist

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

zufrieden ist eigentlich: er ist zu Frieden, d. h. im Frieden, und man hofft zu Gott. Wo steckt das Subjekt in dem Satze: hier war seines Bleibens nicht? so fragt bedenklich der Schulmeister. Es gab eine Zeit, wo das Wort nicht ein Hauptwort war, entstanden aus nie (ein) wicht, nie ein Ding; so mußte seine Ergänzung im Genitiv stehen. Auf die gleiche Weise hängt die Redensart viel Aufhebens, viel Wesens machen mit dem Umstand zusammen, daß viel in älterer Zeit lediglich substantivisch gewesen ist.

Wie kommen denn nun solche Versteinerungen zustande? Wer die einzelnen Beispiele überblickt, wird gewahr, daß es zumeist ganz bestimmte Bedingungen sind, unter denen sich das Alte erhalten hat. Eine große Rolle spielt die zweigliedrige Formel, in der sinnverwandte oder sich ergänzende Wörter zur Einheit zusammengefaßt werden, wie Dach und Fach, Saus und Braus, gang und gäbe, dann und wann, leibt und lebt. Noch mehr hat die Zusammensetzung mit anderen Wörtern schützend gewirkt; sodann die Verbindung mit Präpositionen in stehenden Wendungen — man vergleiche in die Irre, zu Gunsten, von Nöten, —; und schließlich sprichwörtliche Redensarten: lieb Kind bei jemand sein, zu Gott hoffen usw. Eingekapselt, eingehüllt in die feste Masse dieser höheren Einheiten hat manches Alte sich den zerstörenden Mächten entziehen können, denen das Wort für sich allein rettungslos verloren ist. Allerdings, in manchen Fällen ist die Einschließung in die Formel, die feste Redewendung nicht der zufällige Anlaß, sondern das beinahe mit Bewußtsein gewählte Mittel zur Rettung gewesen. Ausdrücke wie Dach und Fach, Fug und Recht, Grund und Boden, Nutz und Frommen, null und nichtig, leibt und lebt, Lindwurm, Windhund, wildfremd lassen erkennen, daß man das unverständlich und somit lebensschwach Werdende wieder lebensfähig gemacht hat, indem man ihm eine Erläuterung hinzufügte, eine Stütze beigab. Und zwar nimmt die Erläuterung in der Mehrzahl der Fälle die zweite Stelle ein, wird dem zu Erklärenden nachgesetzt, ganz natürlichem Bedürfnis entsprechend: das Klare durch das Dunkle zu erweitern, zu ergänzen, wird sich kaum Anlaß ergeben.

Daß aber Wörter überhaupt ihre Bedeutung ändern, daß ihre Fähigkeit, in den Satz sich einzufügen, sich wandelt, daß sie schließlich ganz vergehen, das kommt von jenem Kampfe des Daseins, der auch

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

im Leben der Sprache unabläſſig ſich vollzieht: die Wörter paſſen ſich immer beſſer an an die Bedingungen der Rede, an alte und neue Aufgaben, oder ſie ſterben ab, weil ſie keine Aufgabe mehr zu erfüllen haben oder den geſtellten Anforderungen nicht mehr gewachſen ſind, wenigſtens nicht ſo gut vielleicht als andere begünſtigtere Kämpfer.

Höchſt merkwürdig iſt, daß es Erſcheinungen gibt, die unſeren Verſteinerungen ähnlich ſehen wie ein Ei dem anderen und doch ganz anders zu beurteilen ſind: ſie ſind nicht erſtarrte Reſte, ſondern ſtehen gebliebene Anfänge, die ſich nicht zu reicherem Leben entfaltet haben. Freier und Fuß, Kind und Bein ſind nur in der präpoſitionalen Redewendung zur Einheit zuſammengefaßt worden: auf Freiersfüßen, von Kindesbeinen. Schick iſt nur für die beſtimmte Wendung Schick haben von ſchicken abgeleitet, ebenſo klipp nur für die Verbindung mit klar gebildet von einem Zeitwort klippen, das ſeinerſeits wieder nur zur Ergänzung von klappen geſchaffen iſt. Das aus dem Franzöſiſchen entlehnte frank iſt beſchränkt geblieben auf ſeine Krücke, das Wort frei, brach nur bei liegen adjektiviſch empfunden, geſchöpft aus dem Subſtantiv die Brache. Ein ſonderbares Adverbium enthält der Ausdruck kreuz und quer. Das iſt ſo zuſtande gekommen. Ganz in der Ordnung war die Redeweiſe: ins Kreuz und in die Quere. Statt in die Quere konnte aber auch quer geſagt werden: nach dieſem Vorbild hat man neben ins Kreuz ein Adverbium kreuz als gleichwertig geſchaffen. Lediglich die Neigung für den formelhaften Reim hat zu raten ein taten erzeugt und im Sprichwort ein ſeltſames Subſtantiv: Kaufleute — Laufleute; Nordſee — Mordſee.

*

26. Anderſeits.

Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht 18, 730.

Was Gebhard oben S. 462 über anderſeits ſagt, iſt nicht zutreffend. Anderſeits lautet im Mhd. andersît, wie dem nhd. diesſeits und jenſeits im Mhd. dissît und jensît entſprechen; auch dem nhd. einerſeits ſteht mhd. einsît gegenüber. Andersît,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

dissît, einsît, jensît sind alte adverbiale Akkusative, die erst später das s der Genitivadverbien angenommen haben. Ander— ist kein Wortstumpf, sondern ebenso wie dis—, ein—, jen— alter weiblicher Akkusativ: ahd. andera, disa, eina, jena. Anderseits ist also genau so unanstößig wie diesseits und jenseits; andrerseits eine, vermutlich von Grammatikerweisheit ausgeheckte Neubildung, ebenso wie einerseits.

*

27. Deutsch.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprachen und Literatur 45, 130.

Über die Entstehung des Wortes hat zuletzt Braune gehandelt, Beitr. 43, 435. Wir wissen heute, daß es sich zunächst lediglich auf die Sprache bezog; es kann ferner keinem Zweifel unterliegen, daß es gelehrten Ursprungs ist. Einer Anregung Doves folgend sucht Braune den Ausgangspunkt des Wortes auf englischem Boden und verknüpft es mit dem altenglischen Kampfwort geþeode. Aber das bezeichnet die Sprache überhaupt und erklärt nicht die wichtige Tatsache, daß das Wort deutsch in den ältesten Belegen stets in einem Gegensatz verwendet wird; zuerst zur Bezeichnung des englischen: tam latine quam theotisce geschah eine Vorlesung auf einer mercischen Synode.

Dove hat in got. thiudisco eine Übersetzung von ἐθνικῶς 'heidnisch' erkannt, in einer Stelle, in der dafür die lateinische Bibel das Wort gentiliter bietet. Weshalb ist nun nicht die naheliegende Folgerung gezogen worden, daß auch deutsches diutisk lat. gentilis entspreche (Dove, Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. 1916, 71 u.)? Die umfassende Prüfung, die Dove dem Begriffe von gens hat zuteil werden lassen, ist der Ableitung gentilis nicht im gleichem Maße zugute gekommen. Gentilis hat ihm schlechtweg die Bedeutung heidnisch; darüber hinaus reicht seine Kenntnis nicht.

Die Wissenschaft, daß das Wort gentilis noch anderen Inhalt, einen geradezu auf die Sprache gehenden Inhalt besitzt, entnehme ich den Zitaten eines Aufsatzes von Fr. Lammert über die Angaben des Kirchenvaters Hieronymus über vulgäres Latein, Philologus

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

75, 395; dann hat Dr. W. Bannier, Sekretär am Thesaurus linguae latinae, die große Güte gehabt, mir das einschlägige Material des Thesaurus zur Verfügung zu stellen, wofür ihm der beste Dank ausgesprochen sei.

Gentilia verba quae sunt? fragen wir mit Fortunatianus (Rhet. latini minores, ed. Halm) 122, und die Antwort lautet: quae propria sunt quarundam gentium. Zu dieser Begriffsbestimmung stimmt nun eine Reihe von Einzelbelegen: Solin. 38, 5 quicquid candidum est cydnum gentili lingua Syri dicunt, 11, 8 Cretes Dianam Britomartem gentiliter nominantes, 20, 9 sucinum Germani gentiliter vocant glaesum, Ammian XXIII, 6, 38 alium similem oleo speciem naphtham vocabulo appellavere gentili, XXXI, 7, 11 voce Martia, quam gentilitate appellant barritum, Hieronym, epist. (corpus script. eccles. lat. 54) 192, 6 mammonae, id est divitiis, nam gentili Syrorum lingua mammona 'divitiae' nuncupantur, 196, 12 coenobium, quod illi sauhes gentili lingua vocant (sauhes ist koptisch), Severus major (Migne 20) 742 D grandinem incolae insulae illius (Minorca) gentili sermone abgistinum vocant, Jul. Valerius (hsg. von Kübler) 144, 16 insertis arboribus, quae celsae sint et odorae; cypros denique gentiliter vocant (im Reich der Kandace).

Aber Fortunatianus führt uns noch nach einer anderen Richtung. Seine Definition der gentilia verba fährt fort, indem sie Beispiele gibt: sicut Hispani non cubitum vocant, sed Graeco nomine ancona, et Galli facundos pro facetis, et Romani vernaculi plurima ex neutris masculino genere potius enuntiant, ut hunc theatrum et hunc prodigium; er belegt also örtliche Unterschiede durch Erscheinungen, die wir als vulgäre Redeweisen bezeichnen würden, wenngleich er selbst die vulgaria verba von den gentilia verba bestimmt scheidet. Zu dieser Auffassung von gentilis stimmt Rufinus, Basil. Regul. (Migne, lat. 103, S. 538 interrog. quid est Raca?) 145 provincialis id est gentilis illius sermo est velut convicii levioris quod domesticis et his, quorum fiduciam quis gerit, dici solet, Hieron. (op. omn. 2, 49) vita Hilarionis 39 draco mirae magnitudinis, quos gentili sermone boas vocant und Cael. Aurelianus (hsg. von Haller) Acut. morb. lib. II, cap. 37 si febres tenuerint corpus, leviora atque tenuiora offerenda erunt

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

vina ut sunt in Italia Sabina et Tyburtina et gentiliter Surrentina appellata (wo offenbar Surrentina eine vulgäre Weinbezeichnung war, die über die bloße Ortsbezeichnung hinausging).

Gentilis bezeichnet also einerseits die Landessprache im Gegensatz zur lateinischen Einheitssprache, anderseits die Vulgärsprache im Gegensatz zur Hochsprache. Daß hier der Ursprung von thiutisk zu suchen ist, daß es, wie man neuerdings sagt, ein Bedeutungslehnwort ist, kann nicht zweifelhaft sein. Aber übersetzt es den ersten oder den zweiten Begriff? Ich denke: beide; oder vielmehr: für den Lateiner waren es keine getrennten Vorstellungen, wie die Vermengung bei Fortunatianus bezeugt und wie es eine Stelle bei Hieronymus bestätigt: op. omn. 5, S. 47, in Ezech. cap. 4 v. 9, 43 ζέας, quas nos vel far, vel gentili Italiae Pannoniaeque sermone spicam speltamque dicimus. Und in der Tat ist ja die Vulgärsprache, die Umgangssprache, an den örtlichen, an den Verschiedenheiten der Landessprachen, besonders stark beteiligt.

Es hätte im Bericht über die mercische Synode auch gesagt werden können, daß die Vorlesung tam latine quam gentiliter erfolgt sei, und umgekehrt hätte ein späterer Ammian schreiben können: voce Martia quam theotisce appellant barritum. Die Bedeutung „volksmäßig", die dem Wort deutsch die heimische Entwicklung nicht verleihen konnte, konnte so doch auf einem Umweg ihm zufallen. Die alte Auffassung des Wortes, die darin den Begriff des Volksmäßigen fand und die Dove so lebhaft bekämpft hat, ist also doch nicht so weit von der Wahrheit abgeirrt.

*

28. Also.

Festschrift für Gustav Ehrismann, S. 190.

Das also der Folgerung hat die Gelehrten bis jetzt nicht sonderlich beunruhigt. Das Deutsche Wörterbuch bietet im ganzen drei Belege, je einen aus Klopstock, Schiller, Goethe, ohne sie von Fällen wie 1. Mos. 8, 14 also ward die Erde trocken zu unterscheiden. Heynes Wörterbuch bringt einen Beleg aus Chr. Wolff, Paul bemerkt in seinem Wörterbuch: „Allgemein üblich ist also zur Anknüpfung einer Folge-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

rung." Vernaleken, Deutsche Syntax II, 358 gibt drei Beispiele aus Chr. Wolff. Der sonst so reiche Blatz gibt II, 748 kein Beispiel. Diese Übersicht bestätigt, was ich im Vorwort zum ersten Band meiner deutschen Syntax S. VIII ausgeführt habe: daß gerade das Gewöhnliche sich der Aufmerksamkeit des Sammlers entzieht.

Ich stelle meinerseits zunächst fest, daß mir das folgernde also im Altdeutschen nicht begegnet ist. Ph. Dietz hat in seinem Lutherwörterbuch (63b) zwar einen Absatz: „also als folgernde Konjunktion für itaque", aber kein einziges der sechs Beispiele paßt zu dieser Überschrift. Franke verzeichnet zwar, Schriftsprache Luthers III, 288, ein Beispiel dafür, daß Luther also „manchmal auch schon wie wir jetzt folgernd" gebrauche, aber das Zitat ist falsch, und Franke gibt, wie es leider oft unsinnigerweise geschieht, nur den Satz mit der Konjunktion, nicht den vorausgehenden; trotzdem läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß ein logisch folgerndes also nicht vorliegt. Auf ein negatives Zeugnis verweist Kehrein, Gramm. d. dt. Spr. d. XV.—XVII. Jhs. III, 210: Frisius übersetzt in seinem Dictionarium latino-germanicum (1541) lat. ergo, itaque, quare durch derhalben, darumb, nun aber; also fehlt in der zur Auswahl gestellten Reihe. Sichere Beispiele fehlen in den Mundartwörterbüchern und bei Schiepek; ein streng logisches Schließen mit Ober- und Untersatz ist ja der lebendigen Rede überhaupt fremd.

Man möchte nun geneigt sein, dieses also aus dem also herzuleiten, das eine sachliche Folgerung zieht: Zürch. Jahrb. 54, 27 do niemen zuogegni was, also huob er mit sinem herren an zuo reden und sprach. Aber damit wäre weder die Zeit noch die besondere Art seines Aufkommens befriedigend erklärt. Es erscheint nämlich zu Beginn seines Auftretens mit besonderer Vorliebe im Gefolge von und: Leibniz, Deutsche Schriften I, 412 die Sünd ist nicht von Gott; sondern in einigen Geschöpfen ist die Erbsünde aus dem Unwesen entstanden, und also aus dem Nichts; Chr. Wolff, Gedanken von Gott (ich benütze die 4. Ausgabe von 1752, die „hin und wieder vermehret" ist) 13 vier und zwantzig Groschen machen zusammen einen Thaler, und also sind die Groschen die Theile, der Thaler ist das Gantze. Der Kopf, die Armen, der Rumpf und die Füße machen zusammen einen Leib, und also ist der Leib das Gantze, der Kopf, die Armen, der Rumpf

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

und die Füße sind Theile; 23 Sehen ist in dem Wesen eines Thieres, das Augen hat, gegründet, und also eine Eigenschaft desselben; 24 so müssen wir den Raum für die Ordnung derer Dinge annehmen, die ungleich sind. Und also kan kein Raum seyn, wenn nicht Dinge vorhanden sind, die ihn erfüllen, usw.; Gottsched, Krit. Dichtkunst 67 die Poesie hat ihren Grund im Menschen selbst, und also geht sie ihn weit näher an; 73 die nordlichen Völker hatten aber kein so zärtliches Gehör; und verfielen also auch auf dieses künstliche Sylbenmaaß der Griechen und Römer nicht; Breitinger, Krit. Dichtkunst 24 mit Farben, die gleichwohl dem Gemählde ein besonderes Licht und Leben mittheilen, und also den Begriff und Eindruck vollkommen machen. Verknüpft man diese Art des Vorkommens mit der Tatsache, daß sie in die Zeit fällt, da die Sprache der Wissenschaft vom Lateinischen sich dem Deutschen zuwendet, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir es hier mit einer Nachbildung des lat. itaque zu tun haben.

*

29. Mhd. Entvestenen verloben.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 43, 551.

Das mittelhochdeutsche Wörterbuch verzeichnet ein halbes Dutzend Belege, in denen vestenen oder bevestenen im Sinne von Verloben erscheint. Daneben steht aber auch seltsamerweise enpfestenen in der gleichen Bedeutung. Ein Beispiel dafür aus den Gesta Romanorum bietet das Mhd. Wörterbuch, zwei weitere Lexer aus Pfeiffers Übungsbuch und aus Mones Anzeiger; ich füge hinzu Ztsch. f. d. A. XIX, 185, 6 Joseph der habe unsere frowen sande Marien enphestent. Ich sage seltsamerweise. Denn man sollte für das Wort natürlich die Bedeutung entloben, nicht verloben erwarten. Es ist ganz ausgeschlossen, daß hier die alte Bedeutung von and- „entgegen“ zugrunde liegt; dazu sind die Belege des Wortes viel zu spät. Ich denke mir, daß hier fremder Einfluß gewirkt hat: vestenen entspricht in seiner Bedeutung dem lat. sponsare. Neben diesem steht aber auch desponsare, und so hat man zu vestenen eine Bildung mit ent- geschaffen, in der lat. de eine mechanische Wiedergabe durch Trennungspartikel erfuhr.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Übrigens glaube ich, daß vestenen selbst ein Dasein einer Übersetzung verdankt: das mittellateinische kennt firmare im Sinne von verloben, vgl. Du Cange III, 306 b, und ebenso das altfranzösische und provenzalische, vgl. Du Cange III, 302a. 306b; Godefroy III, 761a; Honnorat, Dict. prov.-franç. 231.

*

30. Marmelsteinern — edelsteinen.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1919, 566.

Der Unterschied der beiden Bildungen soll nach der Meinung von Gratopps Schülern (oben S. 162) darin bestehen, daß das erste der beiden Wörter den härteren marmornen Klang, das zweite den feinen zierlichen besitze. Ich bin leider nicht so feinhörig wie jener Quartaner, möchte vielmehr glauben, daß die Verschiedenheit der Bildungssilben einen andern Grund hat.

Der marmelsteinere Tisch ist zweifellos aus Stein, also steinern; wer ihn aus Marmelstein bildet, von diesem Wort eine Ableitung gewinnt, hat also allen Anlaß, unwillkürlich an das Wort steinern zu denken. Das Auge des Fisches ist nicht aus Stein, sondern aus einem Stein, aus einem Edelstein gebildet, es ist also nicht steinern: wer also von Edelstein eine Ableitung schafft, dem muß der Gedanke an steinern nicht nur fernliegen, er tut sogar gut, den Gedanken an dieses Wort möglichst fernzuhalten.

Es ist immer bedenklich, zwischen einem bestimmten Laut oder einer bestimmten Lautgruppe und einer bestimmten Vorstellung einen innern Zusammenhang, eine symbolische Beziehung annehmen zu wollen; es läuft hier sehr viel Selbsttäuschung unter; symbolisch, malend wirkt in der Regel nur die Wiederholung bestimmter Laute.

*

31. mer = man.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung, 10, 31.

Die Nebenform mer für man ist weit verbreitet, viel weiter, als es die dürftigen Angaben des Deutschen Wörterbuchs ahnen lassen. Sie begegnet ebensogut ost- wie westmitteldeutsch, ober-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

fränkisch wie alemannisch und bayrisch; ihre Verbreitung gegen Norden entzieht sich meiner näheren Kenntnis. Der älteste Versuch einer Erklärung steht wohl bei Schmeller, die Mundarten Bayerns, S. 123: „es ist kaum zu glauben, daß dieses mer eine bloße Aussprache von man sei; . . . dieses mer könnte demnach vielleicht eher als die Aussprache des Pronomens: wer (quis, aliquis) betrachtet werden". Tatsachen, die diese Erklärung nach der lautlichen Seite stützen würden, sind mir nicht bekannt, und sie würde eine Verbreitung des unbestimmten wer voraussetzen, für die die älteren Sprachquellen keinerlei Anhalt gewähren. Das Schweizer Idiotikon IV 289 will mer aus dem Einfluß von öpper „Jemand" erklären. Die Möglichkeit dieser Erklärung würde mir schon fürs Alemannische recht zweifelhaft sein, erstens aus dem Grunde, weil öpper zweifellos viel seltener als man ist, also nur von diesem hätte Beeinflussung erfahren können, zweitens, weil die Bedeutungen einander nicht nahe genug stehen. Daß aber eine so wenig naheliegende Ausgleichung sich auf einem so großen Gebiet in gleicher Weise vollzogen haben sollte, ist ganz ausgeschlossen; zudem ist etwer in vielen Teilen des Gebiets zweifellos noch weniger vertreten, als im Alemannischen. Nach Lentz, der Handschuchsheimer Dialekt, Wörterverzeichnis, S. 29 wurde das e von me (aus man) wie e aus er aufgefaßt, „daher lautet das Wort vor folgendem Vokal häufig mer". Auch diese Erklärung ist unmöglich, denn in zahlreichen Mundarten, die mer kennen, wird er nicht zu e, kann also auch nicht me als Entwicklung aus mer aufgefaßt werden. Schließlich ist mir in Seminararbeiten wiederholt der Gedanke begegnet, es verdanke mer sein Dasein einer Vermischung mit wir, das mundartlich vielfach als mir, mer erscheint. Die Fälle aber, wo wir haben ungefähr gleichbedeutend ist mit man hat, sind wiederum so selten, daß sich darauf keine Vermischung gründen kann, die so weite Gebiete ergriffen hätte.

Ich möchte glauben, daß eine rein lautliche Entwicklung man, men in mer übergeführt hat. Die beiden Nasale sind unangenehm nach einander zu sprechen, und so ist das n nach r ausgewichen. Ein Seitenstück zu diesem Lautübergang liegt in einer Reihe von mundartlichen Formen hessischer Ortsnamen vor, wo allerdings die beiden Nasale in umgekehrter Reihenfolge auftreten: Hepperem

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

= Heppenheim, Opperem = Oppenheim, Unnerem = Undenheim, Wacherem = Wachenheim. In Mummeren aus Mummenheim ging dem n ein m voraus und eines folgte ihm nach.

Wenn im Bayrischen neben mer (= man) auch mier vorkommt (s. Schmeller a. a. O.), was für die Annahme einer Vermischung von man und wir zu sprechen scheint, so liegt eine Verhältnisbildung vor, wie ich sie German. XXXI, 382 besprochen habe: weil neben mer (nous) ein mir in gleicher Geltung bestand, hat man neben mer (on) gleichfalls ein mir gestellt.

*

32. Zu den Imperativnamen.

Aus den „Neuphilologischen Mitteilungen", 25, 123.

Die „Imperativnamen", Namen wie Hassenpflug, Jagenteufel, Kluibenschädel, haben vielfach Beachtung erfahren. Eine wirklich befriedigende Erklärung ist ihnen trotzdem nicht zuteil geworden, auch nicht durch die Behandlung der Erscheinung in Osthoffs Buch „Das Verbum in der Nominalkomposition", S. 125. Es ist immer nicht recht einzusehen, wie die Aufforderung zu einer Handlung zu einer Bezeichnung dessen werden kann, der gewohnheitsmäßig diese Handlung ausführt. Zwar kann in erzählender Umgebung der Imperativ selber den Wert einer erzählenden Form erhalten, die von einem einmaligen Geschehnis berichtet: Heinrich von Freibergs Tristan 1804 islicher von dem andern sluoc da mangen stehelinen rinc; nu slaha slah, nu clinga clinga! ir swert so süeze erclungen (vgl. meine deutsche Syntax II, 247). Aber es sind keine Zwischenstufen bekannt, die von dieser Erscheinung zu den „Imperativnamen" führten.

Ich möchte glauben, daß diese Satznamen von Hause aus überhaupt keine Imperative enthalten haben. In einer Erzählung von Rud. Greinz, Unterm roten Adler S. 240, wird berichtet, wie der Hoisl-Loisl sich immer nicht entschließen kann zu heiraten. Wenn man ihn fragt, ob es ihm denn gar nicht endlich Ernst sei, so antwortet er: „Ernst ist es mir schon lang. Aber wenn i mir's halt

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

keiner z'sagen trau." Der Dichter fährt dann fort: dabei war der Trauminit ein baumstarker Kerl." Ebenso bei Anzengruber, Werke 8, 170: du warst und bleibst a Trauminit dei Lebzeit. Der Trauminit heißt es, nicht der Traudinit, und dieser Trauminit ist natürlich entstanden aus I trau mi nit, ein Beispiel jener bekannten Erscheinung, für die ich Zsch. für deutsche Wortforschung, I, 265 Beispiele gesammelt habe: der Vogel erhält seinen Gesang, seinen Ruf als Namen, der Mensch das Wort, die Wendung, die er gerne im Munde führt: die Prinzess Meinetwegen, Heinrich Jasomirgott. So geht denn, denke ich, auch Hassenpflug, Jagenteufel Kluibenschädel auf ich hasse den Pflug, ich jage den Teufel, ich kluibe (spalte) den Schädel zurück. Es gibt für diese Auffassung sogar einen urkundlichen Beleg: in Breslau begegnete 1398 ein Niclos ich achzinnicht, vgl. Reichert, die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen, S. 144.

Daß nach dem Wegfall des ich sich auch Umdeutungen der Verbalform zum Imperativ vollzogen haben und manche Neubildungen dann unmittelbar vom Imperativ ausgehn, soll nicht geleugnet werden. Dazu brauchen aber Namen wie Thudichum, Südekum (= Siehdichum) nicht notwendig zu gehören; sie müssen nicht Anreden an die ersten Träger dieser Namen gewesen sein, sondern diese Redensarten können vom Träger des Namens selbst angewendet sein: wer ständig den Rat gibt, sich umzusehn, sich umzutun, wird natürlich selber geneigt sein, dementsprechend zu handeln.

Ich kann übrigens einen älteren Vertreter meiner Anschauung namhaft machen: Hauff schreibt Werke Bd. 1, 129 (Bibliogr. Institut): da kommen die Junker von Habenichts und Binnichts; hätte er nicht Habenichts als ich habe nichts aufgefaßt, so hätte er nicht dazu die Neubildung Binnichts schaffen können.

Mit der neuen Erkenntnis ausgerüstet können wir nun auch noch ein anderes Rätsel lösen. Das Nhd. besitzt neben das Müssen auch noch das Substantiv das Muss (Goethe: und endlich gibt ein böses Muß der Sache widrig den Beschluß): das ist zweifellos nichts anderes als „das Ich muß".

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

33. Missingsch.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 29, 315 (1914).

In seinem schönen Vortrag auf der Hamburger Hauptversammlung ist Borchling auch auf die Entstehung des Wortes missingsch eingegangen.

Es gibt zwei Deutungen der seltsamen Bezeichnung. Die eine sieht darin eine einfache Ableitung vom Hauptwort Messing; die andre nimmt an, daß das Beiwort meissnisch, nd. mîssensch, zugrunde liege, umgebildet in Anlehnung an das Wort Messing (s. K. Scheffler, im Jahrgang 1906 dieser Ztschr., S. 45). Borchling hat nun eine Art von Mittelstellung eingenommen; er sieht Messing als den eigentlichen Ausgangspunkt an, aber auch meißnisch soll eingewirkt haben.

Bei den Erwägungen über unser Wort hat man, soviel ich sehen kann, seine Form nicht genügend in Betracht gezogen. Nach der von Borchling gebilligten Auffassung würde missingsch soviel bedeuten wie aus Messing. Eine derartige Bildung würde aber vollständig vereinzelt stehn. Wenn von Hauptwörtern, die einen Stoff bezeichnen, ein Beiwort abgeleitet wird, so wird dazu die Endung =en oder =ern verwendet: bleiern, eisern, golden, hölzern, kupfern, silbern. Irden heißt aus Erde, aber irdisch bedeutet „zur Erde gehörig“: Erde ist hier keine Stoffbezeichnung. So würde aus Messing durch messingen wiederzugeben sein, nicht durch messingisch.

Wer also die Herleitung von missingsch aus Messing aufrechterhalten will, der müßte aus dem niederdeutschen Sprachgebiet Belege beibringen, die die Möglichkeit eines goldisch, hölzisch dartun.

Borchling selbst hat einen Beleg erwähnt, der in die gleiche Richtung weist, wie missingsch, nämlich eine Form missinger. Auch eine solche Bildung ist bei Blei, Gold usw. meines Wissens ganz unerhört, während sie sich leicht an Meißner, nd. mîsenaere, anknüpfen läßt.

Wenn das Grimmsche Wörterbuch für missingisch zwei vereinzelte Beispiele aus der älteren Sprache kennt, (darunter eines aus einem alten Wörterbuch), in denen das Wort wirklich den Stoff bezeichnet, so wird man annehmen müssen, daß diese Bildung aus

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

einer Zeit stammt, da mîssensch bereits seine Umdeutung in missingsch erfahren hatte und so eine -isch-Ableitung scheinbar möglich geworden war.

*

34. Noch einmal „missingsch".

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 30, 82 (1915).

Von verschiedenen Seiten werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß eine Bildung güldisch tatsächlich vorkommt. Eine güldische Lösung ist eine goldhaltige Lösung. Meine Beweisführung wird dadurch natürlich nicht berührt; das wäre nur dann vielleicht der Fall, wenn güldisch soviel bedeutete wie aus Gold.

*

35. Nieder und Unter.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 31, 172 (1917).

R. Linde hat in der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 32, 86 einen Aufsatz veröffentlicht unter dem Titel: „Sollen wir Niederelbe oder Unterelbe sagen?" Er tritt darin ein für die Namensform Niederelbe und behauptet, daß sie das Lob größerer Sprachrichtigkeit verdiene. Die Bedeutung von lateinisch inferior komme nur dem Worte nieder zu, während unter dem lateinischen sub entspreche. Wenn er das erläutert durch Wortpaare wie Niedergang und Untergang, niederschlagen und unterschlagen, niederdrücken und unterdrücken, so ist das wenig glücklich; denn in diesen Wörtern handelt es sich um das Adverbium, dagegen in Niederelbe, Niederdeutschland um das Beiwort: Niederdeutschland ist eigentlich das niedere Deutschland. Beiwort und Adverb sind völlig getrennte Wege gegangen. Das Beiwort nieder hat die Bedeutung inferior verloren, das Beiwort unter hat sie angenommen und vertritt sie heute allein; wir sagen z. B. der untere Teil des Gesichts, und so erscheint er auch in Zusammensetzungen, deren „Richtigkeit" unbestreitbar ist: Unterarm, Unterleib, Unterschenkel, Unterhaus, der Unterlauf eines Flusses, Unterfranken, drunten im Unterland.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Für Niederelbe macht Linde weiter geltend, daß es das ältere sei gegenüber Unterelbe. Aber der Standpunkt Wustmanns, daß das ältere jeweils das bessere sei, ist zweifellos unrichtig. Man kann viel eher sagen: da neben Unterelbe der Ausdruck die untere Elbe steht, aber neben Niederelbe nicht die niedere Elbe, so ist Unterelbe die Form, der in der Schriftsprache der Sieg gehören wird. Denn die Entwicklung der Sprache drängt immer darauf hin, die Gestalt des zusammengesetzten Wortes in Einklang zu bringen mit der Gestalt des danebenstehenden nicht zusammengesetzten Ausdrucks von gleicher Bedeutung. Wenn also der Vertreter der Erdkunde, der von der unteren Elbe, vom Untermain, von der Unterweser spricht, der auf Helgoland Unterland und Oberland unterscheidet, wenn er auch die Bezeichnung Unterelbe gebraucht, so ist dagegen nichts einzuwenden. Es ist auch nicht einmal richtig, wenn Linde behauptet, daß niemand Unterrhein sagt: bei Herm. Berghaus, Allgemeine Länder- und Völkerkunde, zweiter Band, S. 236 steht zu lesen: „Hydrometrische Angaben für den Unterrhein ... Beobachtungen, welche Brünings im Unterrhein angestellt hat.“ Man soll niemals sagen: niemand.

*

36. Ölzweig.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 1917, 12.

Was ist ein Ölzweig? Jeder weiß, was ein Ölfaß, ein Ölfleck, eine Öllampe, eine Ölsardine ist: Dinge, die in irgendeiner Weise mit Öl zu tun haben, Dinge, die Öl enthalten, deren Stoff das Öl ist, die im Öl sich befinden. Es gibt Fichtenzweige, Mistelzweige, Tannenzweige, d. h. Zweige der Fichte, der Mistel, der Tanne. Darnach müßte der Ölzweig mit dem Öl zu tun haben; er wäre der Zweig des Öls. Die gleiche Betrachtung wäre über Ölberg und Ölblatt anzustellen.

Natürlich stehen die drei merkwürdigen Wörter an Stelle von vollständigeren Bildungen, für Ölbaumblatt, Ölbaumberg, Ölbaumzweig. Ölberg erscheint schon bei Otfried als Wiedergabe des biblischen mons Oliveti, das in der althochdeutschen Tatianübersetzung noch mit berc oliboumo wiedergegeben wird (166, 5).

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Ölzweig tritt mhd. auf, während es bei Otfried noch heißt (IV, 3, 22): zwig oliboumo. Endlich Ölblatt ist neuhochdeutsche Nachbildung.

Wir haben es hier mit einer eigenartigen Gattung von Zusammensetzungen zu tun, bei der ein Teil des ersten Gliedes erspart wird. Die Neigung, solches zu tun, wird bei Ölberg und Ölblatt noch unterstützt durch die Abneigung des Deutschen, benachbarte Glieder von Zusammensetzungen mit demselben Laut beginnen zu lassen.

Seitenstücke zu der Bildungsweise von Ölzweig finden sich mehrfach auf dem Gebiete der Nahrungsmittel: süddeutsch Hegenmark für Hagenbuttenmark, Kalbsbrühe, Kalbsröllchen, (was ich einem Kochbuch entnehme) für Kalbfleischbrühe (oder Kalbsfußbrühe) und Kalbfleischröllchen, Kokosbutter für Kokosnußbutter, Palmöl, Rüböl für Palmkernöl, Rübsamenöl, Weißbäcker, für Weißbrotbäcker. Weiter gehört hierher der Wirtsgarten für Wirtschaftsgarten, Bergrecht für Bergwerksrecht, wohl auch Bergknappe für Bergwerksknappe, der Feldsee auf dem badischen Feldberg für Feldbergsee, Sonnabend für Sonntagsabend (d. h. ursprünglich der Vorabend vor Sonntag, wie Weihnachtsabend der Vorabend vor Weihnachten ist). Schon ahd. begegnet Bistum für Bischofstum, im Mhd. herzentuom für herzogentuom.

Es zeigt sich also auch hier wieder, wie wenig die Sprache daran denkt, alle Merkmale eines Gegenstands, ja auch nur alle wichtigsten Merkmale wirklich zum Ausdruck zu bringen.

Der erste, so viel ich sehe, der auf diese Bildungsweise aufmerksam gemacht hat, ist A. Nodnagel, Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen 4, 286. (Vgl. dann ferner Zeitschr. des Allg. Deutschen Sprachvereins 1912, 357 f.; Beihefte zu dieser Zeitschrift, 5. Reihe, 178; Rud. Neumann, Die Flurnamen des Busecker Tals, Gieß. Dissert. 1914, 12.)

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

37. Restlos, ein neues Modewort.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 33, 249.

Ganz neuerdings macht sich, plötzlich auftauchend, ein neues Modewort breit, das Wort restlos, das noch das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm und das Deutsche Wörterbuch von M. Heyne nur in der Redensart kennen: etwas geht restlos auf.

Restlos bedeutet ursprünglich soviel wie ohne Rest, wie ruhelos, schonungslos, zwecklos ohne Ruhe, ohne Schonung, ohne Zweck bedeuten. Rest aber ist das, was übrigbleibt, wenn eine teilbare Größe hingegeben, aufgebraucht, zerstört wird, verschwindet, verloren geht, ein Stück Bejahung bei einer nahezu das Ganze treffenden Verneinung. Es stimmt also noch zur ursprünglichen Bedeutung, wenn etwa gesagt wird: Frankfurter Nachrichten 1917, 128a: Waldweide sollte restlos zur Verfügung gestellt werden, besonders für Schweine; oder: Z. 181 gegen Bukarest S. 25: so wird das Gulasch auch diesmal restlos verzehrt. Auch folgende Stelle gehört noch hierher: Frankfurter Nachrichten 1917, 126a: ganze zwanzig Gegner sind an diesem Tage restlos von der Staffel erledigt worden; aber der Ausdruck erregt sonst Bedenken: wie soll man's anfangen, ganze zwanzig Gegner nicht restlos zu erledigen? Früher hätte man in diesen Beispielen statt restlos vollständig gesagt. Weil nun in solchen Fällen restlos für vollständig eintreten konnte, hat man restlos auch da angewandt, wo von einem Rest eigentlich keine Rede sein kann: so im Tagesbericht der Heeresleitung vom 29. September 1915: Die Höhen sind restlos von unsern Truppen gehalten, und vom 10. Mai 1917: Fresnoy blieb restlos in unserer Hand. — Die Infanterie hat ihre Stellungen restlos behauptet; Z. 181 gegen Bukarest S. 43: Lösen auch wir durch die restlose Beanspruchung des eigenen Ich alle Bande, die uns mit der Erde verbinden, Frankfurter Zeitung 1917, Nr. 130: die restlose Ausnutzung der Kriegslage, Simplizissimus, 19. Juni 1917, S. 147: ich denke: erobern — restlos siegen (vor Zeiten hätte man gesagt: einen vollen Sieg erringen). Und schließlich geht die Entwicklung auch darüber noch hinaus: Gartenlaube 1917, S. 123 heißt es: der Sieg in der Seeschlacht wurde uns restlos (d. h. ohne Einschränkung) zugesprochen; Rosner, mit der

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Armee von Falkenhayn gegen die Rumänen, S. 158: mußte die eine schmale Straße restlos und bis zum äußersten ausgenützt werden, wo restlos wohl ungefähr heißen soll: ohne das eine andere Möglichkeit blieb. Oder in den Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 226 vom 5. Mai 1917 (Abendausgabe): so konnte man sich der zwei (vorgelesenen) Hebelschen Anekdoten restlos erfreuen; Zeitschr. für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, Bd. 79, I, 235: daß diese Behauptung dennoch restlos zutrifft. Ganz neuerdings gibt es sogar einen Superlativ von restlos: Neue Jahrb. f. klass. Phil. 1918, 193: die Burgundensage, die dem heroischen Idealismus die restloseste Form gab. Es sind die Kriegsjahre, die die Blüte des Modeworts herbeigeführt haben; aber die Entfaltung der neuen Bedeutung reicht in die Zeit vorher zurück; in dem 1913 erschienenen Buche Jesus von W. Heitmüller heißt es S. 147: Die ausschließliche Vorherrschaft des Lebens in Gott, die restlose Versittlichung der Vorstellung von Gott.

*

38. Seele und Selig.

Ausland, 1880, 799.

In Nr. 37 des „Ausland" hat Herr Professor Jäger einen Aufsatz veröffentlicht: „Über Seele und Geist im Sprachgebrauch". In einem Punkte allerdings ist die Abhandlung durchaus überzeugend: Jäger behauptet, daß die Naturforscher in der Regel nichts von Sprachforschung verstünden, und er hat wenigstens für seine Person dafür den unumstößlichen Beweis geliefert. Er hat in der Tat von Linguistik auch nicht die geringste Ahnung. Er meint, selig und geistig werde von keinem Menschen verwechselt. Gewiß nicht; denn selig hat mit Seele überhaupt nicht das geringste zu tun. Selig, im Althochdeutschen sâlîg (im Gothischen würde es sêleigs sein), hat die Bedeutung beglückt; das damit zusammenhängende gotische sêls bedeutet gütig, tauglich, und verwandt ist wahrscheinlich latein. salus. Seele dagegen heißt im Gotischen saiwala mit gleicher Bedeutung. Daß man bei ostafrik. roço an französisch raison denken solle, daß im Sanskrit çushma das -ma Pronomen der ersten Person sei, daß çushma mit Moschus zu-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sammenhänge, das alles ist der unbedingte Unsinn, dessen Dunst auf das Gemeingefühl jedes Sprachforschers einen sehr niederdrückenden Einfluß ausüben muß. — Was würde Herr Jäger sagen, wenn ein Philologe über Paläontologie schreiben wollte, ohne eine Ahnung von Anatomie zu haben?

*

39. Strohwitwer — Strohwitwe.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung, 1, 79.

Noch bei Paul in seinem Deutschen Wörterbuch steht zu lesen, daß der Ursprung dieser Bezeichnungen nicht aufgeklärt sei. Es ist aber ganz unnötig, sich in die Tiefen der Volkskunde zu versenken, um dort Belehrung zu suchen. Das Vorbild ist Strohmann, das ist ein Mann aus Stroh, also kein wirklicher Mann. So ist auch der Strohwitwer kein wirklicher Witwer, sondern nur ein scheinbarer.

Es liegt ein ähnlicher Sprachvorgang zugrunde, wie zumeist bei der Entstehung derjenigen Zusammensetzungen, deren erstes Glied eine Steigerung anzeigt. Blutrot, rot wie Blut, enthält ein Gleichnis, das gewählt ist, um die Stärke der Färbung zu bezeichnen, ist also soviel wie sehr rot, daher dann auch blutarm, blutwenig. Ebenso gibt steinhart, d. h. hart wie Stein, folglich sehr hart, das Vorbild für steinreich; himmelhoch, himmelweich erzeugt himmeltraurig, himmelangst, stockdürr, stocksteif die Bildungen stockdumm, stockfinster; Riesengröße, Riesenstärke gibt Anlaß für Riesenfleiß, Riesengeduld. Im Anschluß an kerzengrad bildete mein vierjähriger Junge die Wörter kerzensatt, kerzenvoll, kerzenvergnügt.

*

40. Unterhändler.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 30, 624.

Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß bei dem Worte Unterhändler im Sinne von Vermittler zwei Betonungsweisen nebeneinander hergehen. Die eine legt den Hauptton auf den zweiten

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Teil des Wortes, also **Unterhändler**. Sie wird durch die Wörterbücher von Adelung und Campe bezeugt; sie findet in der Gegenwart ihre Vertretung in dem deutsch-französischen Wörterbuch von Sachs-Villate, und ich habe sie von Rheinländern und Norddeutschen anwenden hören. Die andere betont den Eingang des Wortes, also **Unterhändler**. Sie tritt im Wörterbuch von Heinsius auf; sie wird von Duden und Vietor als die einzige gebucht und war lange Zeit die einzige mir persönlich bekannte. In Wülfings Neubearbeitung von Sanders' Handwörterbuch wird über unser Wort ausgesagt: „jetzt meist **Unterhändler** betont"; „jetzt aber gewöhnlich auf der ersten Silbe betont", heißt es in Pauls Deutschem Wörterbuch.

Demnach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Betonung auf der ersten Silbe heute die herrschende ist. Aber wie ist nun dieses seltsame Nebeneinander zu beurteilen?

Wer **Unterhändler** spricht, wird sagen, das Wort sei ja von **unterhandeln** abgeleitet, und folglich sei die Betonung **Unterhändler** die einzig naturgemäße, wie es auch **Unterhandlung** heiße, nicht **Unterhandlung**. Demgegenüber könnten die anderen geltend machen, daß die Betonung des abgeleiteten Hauptworts nicht immer mit der Betonung des zugrundeliegenden Zeitworts übereinstimme: von **unterhalten**, **unterrichten** wird **Unterhalt**, **Unterricht** gebildet; von **überfallen**, **übertragen** stammt **Überfall**, **Übertrag**. Diesen Hinweis brauchen jedoch die Vertreter der Minderheit nicht anzuerkennen, denn **Unterhalt**, **Überfall** usw. sind Abstraktbezeichnungen, nicht wie **Unterhändler** Bezeichnungen von Personen, und es heißt tatsächlich **Unterhalter Unternehmer**, **Überbringer**, **Übersetzer**, **Überwinder**, mit der gleichen Tonlage wie in **unterhalten**, **unternehmen**, **überbringen**, **übersetzen**, **überwinden**.

So scheint in der Tat **Unterhändler** eine aller Gesetzmäßigkeit hohnsprechende Bildung zu sein. Aber gemach! So leichten Herzens wollen wir doch nicht der Sprache eine willkürliche Laune zutrauen.

Wo in der Sprache eine Besonderheit vorliegt, pflegt sie in der Regel mit einer anderen Besonderheit Hand in Hand zu gehen. Eine solche zweite Besonderheit des Wortes **Unterhändler** ist sein

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Alter: es ist eine der wenigen älteren Bildungen seiner Gattung und schon in der lutherischen Bibel belegt. Daß von untrennbaren Zusammensetzungen mit unter, über Ableitungen auf -er geschaffen werden, ist im allgemeinen eine Errungenschaft des späten Neuhochdeutschen, und noch heute sind diese Bildungen nicht zahlreich. Je näher aber neu geschaffene Ableitungen der Gegenwart stehen, um so mehr herrscht die Neigung, die Lautgestalt der Ableitung der der Grundlage möglichst gleich zu machen. Während also von tragen nach älterer Weise der Träger abgeleitet wird, gehört zu übertragen der Übertrager (z. B. einer Krankheit), und ich entnehme dem Wörterbuch von Sachs-Villate folgende weitere Bildungen dieser Art: Unterhalter, Unterschlager, Übermacher, Übernachter, Überrascher, alle ohne den Umlaut. Wenn man von jemand verlangen würde, er solle von unterlaufen eine Personenbezeichnung ableiten, so würde er zweifellos **Unterlaufer** bilden, nicht **Unterläufer**, obwohl von laufen der Läufer abgeleitet wird.

Mit diesem deutlichen Bestreben der neuern Sprache steht nun unser Unterhändler nicht im Einklang: sein nach älterer Weise eingetretener Umlaut widerspricht geradezu der herrschenden Art der Ableitung, der vielmehr Unterhandler gemäß wäre, und so geschieht es, daß die Beziehung zu seinem Ausgangspunkt unterhandeln gelockert und die Herstellung einer anderen Beziehung ermöglicht wird: man bringt Unterhändler mit dem lautlich näherstehenden Händler, also mit einem Hauptwort, in Zusammenhang, und in Zusammensetzungen von unter und über mit Hauptwörtern erhält das erste Gied den Ton.[1])

*

[1]) Ich mache bei dieser Gelegenheit auch auf das Nebeneinander von **Unter**seeboot und Unter**see**boot aufmerksam. Das letztere ist natürlich das ursprüngliche, da das Boot unter **See** fährt; die Zurückziehung des Tons findet ihr Seitenstück in **über**seeisch für das, was über **See** sich befindet, oder in **Über**etscher für **den**, der über der **Etsch** wohnt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

41. Das ist mir wurst, das ist mir pipe.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung, 1, 279.

Wenn eine Sachbezeichnung in der Rolle des prädikativen Beiworts verwandt wird, so wird damit eine hervorstechende Eigenschaft der Sache auf das Subjekt übertragen. Man vergleiche: das ist Blech, das ist Kohl, das ist Mist, das ist mir Pomade. Der Mist ist stinkig und faul, der Kohl alt und aufgewärmt. Das Blech erscheint wertlos beim Vergleich mit andern Metallen; wie nahe das liegt gerade mit Bezug auf Gesprochenes, zeigt das alte Wort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Ebenso ist es leicht begreiflich, daß dem kräftigen Naturmenschen die Pomade etwas Fernliegendes, etwas Gleichgültiges ist. Was ich aber nicht begreife, ist die Behauptung, daß auch die Wurst, die Pfeife typisch sei für eine verachtete Kleinigkeit (Borchardt-Wustmann, Sprüchwörtliche Redensarten[4], S. 376). Soviel ich sehe, ist diese Bedeutung von Wurst und Pfeife ausschließlich aus den beiden an die Spitze meiner Bemerkung gestellten Redensarten entnommen. Wenn bei Borchardt auf die alte Redensart: „ein Roß um eine Sackpfeife geben" verwiesen wird, so ist damit gar nichts bewiesen; hier wie in der anderen: „mit der Wurst nach der Speckseite werfen" handelt es sich lediglich um den Abstand der beiden Werte, nicht um eine absolute Angabe. Ich kann mir auch gar nicht denken, wie gerade in den Kreisen, die unsere beiden Redensarten gebrauchen, Wurst und Pfeife zum Typus des Wertlosen hätten werden sollen. Und nur an wirklich hervorstechende Eigenschaften kann die prädikative Verwendung anknüpfen. Nun besteht eine Haupteigentümlichkeit der Wurst darin, daß sie zwei gleichartige Enden hat, daß sie an der einen wie an der anderen Seite angeschnitten oder aufgehängt werden kann. Sie ist ein schlagendes Beispiel dafür, daß mit einer Sache so oder so verfahren werden kann. Und das ist gerade die eigentlichste Bedeutung des prädikativen wurst: wir antworten damit auf eine Frage, ob wir dieses oder jenes Verfahren vorziehen.

Die Haupteigenschaft aber der Pfeife ist, daß man eben darauf pfeifen kann. Das ist mir pipe, besagt nichts anderes als: das ist ein Ding, op dat ik pipe. Das Pfeifen aber als Ausdruck der Mißachtung ist eine wohlbekannte symbolische Handlung.

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

42. Grammatik und Polizei.

„Literarisches Echo", III (1901), 1233.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat mich aufgefordert, mich über die Aufgaben und Methoden der heutigen Sprachwissenschaft zu äußern. Mit der gütigen Erlaubnis des Herrn Herausgebers möchte ich mich dieses Auftrags am liebsten in der Weise entledigen, daß ich eine einzelne Frage herausgreife und die Sprachwissenschaft, die Grammatik, dabei an der Arbeit zeige. Vielleicht gelingt es mir so am leichtesten, das Vorurteil zu bekämpfen, dem sprachliche Forschung noch immer vielfach begegnet.

Der gewöhnliche Sterbliche lernt ja die Sprachwissenschaft zumeist in der Gestalt der Schulgrammatik kennen und gedenkt mit Schauder an die Launen der unregelmäßigen Zeitwörter, an die unbarmherzigen Regeln der lateinischen Zeitfolge oder der griechischen Akzentlehre. Aber nicht von der Polizei unserer Schultyrannen oder von der Sprachpolizei von Wustmann und Genossen soll hier die Rede sein, sondern ganz unbildlich von richtigen polizeilichen Maßregeln der Staatsverwaltung.

Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Friesen durch polizeiliche Verordnung zur Annahme von Familiennamen gezwungen, während sie bisher nach altgermanischer Weise sich mit einem einzigen Namen begnügt hatten, also etwa bloß Andreas, Hans, Dirk u. dgl. hießen; sollte bisher der Andreas von einem anderen gleichen Namens unterschieden werden, so wurde ihm der Vatername beigefügt, also etwa Andreas Hansen gesagt, und sein Sohn Hans hieß wieder Hans Andersen usw. Diesem unordentlichen Zustand also hat der Staat ein Ende gemacht. Wie kam es aber, daß sein Einschreiten überhaupt notwendig wurde? Ist es wirklich bloß die zähe Stammesart der Friesen gewesen, die grundsätzlich das Alte festhielt, sich hartnäckig den Neuerungen auf dem Gebiete des Namenwesens verschloß, die die andern deutschen Stämme schon vor vier, fünf Jahrhunderten durchgeführt hatten? Das ist von vornherein wenig wahrscheinlich, denn wenn die anderen Stämme, wie ihre Einmütigkeit vermuten läßt, einer geschichtlichen Notwendigkeit gehorchten, als sie im 13., 14. Jahrhundert Familiennamen annahmen, so hätte wohl auch die verstockteste beharrende Sinnesart

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

es nicht vermocht, sich durch die Jahrhunderte hindurch gegen einen solchen Zwang der Entwicklung zu wehren, — falls die Voraussetzungen für diesen in der gleichen Weise gegeben waren. Warum also die Friesen nicht aus eigner Kraft Familiennamen geschaffen haben, werden wir vielleicht am ehesten erfahren, wenn wir prüfen, wie die anderen dazu gekommen sind.

Die Entwicklung unserer Familiennamen vollzieht sich in zwei Stufen. Zunächst tritt zu dem Einzelnamen der alten Zeit eine Bestimmung hinzu, die einen bestimmten Besitzer des Namens von seinem Namensvetter unterscheidet. Ein solcher Beiname oder Übername kann ins Leben treten, ohne daß bei seiner Schöpfung eine bestimmte Absicht gewaltet hat, einfach deshalb, weil eine Person durch auffallende Eigenheiten zur Kennzeichnung herausforderte, oder aber man hat mit vollem Bewußtsein nach einem unterscheidenden Merkmal gesucht, weil das Bedürfnis des Verkehrs ein solches notwendig machte. Auf dieser ersten Stufe der persönlichen Beinamen befanden sich die Friesen, als der Staat mit seiner Forderung an sie herantrat. Die zweite Stufe besteht darin, daß die persönlichen Beinamen erblich werden. Diese Stufe haben die Friesen nicht miterlebt.

Nicht jede Art von Beinamen ist der Vererbung günstig. Zunächst kann sie nur bei solchen eintreten, die vererbende Merkmale bezeichnen. Also z. B. bei den Beinamen, die von Lage und Beschaffenheit der Wohnung genommen sind, denn der Hof des Vaters geht in der Regel auf Sohn und Enkel über. Ebenso hat in alter Zeit der Sohn die Beschäftigung des Vaters weitergeführt, es waren also auch daher geschöpfte Beinamen vererbungsfähig. Endlich pflanzten sich körperliche Besonderheiten der Größe, der Haarfarbe u. dgl. nicht selten auch bei den Nachkommen fort. Also Beinamen, wie Aus 'm Werth, Zumbusch, Torbeke (an der Bach), der Müller, der Schmidt, der Töpfer, der Große, der Rote, trugen von Hause aus den Keim der Vererbung in sich. Anders bei den sogenannten Patronymika, den Fällen, wo einer Person der Name des Vaters zur Kennzeichnung beigefügt wird: wenn also jemand Hans heißt, der Vater Peter oder Christen, der Sohn also Hans Peters oder Hans Christensen (Christians Sohn) zubenannt wird, so ist es ganz unmöglich, daß ein Sohn dieses Hans wiederum

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

den Beinamen Peters oder Christensen erhält. Solches wäre nur möglich, wenn durch die Geschlechter hindurch der Sohn regelmäßig den gleichen Einzelnamen getragen hätte wie der Vater, also der Großvater, der Vater, der Sohn als Hans Hansen bezeichnet werden konnte. Die Sitte aber, den Vaternamen auf den Sohn übergehen zu lassen, ist ganz jungen Ursprungs, ist der Zeit vor und bei Ausbildung der Familiennamen im wesentlichen fremd. Wenn trotzdem auch solche Beinamen schließlich zu Familiennamen geworden sind, so geschah es nach dem Muster der anderen, die vererbungsfähig waren. Nun war es aber, wie wir gesehen haben, bei den Friesen der herrschende Brauch, den einzelnen gerade durch Beisetzung des Vaternamens zu kennzeichnen; so konnten sich also ihre Beinamen nicht vererben, sie nicht auf diesem Wege zu Familiennamen gelangen.

Wenn aber die Friesen kaum auf jene anderen Arten der Beinamen verfielen, so geschah es, weil der Anlaß dafür sich viel seltener darbot. Die Gestaltung der Örtlichkeit ist weit einförmiger an der Küste der Nordsee und auf den Nordsee-Inseln, als im Binnenland; es gebricht an dem Wechsel von Berg und Tal; der Baumwuchs ist sehr beschränkt, die Tierwelt wenig mannigfaltig — alle diese Erscheinungen kommen ja sonst bei der Namengebung in Betracht. Der Friese war Schiffer und Fischer, einer wie der andere; von einer Gliederung der Berufe, der Beschäftigungen ist also kaum die Rede, und schließlich ist die Bevölkerung so ungemischt, so rein in der Rasse, daß auch für die Unterscheidung nach körperlichen Merkmalen sich viel weniger Anlaß bietet als anderwärts.

Ähnliche Betrachtungen ließen sich anstellen für die Juden, die ja gleichfalls erst auf dem Verordnungsweg zu festen Familiennamen gekommen sind.

So werden die Lebensverhältnisse eines Volkes maßgebend für das sprachliche Gewand, das in der Benennung ihm umgeworfen wird, und die sprachliche Verfassung hat wieder den Anlaß geboten für das Eingreifen der Staatsgewalt.

Aber noch in einem anderen Punkt läßt sich gerade bei den Personennamen die Verknüpfung von äußerer Gestalt und innerem Leben aufweisen. Wie wohl allgemein bekannt, verwendet der Süden des deutschen Sprachgebiets in volkstümlicher Rede den Personen-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

namen niemals ohne den Artikel: der Karl, der Schmidt, der Karl Schmidt; der Norden dagegen stimmt mit der Schriftsprache in der Artikellosigkeit überein. Diese Zwiespältigkeit der Entwicklung geht zurück auf einen älteren Zustand, der galt, als unsere Familiennamen noch die Geltung von Beinamen besaßen, und in dem der Artikel zu den Beinamen hinzutreten oder fehlen konnte, je nach der Eigenart des Beinamens. Es mußte heißen Christoph der Schmidt, Hans der Wagner, Otto der Rote, Rudolf der Schwarze, Karl der Oberhofer usw. bei den meisten Benennungen nach Heimat, Beruf und körperlicher Eigentümlichkeit; dagegen bei den beigesetzten Vaternamen war der Artikel nicht möglich: Hans Peters, Rudolf Hennings usw. Wenn wir heute nicht zwei Gattungen von Namen, solche mit Artikel und solche ohne Artikel, besitzen, so ist das das Ergebnis einer Ausgleichung: die eine Gattung hat sich nach dem Muster der anderen gerichtet. Wenn nun bei dem Ausgleich ein anderes im Norden herauskam, ein anderes im Süden, so kann das nur daran liegen, daß das Verhältnis der gegeneinander wirkenden Kräfte auf beiden Gebieten nicht das gleiche war. Nun beobachten wir in der Tat, daß im Norden die Beinamen aus dem Vaternamen zwar nicht die Alleinherrschaft besitzen, wie auf friesischem Boden, aber doch gegenüber den anderen Gattungen stark in der Mehrzahl sind; kein Wunder, daß sie ihren formalen Eigentümlichkeiten gegenüber denen jener zum Siege verholfen haben. Im Süden nahm die Ausgleichung den umgekehrten Weg, und der Artikel, der zunächst nur bei den Beinamen bezw. den späteren Familiennamen stand, ging von da auch auf die Vornamen über. Im Norden dagegen hat die Artikellosigkeit aller Eigennamen auch einzelne Wörter mit anderer Bedeutung angesteckt, so daß dort von Vaters und Mutters Geburtstag gesprochen wird.

*

43. Gelehrte Volksetymologie.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht 17, 52.

F. Söhns hat in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" XVI, 211 f. volksetymologische Plaudereien veröffentlicht, aus denen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

aufs neue hervorgeht, mit welcher Unbefangenheit das Volk sprachliche Deutungen vornimmt. Leider hat Söhns aber auch den Nachweis geliefert, daß er selber gelegentlich die gleiche Unbefangenheit besitzt, und manche seiner Erklärungen stehen grundsätzlich auf demselben Boden wie die des Volkes, sind als gelehrte Volksetymologie zu bezeichnen. Ich greife einiges heraus, ohne dadurch zu sagen, daß ich mit allem andern einverstanden bin.

1. Von dem Flüßchen Etérna wird S. 212 gesagt, daß in in den ältesten Chroniken der Name Etcherna laute und den Ton auf der ersten Silbe habe. Es wäre mir interessant, zu erfahren, woher Söhns diese Kunde über die Betonung von Etcherna kommt. Es wird dann der Name mit „ahd. atjar, as. edar = Rand, Saum" in Verbindung gebracht. Es ist aber das ahd. atjar die reine Erfindung. Überhaupt kommt das Wort nirgends in einer Form vor, die das ch von Etcherna rechtfertigt. Um das n hat sich Söhns überhaupt nicht gekümmert, das allein schon die vorgeschlagene Deutung unmöglich macht.

2. Sebexen wird S. 213 mit Sigbert, bezw. dessen Koseformen Sibo und Sibiko zusammengebracht: Sibikoshusen sei verkürzt und verderbt zu Sebexen. Wenn man Etymologien machen will, muß man wenigstens deklinieren können: der alte Genitiv von Sibiko heißt nicht Sibikos, sondern Sibiken.

3. Die gleiche Unfähigkeit zu deklinieren zeigt sich in der Erklärung von Wimmelrode S. 227; es soll hervorgegangen sein aus Wihemannarode, d. h. „Rodung heiliger Männer". Aber der Genitiv des Plurals von wih heilig hat wihero gelautet und nicht wihe.

Hundeluft S. 225 wird erklärt als altdeutsch hundelouft, „ein fortlaufender Wall, an welchem ein hunde, ein Anführer von Hundert, seinen Sitz hatte". Dagegen ist wieder einzuwenden, daß im Altdeutschen louft im Sinne von Wall ausschließlich in der Einbildung von Söhns besteht.

Also: Vorsicht gegenüber Söhnsschen Deutungen!

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

44. Frühe Latiniſierung eines deutſchen Eigennamens.

Zeitſchrift für deutſche Wortforſchung 11, 53.

Der ſpätere Biſchof von Freiſing, Arbeo, begegnet in den Traditionen ſeines Hochſtifts zum erſtenmal im Jahre 748 (Die Traditionen des Hochſtifts Freiſing I 29), dann wieder 754 (S. 34), 755 (S. 35). In einem andern Stück von 755 heißt es dann (S. 36): praesente cuncto populo facta haec donatio et praesente Arbione archipresbytero; am Schluſſe aber ſteht die Formel: ego Heres, id est Arbeo, rogatus atque petitus, haec donatione scripsi. 757 S. 37 wieder: ego Arbeo presbiter rogatus . . .; 758 (S. 39): hanc traditionis cartulam Heres presbiter conscripsit; 759 (S. 41): haec nomina testium: Arbeo archipresbiter; 759 (S. 42): ego Arbeo, ebenſo 760 (S. 43); 760 (S. 44): ego Heres; 762 (S. 45): signum Arbionis; 763 (S. 46): ego Arbeo; 764—767 (S. 49): ex ore Heredis episcopi; (S. 52): nomina haec sunt inprimis Heres episcopus; ex ore Heredis; 765 (S. 53): et ipse Arbeo testes; 767 (S. 54): ego Sundarheri ex ore episcopi Heredis 765—770 (S. 55): signum manus Arbionis episcopi; 765—776 (S. 55): ego Sundarheri jussione Arbionis episcopi. Und ſo geht es weiter, in beſtändigem Schwanken zwiſchen der deutſchen und der lateiniſchen Form.

Dabei ſind wir noch tief im köſtlichen Merovingerlatein; noch keine Ahnungen der karolingiſchen „Renaiſſance", über deren Verlauf wir freilich noch durchaus ungenügend unterrichtet ſind. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Arbeo aus romaniſchem Sprachgebiet ſtammt, vgl. die Hauckſche Enzyklopädie II 46; aber ſelbſt wenn das richtig ſein ſollte, wäre es für die Erklärung unſeres Falles kaum von Bedeutung. Aribo hat ſeinen Namen auch ins Hebräiſche übertragen, ſ. Wattenbach, Geſchichtsquellen, 7. Aufl., I 138 Anm.

★

45. Elſaß und Naſſau.

Frankfurter Zeitung, 20. Juni 1914.

Seit Jahren führe ich hier und anderwärts einen Kampf gegen die kecke Harmloſigkeit, die immer wieder in Wiſſenſchaften ſich miſcht, mit deren Arbeitsweiſe und Ergebniſſen ſie ſich nicht ver-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

traut gemacht hat. Diese Herren würden sich höflich bedanken, wenn sie einen Schuh oder einen Rock tragen sollten, den ich als Philologe gemacht hätte. Aber von uns verlangen sie, daß wir ihre Einfälle über uns ergehen lassen.

Was mich diesmal in Harnisch bringt, ist ein Aufsatz in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", deren Hefte man sonst mit Vergnügen und mit reicher Belehrung in die Hand nimmt. Dort gibt ein elsässischer Historiker eine neue Erklärung des Namens Elsaß: er soll herstammen von einem vorgermanischen Flußnamen Elisaca (sprich Elisaka), von dessen einstigem Vorhandensein wir nichts wissen, und für dessen Dasein auch nicht der Schimmer eines Beweises erbracht worden ist. Naturgemäß entsteht dabei eine Hauptschwierigkeit: wie kommt es, daß an Stelle des k später ein s getreten, daß Elisaka zu Elsaß geworden ist. Daß dieser Übergang möglich sei, geht für den Verfasser des Aufsatzes mit völliger Sicherheit aus der Parallele des Stadtnamens Worms hervor. Diese Stadt hieß früher Borbetomagus. „Dies ist natürlich die lateinische Form für die keltische Benennung Borbetomacus", das heißt das Heim des Borbetomos oder „wenn man das m als bloßen Bindekonsonanten betrachtet", des Borbetos. Da nun aus Borbetomac später Wormaz, heute Worms, geworden sei, sei auch der Wandel von Elisaca in Elsaß nicht zu beanstanden.

Dazu bemerke ich zunächst, daß der keltische Personenname Borbetomos eine Erfindnng des Verfassers ist, ebenso wie der „Bindekonsonant" m. Dann aber dieses „natürlich"! Es erweckt den Anschein, als ob der Zweifler von allen guten Geistern verlassen sei, als ob er Dinge nicht wisse, die für den Eingeweihten, für den Fachmann das schlechthin Bekannte, Selbstverständliche seien. In Wirklichkeit verrät es, daß der Verfasser einen der wichtigsten Grundsätze der Sprachwissenschaft nicht beachtet hat. Die einzelne Erscheinung darf nicht für sich allein, sie muß im Zusammenhang des Gleichartigen betrachtet werden. Und der Name Borbetomagus steht nicht für sich allein. Es gibt im Keltischen sehr zahlreiche Ortsnamen auf magus, und es gibt zahlreiche Ortsnamen auf acum. Die letzteren zeigen, daß es den Römern nicht eingefallen ist, das keltische c (k) durch g zu ersetzen. Und das durchgehende Nebeneinander der Namen auf magus und auf acum tut dar, daß der wort-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ſchließende Konſonant nicht in beiden Fällen der gleiche war, daß man alſo die Entwicklung von ac nicht durch die von mag beleuchten darf, daß ſomit die Entwicklung des Namens Worms für Eliſaca in keinem Fall etwas beweiſt, ſelbſt wenn ſie vom Verfaſſer richtig beurteilt wäre. Was aber aus den Namen auf magus wird, das zeigen Städtenamen wie Dormagen, Neumagen, Nymwegen, Remagen.

Der Name Worms iſt gar nicht die unmittelbare Fortſetzung von Borbetomagus, ſondern es hat ſchon früh dafür eine Abkürzung gegeben, die uns in der Form Gormetia bezeugt iſt; an dieſe Abkürzung ſchließt ſich Worms an: ſein ſ oder älteres z iſt regelrecht aus einem urſprünglichen t entſtanden. Wer wiſſen will, was wirklich aus den keltiſchen Namen auf acum geworden iſt, der muß ſich anderwärts unter den Städten des Rheingebiets umſehen, wo z. B. Brisiacum ſich zu Breiſach, Juliacum zu Jülich, Tolbiacum zu Zülpich gewandelt hat.

Danach kann die neue Deutung des Namens Elſaß ruhig wieder im Orkus verſchwinden, aus dem ſie unberechtigterweiſe emporgeſtiegen iſt. — Ich habe aber noch einen zweiten Schmerz. In einem Wiesbadener Blatt iſt ganz neuerdings der Name Naſſau mit dem alten Stamm der Mattiaci in Verbindung gebracht worden. Auch dieſe Erklärung hält vor der Sprachwiſſenſchaft nicht ſtand. Und eigentlich hat ihr Erfinder ſelbſt ſchon den Gegenbeweis geliefert, indem er darauf hinweiſt, daß Mattium, der Hauptort der Mattiaci, das heutige Metze bei Niedenſtein in Heſſen ſei. Wie mit den Wörtern Mattium, Mattiaci einerſeits Metze, andererſeits Naſſau zuſammenhängen ſoll, bleibt Geheimnis. Am Schluß aber bemerkt unſer Etymologe, er werde ſeine Anſicht Herrn Profeſſor Schroeder mitteilen und deſſen Meinung über die Sache dann veröffentlichen. Wie wäre es, wenn ſolche Anfrage beim Fachmann vor der Verkündigung der eigenen Weisheit geſchähe? Es würde viel unſchuldiges Druckpapier geſpart werden.

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

46. Der Name Offenbach.

Eine methodische Betrachtung.

Frankfurter Zeitung vom 21. Januar 1904 (= Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, 1905, 101).

In unserer Nachbarstadt Offenbach hat vor einiger Zeit ein Männerkrieg getobt um die Frage, wie dieser Ortsname zu erklären sei. Dabei hat sich wieder einmal gezeigt, wie leicht der Laie geneigt ist, die Rätsel der Eigennamen so zu lösen, wie man sonst Rätsel löst, nämlich mit Raten. Das Rezept, das dabei gewöhnlich befolgt wird, ist sehr einfach: man nimmt ein beliebiges Wort aus dem Hochdeutschen, dem Lateinischen oder vielleicht auch dem Keltischen, das einige Lautähnlichkeit mit dem zu deutenden Worte besitzt; ist die Ähnlichkeit noch nicht groß genug, so setzt man einige Zwischenstufen ein: x wird zu x^1, x^1 zu x^2, x^2 zu y, und die Sache ist fertig.

Dieses bewährte Verfahren ist auch bei dem Namen Offenbach in ausgiebiger Weise zur Anwendung gekommen. Es sind mir nicht weniger als neun verschiedene Herleitungen des Namens bekannt geworden. Man hat erstens ihn verknüpfen wollen mit einem altdeutschen Wort für Wasser, das affa gelautet habe. Man hat zweitens Offen- in Verbindung gebracht mit dem Hauptwort Affe, drittens mit dem Hauptwort Ofen, viertens mit dem altdeutschen Personennamen Offo, fünftens mit unserem Beiwort offen, sechstens mit dem lateinischen oppidum, die Stadt, siebtens mit unserem Wort Au[1]), und hat hier entweder gemeint, Offenbach sei ein Auenbach, oder gemeint, es sei die Au am Bach, und endlich achtens und neuntens soll Offenbach so viel sein als uf die Bach, „da nach alten Flurbüchern alle Gewannen uf die Bach zogen“ oder soviel als over der bach, d. h. über der Bach.

Die sprachgeschichtliche Betrachtung kann nun mit einiger Sicherheit erweisen, daß von diesen neun Erklärungen acht unter allen Umständen falsch sind. Es handelt sich nur darum, den richtigen Ausgangspunkt zu finden. Der liegt aber zweifellos nicht in der Namensform der heutigen Schriftsprache. Denn diese ist oft genug

[1]) Diese Erklärung ist schon vor mehr als 40½ Jahren von O. Volger aufgestellt worden in dem „Ersten Bericht des Offenbacher Vereins für Naturkunde“ S. 25.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

willkürlich umgestaltet, zumal unter dem Einfluß verfehlter Deutungen.

Wir müssen vielmehr fragen: wie hat der Name zu der Zeit ausgesehen, als er gebildet wurde, oder doch in Zeiten, die an den Ursprung möglichst nahe heranreichen. Das zu ermitteln, gibt es zwei Wege. Man kann entweder von der Gestalt ausgehen, die der Name in der heutigen Mundart gewonnen hat; wer die Sprachgesetze der Offenbacher Mundart kennt, der vermag zu sagen, wie im Mittelalter der Name gelautet haben kann oder muß, und wie er nicht gelautet haben kann. Offenbach heißt in der Aussprache des Volkes Ouvebach: das geht zurück auf mittelhochdeutsch Ovenbach, wie das mundartliche ouwe der Ofen auf mhd. oven zurückweist. Das mittelhochdeutsche Wort ouwe dagegen, das unserem neuhochdeutschen Au entspricht, müßte in der heutigen Mundart A oder Awe lauten, wie mhd. frouwe (die Frau) zu Frâ geworden ist.

Neben diesem Schlußverfahren gibt es aber ein Verfahren der unmittelbaren Beobachtung: das ist das Heranziehen der alten Sprachquellen selber.[1]) Dazu bietet uns das schöne Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt, dessen ersten Band Fr. Lau im Jahre 1901 neu herausgegeben hat, reiche Gelegenheit. Es zeigt uns, daß vor dem Jahre 1275 der Name Offenbach ausschließlich in der Form Ovenbach (oder Ovinbach) erscheint, niemals mit f, niemals mit ff, niemals mit w geschrieben, dagegen tritt der Name Hanau, der in der Tat mit dem Wort Au zusammengesetzt ist, regelmäßig in der Form Hagenouwe auf, stets ein w enthaltend. Es erhellt, daß beide Wege genau in ihrem Endpunkt zusammentreffen, ein altdeutsches oven als ersten Bestandteil unseres Namens erweisen. Damit wird also das Wort Au als Ausgangspunkt des Namens Offenbach ausgeschlossen, ebenso affa, Affe, Offo, offen, denn diese weisen in der älteren Sprache durchaus das ff auf, und ebenso kann uf die Bach nichts mit dem Namen zu tun haben, denn auf wird im älteren Hochdeutschen stets mit f geschrieben; auch nicht mit over über, denn dieses Wort erscheint in der älteren Sprache bald mit b bald mit v. Endlich oppidum könnte höchstens

[1]) Auf diesen Weg in der Offenbacher Zeitungsfehde nachdrücklich hingewiesen zu haben, darf J. Schrod mit Recht als sein Verdienst beanspruchen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ein Oppenbach oder Opfenbach, niemals Ovenbach ergeben. Affe und affa müssen auch um deswillen ferngehalten werden, weil der a-Laut sich nicht zu dem o des Namens gewandelt haben könnte. Und mit affa hat es noch seine besondere Bewandtnis. Ein selbständiges altdeutsches Wort affa ist nirgends bezeugt; es erscheint nur in zahlreichen alten Flußnamen wie Aschaffa (woher Aschaffenburg) und zwar, wohlgemerkt, nur an zweiter Stelle des Wortes, niemals als Anfang einer Zusammensetzung; schon deshalb mußte jede Beziehung zu Offenbach zurückgewiesen werden.

Von all den vorgebrachten Erklärungen bleibt also eine einzige, die vom Standpunkt der Lautgeschichte als überhaupt zulässig bezeichnet werden kann: die Verknüpfung mit dem Worte Ofen. Ob diese auch sachlich möglich ist, ob alte Beziehungen zu Kalköfen oder Ziegelöfen oder Töpferöfen anzunehmen sind, das zu entscheiden ist nicht mehr Aufgabe des Sprachgelehrten, sondern des Altertumsforschers. Ich habe mich an den Mann gewandt, der diese Dinge am besten kennt, Herrn Professor G. Wolff in Frankfurt; er ist nicht imstande gewesen, einen sicheren Anhalt zur Beurteilung unserer Frage zu liefern. Eine Beziehung zu Töpferöfen dürfte indes mit Sicherheit auszuschließen sein, denn Wolff bemerkt mit Recht, daß da, wo ein alter Betrieb des Töpfergewerbes zu erweisen ist, ein anderer Wortstamm zur Stammbildung verwandt wird: Aulen-Diebach, Aulenhausen, Eulbach am Taunus (zu lateinisch olla der Topf).

Denkbar aber wäre noch eine andere Ableitung. Es gibt einen alten Personennamen Ovo, und Ovenbach könnte von Hause aus der Bach des Ovo sein. Gegen diese Erklärung darf man nicht einwenden, was man bei der Offenbacher Erörterung gegen die Verknüpfung mit Offo hat einwenden wollen, es könne wohl eine Örtlichkeit, aber niemals ein Bach nach dem ersten Besitzer oder Anwohner benannt werden. Daß das falsch ist, zeigt schon ein oberflächliches Blättern etwa in dem ausgezeichneten topographischen Wörterbuch des Großherzogtums Baden, das Albert Krieger herausgegeben hat. Dort sind z. B. die Namen Alpirsbach, Bertoldesbach, Dietenbach, Diezelinsbach, Frickenbach, Gunzenbach, Bickenbach belegt, die zu den Namen Albheri oder Albert, Berthold, Dieto, Diezelin, Fricko, Gunzo, Ricko gehören.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Es versteht sich von selbst, daß diese Erörterungen völlig freien Spielraum lassen für die Erklärung anderer Namen, die mit Offen- beginnen. So ist Offenburg zweifellos die Burg eines Offo gewesen. Man hat kein Recht, die Erklärung, die für einen Namen gilt, auf einen andern, anscheinend gleichartigen, ohne weiteres zu übertragen. Wohl hat die Vergleichung ihren Wert. Es kann sich treffen, daß für den einen Namen alte urkundliche Belege vorhanden sind, während sie vom anderen fehlen. Dann zeigt der Vergleich, daß das, was für den einen Namen sicher steht, für den anderen möglich ist; mehr aber wird damit nicht bewiesen.

*

47. Zum Namen Offenbach.

Generalanzeiger, 16. Mai 1913, Nr. 112.

In Nr. 108 hat Herr Fresenius abermals eine neue Deutung des Namens Offenbach vorgeschlagen. Er hält es für möglich, daß der Ortsname zusammenhänge mit althochdeutsch awi, das Schaf, und also Schafbach bedeute.

Als Vertreter der deutschen Sprachwissenschaft an der Nachbaruniversität möchte ich Verwahrung einlegen gegen die Willkür, mit der hier zu Werke gegangen wird. Für den Laien ist es ja eine Kleinigkeit, v und w miteinander zu vertauschen. Aber für den ernsthaften Sprachforscher ist es schlechterdings unzweifelhaft, daß in der Zeit und der Gegend, wo der Name Ovenbach zum erstenmal auftritt, ein deutsches v nicht aus einem älteren deutschen w entstehen kann. Wenn jenes altdeutsche awi eine Zusammensetzung mit bach gebildet hätte, so müßte das Wort heute Auenbach lauten. Die althochdeutschen Wortformen ava Wasser, ovi Schaf, die Fresenius irregeführt haben, sie haben gar nicht bestanden; es hat sie, ich weiß nicht wer, frei erfunden. Ebensowenig bestand ein gotisches Wort aska oder scaf; wären die Wortstämme überhaupt im Gotischen belegt, so müßten sie asks und skēp lauten. Die Endung -affa ist nicht aus -ava, sondern aus -apa entstanden.

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

48. Zu Ufflen.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 21, 70.

Die alte Lautgruppe -apa, -affa mit der Bedeutung Wasser, die in heutigen Namen zu op, off, up, uff geworden, erscheint niemals selbständig und niemals als erstes Glied eines Wortes, es kann also weder Uffenheim, Oppenheim, Opladen noch Ufflen damit zusammenhängen.

*

D. Satzbau.

49. Die Zukunft unseres Genitivs.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 1900, 262.

Die Leitung der Zeitschrift hat mir ein Büchlein zugesandt, das sich also betitelt: W. Wedekind, Sprachfehler oder Sprachentwicklung? Versuch einer historischen Grammatik der deutschen Sprache für gebildete Laien. 1. Bändchen: das Hauptwort in der Einzahl (56 S. Kleinoktav). Weder der Umfang des Werkchens noch seine Bedeutung würden eine ausführliche Besprechung rechtfertigen. Wenn ich es trotzdem zum Ausgangspunkt eingehenderer Erwägungen mache, so geschieht es, weil darin Anschauungen ausgesprochen sind, die auch anderwärts begegnen, Gedanken, die bei äußerlicher Betrachtung der Sprache sich leicht bilden können und manchem vielleicht als Ausbund der Weisheit erscheinen.[1])

Gerne stelle ich Herrn Wedekind das Zeugnis aus, daß seine Gesinnung vortrefflich ist. Er versucht es, sich zu wirklich geschicht-

[1]) Die Schriftleitung ist dem Herrn Verfasser für seine Ausführungen sehr dankbar. Denn der wunderliche Heilige, der vor zwei Jahren den „Depeschensaal des Berliner Lokal-Anzeigers" nicht bloß verdammte, sondern das Urteil auch so schön begründete (Zeitschr. 99, 29 f.), erfreut sich eines großen Anhanges. So hat sich z. B. das Handbuch des Deutschen Radfahrerbundes nicht dazu verstanden, den Genitiv „des Gaues" durchzuführen; neben dem richtigen „Tourenbuch des Gaues 17" u. a. steht noch immer das „des Gau 7", und ebenso führt sich allwöchentlich die Märkische Radfahrerzeitung bei ihren Lesern als „Amtliches Organ des Gau XX" ein. An den beiden Stellen ist wohl auf Wandel zu hoffen. Aber Ungebildete könnten sich in dieser unnatürlichen Abstumpfung ihres Sprachgefühls durch den Schein Wedekindscher Gelehrsamkeit noch bestärken lassen. Darum mußte ihr von befugtester Seite entgegengetreten werden.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

licher Betrachtung zu erheben. Er will nicht nur die einzelne Erscheinung der Formenlehre geschichtlich begreifen, sondern die allgemeinen Gründe der Entwicklung verstehen, und, gestützt auf seine Erkenntnisse, der Weissager der Zukunft werden, wie das das gute Recht des Geschichtsforschers sein mag. Er ist dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß das, was in der Gegenwart als Sprachfehler erscheine, doch unter Umständen die Grundlage späterer Sprachverfassung sei. Wenn der Verfasser meint, daß er damit eine neue Botschaft verkünde, daß dagegen die meisten Gelehrten noch dem Aberglauben von der guten alten Zeit huldigten, so ist das zwar ein starker Irrtum, aber gegenüber den Kapuzinerpredigten manches Sprachmeisters wäre es ganz wohl angebracht, immer aufs neue das Recht der Gegenwart und der Entwicklung zu betonen.

Aber die **Be**sinnung „is man swack!“ Wer das Unternehmen, an das sich Wedekind gewagt hat, zum gedeihlichen Ende führen will, der muß über eine ganz andere Kenntnis des Sprachlebens verfügen, als sie Wedekind zur Verfügung steht. Die Erkenntnis der allgemeinen Neigungen in einem Werdegang setzt eine zutreffende Beurteilung der einzelnen Tatsachen voraus, setzt z. B. voraus, daß man Altüberliefertes und Neuentstandenes richtig voneinander scheide. Aber schon hier gerät die Weisheit Wedekinds allenthalben in die Brüche, namentlich wo es sich um Vorgänge handelt, die älteren Zeiten unserer Sprache angehören. Wenigstens e i n Beispiel sei als Beleg hier angeführt. Wo Wedekind die Verwandtschaftsnamen auf =r bespricht, stellt er fest, daß hier die Kasusendungen abgeworfen seien, freilich „im Altdeutschen ist sogar noch vereinzelt die Akkusativendung erhalten geblieben in fateran.“ Daß -an hier die alte aus dem Indogermanischen überkommene Endung -om (= gr. *ον*, lat. -um) fortsetze, ist ganz unmöglich; es stünde im Widerspruch mit zweien unsrer wichtigsten Gesetze, über den Abfall auslautender Konsonanten und Vokale. Die Sache hat vielmehr folgende Bewandtnis. Die Form fateran ist nicht die regelmäßige Bildung des Akkusativs von fater (= Vater); sie wird insbesondere niemals zur Bezeichnung des menschlichen Vaters angewandt, sondern nur da, wo es sich um den himmlischen Vater handelt. Sie vergleicht sich der Form gotan, das vorkommt als Akkusativ von got. Beide Wörter haben diese Form von den Eigennamen übernommen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

(vgl. Ludowigan, Heinrichan u. dergl.); es liegt also eine Neubildung vor, die den Gleichklang der verschiedenen Kasus zerstört hat, während Wedekind meint, daß die Entwicklung überall die Kassusendungen gleichzumachen sich bestrebe.

Von den Triebkräften des Sprachwandels hat nun W. sehr merkwürdige Vorstellungen. Er bringt ihn in Zusammenhang mit den großen Veränderungen in der Geschichte der Völker und mit der Eigenart ihres Wesens. Er meint z. B.: „mit dem Ausgang des Mittelalter, als auf allen Gebieten ein regeres Leben beginnt da fängt auch die männliche Einzahl an, gegen den n-Genitiv zu protestieren"; „auch in dieser (der Sprache) spiegelt sich die ganze Halbheit jener Periode"; „wenn wir nur den ns-Genitiv wieder los werden, das traurige Gedenkzeichen an die frühere Zerissenheit und innere Zerfahrenheit unseres ganzen Volksleben"; „mit der allgemeinen Reaktion auf allen Gebieten, wie sie ja besonders das 17. Jahrhundert kennzeichnet, werden jedoch alle diese Keime einer besseren Entwicklung allmählich wieder unterdrückt." Das ist natürlich alles der bare Unsinn, schon um deswillen, weil die zeitlichen Zusammenstellungen auf einer völligen Verkennung des sprachlichen Lebens beruhen. Was sich in der Schriftsprache an Veränderungen vollzieht, ist größtenteils nur der Widerschein der Veränderungen die in der wirklich lebendigen Mundart vor sich gegangen sind. Ihr Eintreten zeitlich genauer zu bestimmen, sind wir in den meisten Fällen nicht imstande, weil wir eben ungetrübte Quellen der echten Mundart aus älteren Zeiten kaum besitzen. So viel aber können wir mit Sicherheit sagen, daß sie sich Jahrzehnte, ja vielleicht Jahrhunderte früher vollziehen, ehe sie in der Schriftsprache sichtbar werden, also jedenfalls mit den Ereignissen nicht zusammenfallen, die ihrem Auftreten in der Schriftsprache gleichzeitig sind.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß das, was etwa Oskar Weise über „Beziehung der Sprache zur Volksart" vorbringt (Unsere Muttersprache S. 37), überall viel sinnvoller sei. Er hält es z. B. für möglich, das stärkere Hervortreten der Vokale in dem Wortschatz einer Sprache als Zeugnis größeren Formensinns aufzufassen. Dazu steht in ergötzlichem Gegensatz die Meinung Wedekinds, wonach die volltönenden Endvokale des Althochdeutschen „mit ihrem berauschenden Vollklang ganz dem Kraftgefühl der alten

Germanen entsprachen, wie ja auch heute noch die raufluſtigen Bajuvaren die vollen Vokale bevorzugen.“ Wer hat nun recht? Natürlich iſt das eine ebenſo unbegründet wie das andere: die mittelhochdeutſche Zeit, die den Verfall der vollen Endvokale des Althochdeutſchen gebracht hat, zeitigt in Sprache und Dichtung eine Entfaltung des Formenſinns, wie ſie kaum wieder erreicht worden iſt. Und wenn die raufluſtigen Bayern ſo eine beſondere Freude an den vollen Vokalen beſaßen, warum haben ſie denn ebenſo gut wie die andern Stämme die vollen Endvokale abgeſchwächt? Denn wenn W. von ihrer Bevorzugung der vollen Vokale ſpricht, ſo handelt es ſich hier um die Vokale der Stammſilben (Buab, liab), nicht der Endſilben. Ferner: die einzige Gegend des deutſchen Sprachgebiets, wo die alten vollen Endvokale noch in größerer Zahl bewahrt ſind, iſt der Südweſten der Schweiz, insbeſondere die deutſchen Dörfer am Monte Roſa: iſt nun dort der Formenſinn oder Kraftgefühl und Raufluſt in beſonderem Maße zu Hauſe? Und endlich jene Doppellaute des heutigen Bayriſchen ſind keineswegs ein „Reſervatrecht“, ſondern eignen ebenſowohl dem Öſterreicher, dem Schwaben, dem Schweizer und ſogar Teilen des Fränkiſchen.

Das Ziel, dem die Einzahl des Hauptworts in ihrer Entwicklung zuſtrebt, iſt nach Wedekind die völlige Endungsloſigkeit der einzelnen Kaſus. Er ſucht denn auch im einzelnen nachzuweiſen, wie die Kaſus ſich immer ähnlicher werden; was dieſer Anſicht widerſtrebt, wird als rückſchrittlich bezeichnet; wie ein ſolcher Rückſchritt zu erklären ſei, wird nicht klargeſtellt. Bei dieſen Betrachtungen iſt Wedekind ein ſchwerer Irrtum begegnet. Es iſt ja ganz richtig, daß die Kaſus der Hauptwörter im Laufe der Zeit einander ähnlicher geworden ſind; es ſind in vorgeſchichtlicher Zeit Konſonanten, insbeſondere s, und Vokale abgefallen, und es haben ſich in geſchichtlicher Zeit verſchiedene volle Vokale in dem einen ſtummen e zuſammengefunden. Aber aufs beſtimmteſte läßt ſich behaupten, daß dabei nirgends — weder bewußt noch unbewußt — die Sprache die Neigung gehabt hat, die Formen einander anzunähern. Warum auslautendes s im Weſtgermaniſchen verloren gegangen iſt, warum z. B. dem gotiſchen dags deutſches t a g entſpricht, das wiſſen wir nicht; aber jedenfalls ſpielt dabei das Verhältnis der einen Form zu einer andern gar keine Rolle. Denn der Abfall geſchieht auch bei

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

solchen Wörten, die völlig vereinzelt dastehen, wie bei den Adverbien (gotisch batis = deutsch bat, baz; mins = altdeutsch min weniger).

Daß der vorgeschichtliche Verlust auslautender Vokale lediglich mit rhythmischen Neigungen zusammenhängt, zeigt der Umstand, daß völlig gleichartige Vorgänge sich auch im Innern des Wortes abspielen, und daß sie von der Länge oder Kürze der Stammsilbe abhängig sind (vergl. Grundriß der deutschen Philologie², I 424). Was endlich die Abschwächung der Endungen in geschichtlicher Zeit betrifft, so läßt auch sie in Adverbien sich nachweisen (z. B. althochdeutsch âno, mittelhochdeutsch âne, unser ohne).

Trotzdem ist es ganz richtig, daß die Sprache danach trachtet, in ihrem Formenwesen an Stelle der Mannigfaltigkeit die Einfachheit zu setzen. Aber weit weniger — ganz will ich das keineswegs leugnen — innerhalb der verschiedenen Formen desselben Wortes, als in den gleichartigen Formen verschiedener Wörter. Für verschiedene grammatische Bezeichnungen auch abweichende Gestaltung anzuwenden, fällt der Sprache gar nicht schwer; wohl aber wird es ihr sauer, für den Ausdruck der nämlichen Bezeichnung, für den Akkusativ, oder für den Genitiv, bald die, bald jene Endung anzuwenden, namentlich dann, wenn die verschiedenen Wörter in anderen Kasus ihrer Form nach übereinstimmen. Von diesem so überaus wichtigen Vorgang, der die verschiedenen Paradigmen immer wieder ausgleicht, hat Wedekind keine Ahnung; gerade dadurch erklären sich die Erscheinungen, mit denen er als rückschrittlichen nichts anzufangen weiß. Wenn z. B. von fridu im Ahd. der Genitiv frido lautet, im Mhd. frides, so hat hier das Muster der großen Masse von Genitiven auf -es ausgleichend gewirkt; es ist der Fortschritt erzielt worden, daß das Gedächtnis sich nicht mit den paar seltenen Formen ohne s belasten muß. Ebenso ist es ein Fortschritt, wenn die Völkernamen wie mhd. der Swab — die Swabe sich der großen Masse anschließen, die durch Wörter wie der Franke — die Franken, der Preuße — die Preußen vertreten wird.

Besonders eingehend hat W. den Genitiv der Einzahl auf -es betrachtet. Er bringt Beispiele bei, in denen dem Genitiv älterer und neuerer Zeit die Endung bereits fehlt, schließt daraus auf baldiges Eintreten der gänzlichen Endungslosigkeit und schreibt nun

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

als der Jungen Jüngster selber ganz fröhlich des Geschlecht, des Mittelalter, des Volksleben u. dergl. Hier sieht man nun so recht, was dabei herauskommt, wenn jemand ohne strenge Sichtung, ohne eigenes Urteil abschreibt, was andre zusammengetragen haben. Unsinn mittelhochdeutscher Schreiber, Irrtümer unserer Grammatiker, Druckfehler stehen einträchtig neben Fällen, wo das s nur scheinbar fehlt (mhd. des chreutz, des prîs, des hûs), oder wo die Genitivendung aus bestimmten syntaktischen Gründen nicht angewendet ist. Insbesondere möchte ich von Goethe den Vorwurf des endungslosen Genitivs abwehren. In irgendeiner Ausgabe des Götz scheint im 5. Akt zu stehn: meines Bruder Sicherheit; aber die Weimarer Ausgabe (S. 167) weiß davon durchaus nichts; höchstens könnte es sich um den Hörfehler eines Schreibers handeln, der s vor S nicht richtig auffaßte.[1])

Wären aber auch alle Beispiele zutreffend, muß denn das Fehlen der Endung notwendig der Neigung des Gleichmachens entspringen? Könnte die Unsicherheit im Gebrauche der Form nicht einen andern Grund haben? Zu dieser Frage werden wir geführt durch die Wahrnehmung, daß, im Gegensatz zu Wedekinds Grundanschauung, in nicht wenigen Fällen das Neuhochdeutsche ein s des Genitivs kennt, wo es früher unmöglich war: so in den Genitiven der weiblichen Personennamen (Mariens, Hedwigs), in den Genitiven lateinischer Wörter mit der Nominativendung -um (des Zentrums, des Imperiums), in Bildungen wie Mutters, Tantes Geburtstag.

Es gibt in der Tat einen sehr gewichtigen Anlaß für sprachliche Unsicherheit. Wenn Papa Wrangel und andere Kinder Niederdeutschlands zwischen mir und mich nicht unterscheiden können, so geschieht es, weil ihnen die Notwendigkeit einer Scheidung erst künstlich beigebracht werden mußte, weil die angestammte Mundart sie nicht kennt. Vielen Süddeutschen fällt es recht schwer, die einfache Vergangenheitsform und die Umschreibung mit haben oder sein (ich kam, ich bin gekommen; ich fiel, ich bin gefallen) richtig zu verwenden, weil ihrer Mundart die erste der beiden Formem völlig fremd ist.

So ist denn auch in der Mundart der lebendige Gebrauch des Genitivs so gut wie völlig ausgestorben. Nicht etwa weil

[1]) Der Liebenswürdigkeit von Herrn Prof. Suphan verdanke ich die Mitteilung, daß keine der im Goethearchiv befindlichen Ausgaben den Fehler kennt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

man ihn andern Kasus gleichmachen wollte. Sondern in einem Teil der Fälle liegt die Sache gerade umgekehrt: weil z. B. der Genitiv des Pronomens es, der ursprünglich *es* hieß, mit dem Nominativ und Akkusativ rein lautlich zusammengefallen war, ging die Möglichkeit, diese Formen noch zu scheiden, verloren. In manchen Fällen hat das Streben nach Deutlichkeit den Ersatz herbeigeführt. Von diesen Vorgängen in der lebendigen Mundart hat nun Wedekind offenbar gar keine Ahnung. Die Sprache selber hat die Antwort auf die Frage gegeben, was das zukünftige Schicksal unseres Genitivs sein werde: nicht ‚das Haus meines Vater, der Fuß des Tisch' wird die Form späterer Zeiten sein, sondern: ‚meinem Vater sein Haus, der Fuß von dem Tisch'. Der endungslose Genitiv, wie ihn Wedekind will, würde nur eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen Schriftsprache und Mundart sein; denn wo diese noch erstarrte Reste des Genitivs besitzt, hat sie eben das s festgehalten (z. B. ins drei Deufels Namen, bei Müllers, meerschtendeels, was Zeugs). Daß aber im Laufe der Zeit die gesprochenen Formen in die Schrift eindringen werden, darf man mit Sicherheit voraussetzen, wenn man die gesamte Entwicklung der Schriftsprache überblickt, die starken Abstand von der lebendigen Rede auf die Dauer nicht ertragen kann und nicht aufrecht erhalten darf. Wann freilich unser Genitiv durch seine Ersatzformen verdrängt werden wird, vermag keine Weissagekunst zu ahnen, und es wäre frevelhaft, im Hinblick auf jene ferne Zukunft das heute Gebräuchliche durch eine Tat der Willkür zu beseitigen. Und die gleiche Verurteilung wegen schweren sprachlichen Verbrechens würde sich Wedekind selbst dann zuziehen, wenn seine Auffassung des sprachlichen Lebens unanfechtbar wäre, wenn wir in der Tat erwarten müßten, daß kommenden Geschlechtern das s des Genitivs verloren gehen werde.

Wo würde ein Ende sein, wenn wir dem einzelnen gestatten wollten, das was er als zukünftiges Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung oder als Forderung der Zweckmäßigkeit ansieht, nun sofort in den Gebrauch der Gegewart überzuführen, die eben dann am leichtesten und besten ihre sprachlichen Aufgaben löst, wenn sie mit den hergebrachten Wirkungen arbeiten darf!

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

50. Zum Dativ „wem".

Zeitschrift für den deutschen Unterricht 23, 261.

Kraemer behauptet Ztschr. XXIII S. 71, der Dativ wem sei ursprünglich für alle drei Geschlechter gültig gewesen und dann allmählich auf Personen beschränkt worden; „infolgedessen fehlte für das Neutrum (unpersönlich) eine eigene Form für den Dativ". Wie die Beschränkung sich vollzogen haben soll, wird nicht gesagt. Tatsächlich ist weder im Altsächsischen noch im Althochdeutschen wem als Dativ des Neutrums belegt, und es werden Ersatzkonstruktionen mit dem neutralen Instrumentalis thiu gebildet. Und dieses Fehlen des Neutrums ist gewiß der ursprüngliche Zustand; im Indogermanischen ist der Dativ wesentlich von Personen, jedenfalls nicht von Sachbezeichnungen gebildet worden, vgl. meine Bemerkungen, Literaturblatt f. germ. u. roman. Philologie, 1906. Sp. 266 und meine Deutsche Syntax I, 271.

*

51. Der Akkusativ „einem".

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 42, 557.

Vom Pronomen einer erscheint als Akk. Sing. Mask. gelegentlich im nhd. die Form des Dativs: Wickram II, 34, 21 so mehr du einem under ougen anlachest, Pondo, Salomon F 7 menck kump deih helt eim für ein Thoren, Streng, Äneis S. 2 dass einem schier möcht nehmen wunder, Simplic. (herausgegeben von Tittmann) II, 196 was ist das vor ein Handel, einem zu fliehen anzusporen? Liselotte 1, 37 dasz man Einem zu Einer kalten milch ladt, 310 verdrist es einem recht, 311 der Einem wider liebt, Goethes Mutter, Br. II, 73 N. 41 lasze einem nicht so lange auf die Fortsetzung harren, Goethe (Hempel) XI, 2, 171 es ist ein reizendes Schauspiel, das Einem wieder ganz jung macht (mit einer verfehlten Anmerkung von Strehlke), Philippi, Frauenfrage 39 wenn einem das Geld nicht zufällig in der Tasche drückt.

Auch heutige Mundarten zeigen die Erscheinung, vgl. Schweiz. Idiot. I, 272, Elsäss. WB. l, 44, Lenz, Handschuchsheimer Dialekt I, 7. Dagegen meldet das schwäbische Wörterbuch nichts davon.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Nach dem Schweiz. Idiot. I, 274 bezweckt diese Form „den Kas. Obl. (Akk.) von dem Nom. durch eine ausgeprägtere Flexion abzuheben". Aber diese Erklärung kann unmöglich zutreffend sein. Denn einem für einen erscheint niemals, wenn das Pronomen vor dem Substantiv steht; der Nom. zu einem heißt also nicht ein. sondern einer, und diesem gegenüber war einen so deutlich, wie einem. Daß überhaupt keine lautlichen Gründe oder Gründe, die in der Flexion liegen, für die Form einem verantwortlich zu machen sind, zeigt der Umstand, daß niemals für den Akk. keinen der Dativ keinem eintritt. Der Grund muß also in der Bedeutung liegen. einem steht niemals für einen, wenn dieses adjektivisch gebraucht ist; es kann nicht heißen: ich hab' mir Äpfel gekauft; willst du einem? Sondern in der Mundart und in den oben mitgeteilten literarischen Beispielen steht einem im Sinne des unbestimmten Fürworts, bildet es den Akkusativ von man. Vollständig würde dieser lauten: einen man, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß einem lautlich aus einen man hervorgegangen ist, über einen men, einen mn̥ sich entwickelnd wobei noch meine Ausführungen über die Behandlung funktionslos gewordener Silben zu berücksichtigen wären, Beihefte zur Ztschr. des Allgem. Deutsch. Sprachvereins V, 177, Gesch. der deutschen Sprache [4], 190. 193. Man hat gegen diese Erklärung geltend gemacht, daß ja einen schwächer betont sei, als das Hauptwort man. Aber im Zusammenhang des Satzes kann auch man seinen Ton verlieren.

*

52. Bei mich.

Hessische Blätter für Volkskunde, 1926.

Das im Entstehen begriffene südhessische Wörterbuch, das den Provinzen Rheinhessen und Starkenburg gewidmet sein soll, hat jüngst seinen dritten Fragebogen ausgehen lassen. Er enthält u. a. den Satz: er kam gestern Abend zu mir. Die Antworten sollten uns u. a. Aufschluß geben über die Verwendung des Vorworts bei. In der Schriftsprache wird es ja nur mit dem Dativ verbunden: er sitzt bei mir; auf die Frage wohin? steht der Akkusativ: setze dich zu mir. Aber mundartlich erscheint auch hier bei

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

verwendet: *ſetze dich bei mich*, und wir hätten nun gerne gewußt, wie weit in unſerem Gebiet dieſe Erſcheinung verbreitet iſt. Unſere Frage hat ein überraſchendes Ergebnis gehabt. Links des Rheins, d. h. in Rheinheſſen gilt faſt ausſchließlich *bei mich*. Orte des Schwankens zwiſchen *zu mir* und *bei mich* fehlen beinahe gänzlich; nur in Bodenheim, Ibesheim, Weſthofen erſcheint *bei mich* und *zu mir* nebeneinander. Es liegen uns Antworten aus 80 Orten vor; nur 7 von ihnen nehmen eine Sonderſtellung ein, indem ſie *zu mir* ſagen: im Norden, nahe dem Rhein, Gaubiſchofsheim, im Süden, faſt auf einer, von Weſt nach Oſt ziehende Linie liegend, Freimersheim, Hangenweisheim, Oſthofen, Mettenheim, und, noch etwas ſüdlicher, Oberflörsheim und Pfeddersheim.

In Starkenburg, alſo rechts des Rheins, hat der kleinere ſüdliche Teil *bei mich*, nördlich einer Linie, die durch Büttelsborn, Braunshardt, Weiherſtadt, Meſſel, Harreshauſen mit *zu mir* bezeichnet wird. Innerhalb des ſo abgetrennten nördlichen Gebiets hat nur Hainſtadt im Nordoſten *zu mir*, was vielleicht mit der Heimat des dortigen Antworters zuſammenhängt.

Das ſüdliche Gebiet, im weſentlichen der Odenwald, hat *zu mir*. Eine Ausnahme bilden im Nordoſten ſechs Orte öſtlich und nordöſtlich von Dieburg, die noch eine Verbindung mit dem ſüdlichen Gebiet herſtellen; dann in der Mitte des Gebiets, wieder in einer Linie von Nord nach Oſt ziehend, Crumſtadt, Eich, Ober-Modau, Rodau, Georgenhauſen, Überau, Bennsbach, Hummelrodte, Etzengeſäß, Breitenbrunn; endlich, mehr im Süden, nahe dem Rhein, Biblis und weiter öſtlich Lindenfels mit dem nahen Fürth. Südlich von der eben angegebenen Grenzlinie zwiſchen Nord und Süd finden ſich einige Orte, von denen beides gemeldet wird, offenbar der Reſt eines Übergangsgürtels.

Über die Gründe dieſer Verteilung müſſen wir uns vorderhand des Urteils enthalten. Wir müßten zunächſt wiſſen, wie es mit dem Auftreten von *bei mich* in anderen Gebieten ſteht. In den berühmten vierzig Sätzchen, die die Grundlage für den Marburger Sprachatlas bilden, kommt zwar *bei der Frau, bei mir* vor, aber leider kein *zu mir, zu dir*. Ich kann aber feſtſtellen, daß *bei mich* in den Gebieten des Rheiniſchen Wörterbuchs allgemein iſt, dagegen im badiſchen und elſäſſiſchen Wörterbuch fehlt. Das letztere

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ist besonders wichtig; man könnte daran denken, daß die Verwendung des bei sowohl für Dativ wie für Akkusativ unter dem Einfluß des Französischen stehe: il est chez moi, venez chez moi; aber es wäre dann schwer verständlich, weshalb das Elsässische dieser Beeinflussung nicht unterlegen ist. Außerdem ist bei mich zweifellos auch im Osten des deutschen Sprachgebiets zu Hause: so bezeugt es Carl Müller-Fraureuth für Obersachsen, Bruns für den Ostteil der Provinz Sachsen, Albrecht für Leipzig, Spieß für das Hennebergische, und es begegnet vielfältig bei Luther, bei Opitz.

Das Eindringen von bei in die Verwendung mit Akk. hat sein Seitenstück bei vor. Dieses stand ursprünglich nur neben dem Dativ, während neben dem Akk. für verwendet wurde. Aber in weiten Strecken des deutschen Sprachgebiets und in der Schriftsprache ist vor auch in die Verbindung mit dem Akk. eingerückt. Auch neben wird ursprünglich nur mit dem Dativ verbunden. Umgekehrt heißt es im Erzgebirgischen: setz dich bei mir.

Das Vorbild für diese ganze Entwickelung sind die Fälle, wo von Haus aus dieselbe Gestalt des Vorworts sowohl beim Dat. wie beim Akk. angewandt wurde, wie an, auf, in, über.

Man hat bis jetzt ziemlich ausschließlich auf die Unterschiede der Mundarten in Bezug auf Laute, Formen, Wortschatz geachtet; es empfiehlt sich, nun auch eingehender die Unterschiede in Bezug auf die Satzfügungen zu beachten; sie können vielfach auch helles Licht auf verwickelte Verhältnisse der ältern Zeit werfen, wie ich es seinerzeit für die Zeitformen der abhängigen Rede nachgewiesen habe und ganz neuerdings die verdienstliche Untersuchung von Friedr. Maurer über die Stellung des deutschen Zeitworts gezeigt hat.

★

53. Der Artikel bei Personennamen.

Beiträge für deutsche Sprache und Literatur 24, 547 (1899).

Immer wieder, zuletzt von Wunderlich, (Ztschr. f. d. Ph. 31, 518), wurden vergebliche Versuche gemacht, die Erscheinung zu deuten, daß der deutsche Personenname zu gewissen Zeiten und in gewissen Gegenden mit dem Artikel verbunden wird. Es sei daher gestattet, mit wenigen Worten das lächerlich einfache Sachverhältnis darzulegen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Unter den altdeutschen Beinamen, aus denen sich die heutigen Familiennamen entwickelt haben, lassen sich zwei besonders wichtige Gruppen unterscheiden. Die eine Gruppe enthält die Bezeichnung der Abstammung: Dieterich Bernhardes, Dietrich der Sohn des Bernhard: hier wird der Genitiv regelmäßig ohne Artikel angereiht. In der zweiten Gruppe werden Bezeichnungen von Eigentümlichkeiten einem Personennamen als attributive Nomina angefügt; dies geschieht regelmäßig mit Hilfe des Artikels: Hans der Bühelære, Wernher der gartenære, Herman der rôte. Wir sollten also erwarten, daß sich daraus zwei Arten von neuhochdeutschen Eigenamen entwickelt hätten: die eine ohne Artikel: Bernhards, Diedrichs, Peters usw., die andere mit Artikel: der Bühler, der Fries, der Gärtner, der Rohte, der Freund und dergleichen. Ein solcher Zustand läßt sich tatsächlich in älterer Zeit nachweisen. Es ist aber sehr begreiflich, daß er nicht dauernd sich behauptet hat, daß vielmehr Ausgleichung eingetreten ist. Wenn nun im Norden die Herkunftsbezeichnungen den Sieg davongetragen haben, im Süden die Eigenschaftsbezeichnungen, so darf man vermuten, daß das Kräfteverhältnis der beiden Seiten in den verschiedenen Gegenden ein verschiedenes gewesen sei. In der Tat wissen wir, daß im Norden die Eigennamen, die vom Vaternamen gebildet sind, viel häufiger erscheinen als im Süden. Wie das zu erklären sei, das ist in letzter Linie eine Frage der Lebensverhältnisse, eine Frage der Völkerpsychologie. Man sieht, wie scheinbar ganz unbedeutende grammatische Kleinigkeiten mit recht tiefgreifenden Fragen sachlicher Art in Beziehung stehen können.

Von den Familiennamen ist im Süden der Artikel dann auch auf die Vornamen übertragen worden.

*

54. Imperf. von „wollen" + Infinit. Perf. Akt.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht 19, 786 (1906).

Unter dieser Überschrift macht Ztschr. XIX, S. 381 Zwerg die Mitteilung, daß man im Oldenburgischen, im Hochdeutschen wie in der Mundart, ganz gewöhnlich sage: „Eigentlich wollte ich euch gestern auch noch besucht haben" im Sinne von „eigentlich wollte ich euch gestern auch noch besuchen". Die Tatsache ist sehr bemerkens-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

wert, und Zwerg verdient unseren Dank für seinen Hinweis. Aber er ist etwas unvorsichtig gewesen, wenn er die Erscheinung als eine syntaktische „Ungeheuerlichkeit" bezeichnet. Wer einigermaßen mit unserer altdeutschen Sprache bekannt ist, weiß, daß die „ungeheuerliche" Fügung dort ganz geläufig ist: „nach den Hilfsverben wellen, soln usw. steht nicht selten der Inf. perf., wo man den Inf. präs. erwartet" (Paul, mhd. Gram. [2], S. 115). Es heißt also z. B. Parzival 247, 25: do wolter han gevraget baz, da wollte er weiter fragen; zahlreiche Beispiele der Art bei Grimm, Grammatik IV, Neudruck S. 199; mittelniederdeutsche Beispiele im mittelniederdeutschen Wörterbuch V, 719b.

Die Erscheinung ist weiterhin dem Englischen, den romanischen Sprachen, dem Lateinischen bekannt; Nachweise dafür stehen jetzt bequem beisammen bei W. Horn, Herrigs Archiv 114, 366, der auch die zutreffende Erklärung gibt; es liegt eine Konstruktionsmischung zu Grunde: ich wollte dich besuchen + ich wäre froh, dich besucht zu haben.

*

55. Von deutschen Bindewörtern.

Vortrag, gehalten in der germanistischen Abteilung der Marburger Philologenversammlung am 1. Oktober 1913.

Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 5. Reihe, S. 165.

Daß die Wissenschaft vom deutschen Leben von der Romantik hergekommen ist, das wirkt noch heute verhängnisvoll nach, zumal im Zustand der Grammatik. Lange Zeit ist die deutsche Grammatik „Sprachkunst" gewesen, hat dem Können der Gegenwart gedient. Als Jakob Grimm die gesetzgebende Grammatik über Bord warf, da wandte er sich mit rücksichtsloser Begeisterung dem schönen, edeln, bessern Alten zu. Es hat über ein halbes Jahrhundert gedauert, bis in der Erforschung der Mundarten den Lebenden ihr Recht wurde. Aber die Grammatik der nhd. Schriftsprache, sie liegt noch heutigen Tags völlig im argen. Wir haben noch immer keine wissenschaftliche Grammatik des Nhd., keine nhd. Lautlehre, Formenlehre, Wortbildungs- oder Satzlehre. Ja, es fehlt noch in hohem Maße an Einzeluntersuchungen über Gegenstände der Grammatik, die ihren

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Stoff aus der neueren Zeit schöpfen oder, in der älteren Zeit beginnend, bis zur Gegenwart fortschreiten.

Ich möchte heute etwas von dem Leben unserer Bindewörter erzählen oder eigentlich — erschrecken Sie nicht — von einem einzigen Bindewort, das aber am Zustandekommen von zahlreichen Gestaltungen bedeutsamen Anteil genommen hat.

Von den Bindewörtern, die der Unterordnung dienen, sind zweifellos daß und so die beiden wichtigsten. Von ihnen hat daß verhältnismäßig einfache Schicksale gehabt; es hat sich in dem Bestand, über den es von Anbeginn verfügte, im wesentlichen behauptet und nicht viel Neues zugelernt.[1])

Dagegen hat so die mannigfaltigsten Erlebnisse aufzuweisen, zum Teil infolge der Umbildungen, die es selber erfuhr, zum Teil, weil es ein Glied zahlreicher Verbindungen geworden ist und diese selber wieder dem Wandel unterworfen waren.

Als so in die Geschichte eintritt, leitet es vergleichende Sätze oder Folgesätze ein oder hat zeitliche Bedeutung, die auch begründend oder bedingend gefärbt sein kann. Bald aber erhält es Verstärkung durch al, und schon im Altf. und Ahd. muß so mehr und mehr dem also weichen.

Aber es ist sehr bemerkenswert, daß dieser Ersatz nicht für alle Bedeutungen gleichzeitig erfolgt: die vergleichende geht voran, die zeitliche folgt erst später nach. Und das hat seinen guten Grund. Man kann den Grad der Ähnlichkeit, der Übereinstimmung sehr wohl steigern: ganz ähnlich, ganz das gleiche, ganz dasselbe; bei der Vergleichung ist es daher durchaus verständlich, daß man dem so ein al vorausschickte, daß sich so zu also umbildete. Dagegen kann man einen Zeitpunkt unmöglich steigern: es gibt kein ganz nachdem, ganz seitdem, ganz bevor[2]); so kann auch das zeitliche also nicht durch einfache Zusammenrückung des verstärkenden al und des zeitlichen so entstanden sein, sondern es ist entweder aus dem neuen vergleichenden Bindewort also neuerdings die zeitliche Bedeutung entfaltet, in derselben Weise, wie das einfache ver-

[1]) Das Wichtigste, was neu hinzugekommen ist, ist das Auftreten neben älteren Satzbindemitteln, z. B. wie daz für wie; es erklärt sich aus dem Nebeneinander von unz und unz daz, sintemal und sintemal daz, vgl. meine Deutsche Syntax III, 149.

[2]) Ganz anderer Art ist die Bestimmung durch gerade: gerade als, gerade nachdem.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

gleichende so zur zeitlichen Bedeutung gekommen war, oder es liegt eine Nachbildung vor, d. h. es ist neben das zeitliche so darum ein also getreten, weil neben das vergleichende so sich ein also gestellt hatte.

Aber also, das weiterhin zu alse und als sich schwächt, kann sich gleichfalls nicht uneingeschränkt behaupten, es erhält einen Nebenbuhler in wie. Aber wiederum nicht in allen Verwendungen und da, wo der Ersatz wirklich erfolgt ist, hat er sich nicht überall gleichmäßig vollzogen.

Behauptet hat sich als, wenn es im verkürzten Satz der Begründung und der einfachen Gleichsetzung dient, Myst. I, 87, 15: do versmehete si alle sine rede als ein unture ding und alse ein bose ding; Friedb. Urkbuch 552 (von 1405): das dieselben uns als des richs graven kein gehorsam getan; Myst. II, 295, 5: Johannes noch nieman ist uns für gesetzet als ein ende, dem wir volgen sülen als eime betwungenen zile, Friedb. Urkbuch 74 (von 1306): steyt er als ein burger, her sol dûn als ein burger. Daraus ist dann im 18. Jahrh. durch die Tilgung des ein unser heutiges appositives als entstanden: Rembrand als Erzieher.

Dem als ist wie an die Seite getreten zunächst in der vergleichenden Bedeutung: so groß als > so groß wie, auch größer als > größer wie; aber soviel ich sehen kann, nur auf hochdeutschem, nicht auf niederdeutschem Gebiet.

Das vergleichende wie für als geht natürlich auf mhd. swie „wie immer“ zurück, d. h. die Einzelvergleichung entspringt der Vergleichung beliebiger Fälle; ebenso ist ja das nhd. relative wo, das bedingende wenn aus mhd. swâ, swenne entstanden.

Viel später wird das zeitliche als durch wie ersetzt, und zwar durchgreifend erst in den Mundarten, in der Schriftsprache meist nur soweit, als sie von der Umgangssprache, der Mundart, beeinflußt ist, z. B. Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse, 133, 24: wie ich fertig war, so wacht' ich auf, Schiller (Krit. Ausgabe) II, 95, 23: wie ich an einer Barake vorbeygehe, hör ich drinnen ein Gezetter.

Dieses zeitliche wie ist ebenso zu erklären wie das zeitliche also, das so ersetzt, d. h. entweder als jüngerer Übergang des vergleichenden wie zur zeitlichen Bedeutung oder als Nachbildung:

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

weil neben das vergleichende als ein wie getreten war, erhielt das zeitliche als die nämliche Nebenform.

Das gleichsetzende als (er tut es als Bürger) konnte an dieser Entwicklung nicht mehr teilnehmen; es stand im Innern des Satzes und hatte sich zu weit von den übrigen Verwendungen des als entfernt.

Unser so nun — wie seine jüngeren Stellvertreter als und wie — kann mit mancherlei anderen Wörtern eine engere Verbindung eingehen. Von ihnen sind diejenigen von geringer Bedeutung, in denen so voransteht; es handelt sich nur um die Gruppen als ob, als wenn. Merkwürdig ist aber, daß als ob auch um als gemindert erscheint, d. h. daß ob für sich allein so viel wie quasi bedeutet, im Mittelnd., im Mhd., bis tief hinein ins Nhd., z. B. Eisabeth 3590: in aller der gebere, ob si ir muter were; Herzog Ernst 2819: ein wunderliche stimme, ob ez kraniche wilde bevangen haeten über al, also ungefüegen schal alse ie man vernam; Germ. IX, 270, 23: he terede sick, eft he den geist wolde up gheven; Karl Meinet 8, 54: in alle dem gebere, off hei eyn pilgerein were; Reinolt 6444: Reinolt schein von gebaren, ob er wer von zweyundrissig jaren; Mnd. Fastnachtsspiele 9, 182: ick gha, effte ick van nenen lůden weer, 13, 303: gelick effte se ys halff dull; Uhland, Volkslieder II, 566, 6: gleich ob es von der fasnacht wär; Simpl. I, 229: gleich ob es drei Losungsschüsse hätten sein sollen; Brockes (Deutsche Nationallit. 39) 306, 10: so dasz es liesz, ob sie mit tausend Zungen sünge; Thomasius, von Nachahmung der Franzosen, 6, 27: weil man ihn berichtet, ob wäre Aristoteles mit Ursach gewesen, daß dem Alexander mit Gifft vergeben worden.

Viel bedeutsamer sind die Fälle, in denen so in enge Beziehung zu vorhergehenden Wörtern tritt. Es handelt sich um Beispiele der Wechselbeziehung: es geht ein Begriff voran, der eine Vorausweisung enthält; entweder der Stamm so selber oder ein hinweisendes Pronomen.

Der Stamm so kann durch die Ableitung sulih vertreten sein, z. B. Nibelungen 826, 2: op man den dinen lip habe ze solhen eren, so man den minen tuot; Öst. Reimchron. 48122: daz si sint

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sicher und fri solher notdurft, so si sagent; Friedberger Urkundenbuch 72 (1306): ume solyche zweiunge, alse undir in waz.

Stand sulih am Ende des Hauptsatzes, unmittelbar vor so, so konnte es in den Nebensatz hinübergezogen werden und sich sulih so als Satzeinleitung ergeben. Hier konnte aber weiter so getilgt werden (s. unten), dann erhalten wir ein Beispiel wie W. Genesis 1319: alsolich si waren innen, solich wurten dise uzzen.

Die Verbindung sulih — so ist dann weiterhin sehr wichtig geworden: ihr entstammen zwei Erscheinungen, die bis jetzt keine rechte Erklärung gefunden haben: einerseits das rein hinweisende, nicht mehr vergleichende solch, z. B. Schiller II, 291, 1: Franz (dringt ihm einen Beutel auf), Hermann (wirft ihm solchen verächtlich vor die Füße)[1]), anderseits das so, das an Stelle des bezüglichen Fürworts verwendet wird. Der Satz mit sulih — so steht nämlich inhaltlich einem Relativsatz sehr nahe, und so treten Vermischungen zwischen den beiden möglichen Fügungen ein. Statt ze solhen eren, so man tuot in jenem Beispiel aus dem Nibelungenlied hätte auch gesagt werden können: ze den eren, die man tuot.

Die Vermischung kann nun auf doppelte Weise geschehen. Entweder so, daß von der vergleichenden Weise der Hauptsatz mit solih genommen wird, von der relativen der Nebensatz, so bei Wolfram, Pz. 614; 20: ich lere den künec sölhe not, diu sine hochvart letzet, ebenso Willeh. 426, 29 oder Frankfurter Reichskorrespondenz I, 396 (1430): auch solich abschrefft, die ir mir geschigket hat.[2]) Damit ist das hinweisende solcher gegeben.

Oder der Hauptsatz stammt von der relativen Fügung und der Nebensatz von der vergleichenden, z. B. MsH II, 393a: wiplich güete iu lieplich lone mit dem besten so si git; Basler Urkundenbuch 4, 25, 19 (1321): mit allem rechte so zů demselben güte hőret. Im Ahd. ist dieses relative so noch nicht vorhanden, wenn dies auch von Erdmann, Untersuchungen über die Sprache Otfrids I, 132, und von Tomanetz, Relativsätze bei den ahd. Übersetzern,

[1]) Vgl. G. O. Curme, Force and function of »solch«. Mod. Lang. Notes 27, 201.

[2]) Vgl. auch Quell. z. bayr. Gesch. 6, 201: umbe so getanen dienst, den her uns gelobet hat.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

behauptet wird; seine Blütezeit ist die zweite Hälfte des 16. und das 17. Jahrhundert, allerdings mit sehr bemerkenswerten Schwankungen.

Aber auch als erscheint in dieser Weise, wie das Beispiel aus dem Friedb. Urkundenbuch S. 72 (siehe S. 268) erwarten ließ, freilich in viel beschränkterem Umfang, z. B. Frankfurter Reichskorresp. I, 4 (1381): uff die antworte als unsere frunde dem konige geben hant.

Ganz vereinzelt fällt altdeutsch das erste so weg: Rother 3021: nu ist iz mich dure bestan, waz so her gaf dehenin man; im Altengl. ist diese Weise häufiger (Anglia 37, 284). Es wäre verlockend, nun auch beide so zugleich wegfallen zu lassen und so auf das relative wer — was zu kommen, durch das später swer — swaz verdrängt wird; leider liegen die Tatsachen der Überlieferung für diese Annahme recht wenig günstig (im Altengl. liegt diese Entwicklung vor, a. a. O. 302). Oder das so ist wenigstens verkürzt: mhd. swer — swaz geht auf so wer — so waz zurück.

Der Stamm so kann aber auch durch das Adverbium so selber vertreten sein, in Verbindung mit einem Beiwort oder Adverbium, die ursprünglich dem Hauptsatz angehören, aber später selbst in den Nebensatz hinübertreten und mit dessen so eine geschlossene Einheit bilden. So entsteht ahd. so filo so, so fram so, so ofto so, so sama so, so selb so, so sliumo so, so wit so, mhd. so schiere so, so verre so, nhd. sobald als. Aber auch hier kann das zweite so wieder unterdrückt werden. So kommen die Konjunktionen alsbald (z. B. Quellen zur bayrischen Geschichte 6, 499: daz all unser amptlæut, als bald si zu den ampten gesetzt sind, ainen gelerten aid sweren; Gryphius, Lyrische Gedichte 32b: der sich da sicher hält, alsbald der Himmel blitzt), ferner sobald, sofern, solang zustande. Endlich fällt auch das erste so weg, und wir haben für sobald das heutige (bayrische) bal im Sinne von wenn, z. B. Meggendorfer Blätter Nr. 1186, 238: balst mi net in Ruh laßt kriagst a Watschen. Es ist übrigens schon im 16. Jahrh. belegt z. B. Wickram, Knabenspiegel 31, 33: bald er anfing leicht zu werden, ward es ein anderß mit in. Auch an sama allein kann sich so anschließen: ahd. sama so, aus dem das spätere ahd. sama, mhd. sam als ob durch Unterdrückung des so entsteht.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Die Vorweisung, die durch so des Nebensatzes aufgenommen wird, kann aber auch durch das Fürwort geschehen. Der älteste Fall ist die uuila so, das bei Notker und Willeram auftritt, Notk. II, 355, 23: al de uuila so uuir in demo lichamen sin; Willer. 107, 9: al die uuila so die fideles eius hie sint circumdati. Im Grunde liegt auch hier und bei den weiter folgenden Fügungen Vermischung aus der Konstruktion sulih — so und dem Relativsatz vor, wobei der Relativsatz den Hauptsatz, die vergleichende Ausdrucksweise den Nebensatz abgegeben hat. Hier kann wieder zunächst das so wegfallen: so ergibt sich die wile, und später fällt auch der vortonige Artikel weg: so stehen wir bei dem nhd. weil. Hierher gehört wohl auch aufs erste (ubi primum), vermutlich aus aufs erste als: Urkunden Maximilians 21: was mir sunst furkumbt, aufs erste ich kan und mag, verkonnden wil.

Seit dem Beginn des 15. Jahrh. erscheint dann weiter in der maßen als, das mit Wegwerfung der unbetonten Bestandteile, zunächst des als, dann des vorausgehenden in der, zu dem späteren Vorwort maszen führt. Etwas später treten gestalt und gestaltsam auf, die aus in der gestalt als, in der gestaltsame als hervorgehen, aber mir nur in der völlig verkürzten Form bekannt sind, z. B. Schupp, Streitschriften II, 39: gestalt dann die gemeine Zeitungen unlängst gemeldet; Frankfurter Reichskorresp. II, 116 (1451): czu nacht zu Ferrer zu sin, gestalt mit sinen koniglichen gnaden gein Rome zu riden; für gestaltsam vgl. das DW.

Mhd. begegnet dem geliche als, des geliche als, diu geliche als, aus denen das spätere Bindewort gleich (wie) durch die uns bekannten Tilgungen entsteht, z. B. Chroniken der deutschen Städte 12, 16: hadden unse heren die heilge dri coninge doen hoeden, gelich vurscreven steit, ferner Reinke Vos Glosse I, 3; Wickram, Knabenspiegel 12, 1: er tritt in die adelichen fůßtapffen, gleich wer er von adelichen eltern geborn; Harsd., Gesprächspiele III, 373: bey mir ist Mund und Sinn eins, gleich der Zeiger und das Radwerk in der Uhr jederzeit übereintreffen.

Zwei andere durch Hinweisung bestimmte Umstandswörter mit so bezw. als sind darnach als und demnach als, die sich weiterhin zu darnach und demnach wandeln, das zweite allerdings nur in

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der Verkürzung belegt, z. B.: Agricola, Sprichwörter 464 (bei Kehrein): darnach es einen gehet, darnach ist er frölich odder trawrig; Simplic. (herausgegeben von Kurz) II, 263: demnach wir sie vor eine Abyssiner Christin hielten, waren wir desto geschäftiger.

Endlich gehören hierher indem, als; indes, als, die mit der Tilgung des als zu indem, indes führen: Wickram, Knabenspiegel 36, 22: euwer geflissen dienst, so ihr mir bewisen, indem als ir mein schenck und truckseß gewesen; Frankfurter Reichskorresp. I, 120 (1405): indes als unser herre der koning also zu Ruckingen lag, da ridden . .[1])

Und zu guter Letzt nachdem. Von ihm meldet das deutsche Wörterbuch: „in der älteren Sprache wird nachdem oft verstärkt durch nachfolgendes als"; tatsächlich ist aber nachdem als das Ursprüngliche, aus welchem nachdem durch Tilgung des als entstanden ist; die Quellen zeigen sehr deutlich, wie nachdem als vor nachdem zurückweicht.[2])

Soweit in den gröbsten Zügen die Tatsachen. Ich bin aber noch in einigen wichtigen Punkten eine Rechtfertigung der behaupteten Vorgänge schuldig. Zunächst: wie kommt es, daß sower über sewer zu mnd. swe, mhd. swer wird, während doch die Vorsilben be-, ge-, nd. te- ihren Vokal behaupten? Eine Frage, die freilich noch niemand ernstlich beunruhigt zu haben scheint. Und sodann: darf man so ohne weiteres annehmen, daß indem als, nach dem als ihr als wegwerfen, daß als ein König durch Unterdrückung des ein zu als König wird, daß bei in der Gestalt, in der maßen einfach Präposition und Artikel verloren gehen?

Es sind natürlich lauter tonlose Bestandteile der Rede, die hier dem Untergang verfallen sind. Aber das allein kann nicht genügen; es müßte noch eine besondere Art von Tonlosigkeit, von Wertlosigkeit sein, die vorläge. Das ist aber in der Tat der Fall. Es sind Bestandteile der Rede, die völlig bedeutungslos geworden

---

[1]) Ausgeschlossen wäre es nicht, daß indem, indes daneben auch Fortsetzungen von indem daß, indes das wären, die allerdings erst später belegt sind.

[2]) In nördlicheren Gebieten herrscht nachdem dat, das gleichfalls zu nachdem werden mußte.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sind, deren Hervorbringung keinerlei sprachlichen Zweck mehr hat.[1]) Ob das Verstummen ein allmähliches war, durch immer zunehmende physische Tonlosigkeit herbeigeführt wurde, oder ob einfach das nutzlose Glied abgeschnitten wurde, ist nicht mit Sicherheit zu unterscheiden.

Für das allmähliche Verstummen scheint zu sprechen, daß da, wo die unbetonte Silbe als solche erhalten bleibt, sich Abstufungen der Tonlosigkeit finden, daß die bedeutungslos gewordenen Silben stärker geschwächt erscheinen als die bedeutungsvollen; so heißt es im Südrheinfr. z. B. dumm un faul, aber dreiezwanzig, vgl. auch Schweiz. Id. IV, 638, und Kaesenbrot aus Kaese und Brot. Ein Stücker acht entspringt aus ein Stück oder acht, eine Erklärung, die man ohne Grund bestritten hat (vgl. Deutsche Mundarten I, 59, O. Weise, Unsere Mundarten 184). Und selbst konsonantische Angleichungen, die sonst unerhört sind, vollziehen sich in solchen herabgedrückten Silben: so wird mnd. welk (welcher) zu wek oder wel (wol); so ist auch wes Geistes Kind aus welchs Geistes entstanden (der Genitiv von was wäre an dieser Stelle ganz unbegreiflich); so wird derselbe, selber oberdeutsch zu dersell, seller, alem. auch zu seb. Eine verwandte Erscheinung ist es, wenn, allen Lautgesetzen zum Trotz, mhd. und mnd. dagelanc, tagelanc zu tâlanc, dalinc geworden ist; niemals erscheint etwa tâliet für tageliet. Ähnlich wird ahd. iowiht, niowiht schon bei Notker zu iht, niht, mhd. neweizwer, neweizwaz, neweizwie usw. zu neizwer, neizwaz, neizwie, vgl. altengl. nære aus newære und D. W. 7, 998 unten. Die mit adal- gebildeten Personennamen zeigen schon ahd. Formen, in denen das erste Glied zu al- geworden ist. Und noch mancher Fall des sog. „sporadischen" Lautwandels wird auf diese Weise seine Erklärung finden.[2])

[1]) Diesen Gesichtspunkt hat schon R. Hildebrand geltend gemacht, wenn er im D.W. IV, 1 a, Sp. 1608 zur Erklärung von ahd. notstallon für notgistallon folgendes schreibt: „Ich sehe zum Begreifen der Erscheinung nur die eine Möglichkeit, daß man das gi- wegließ, weil eben seine Bedeutung dem Gefühl geschwunden war, aber auch durch häufigen Gebrauch auf das Wort überhaupt, auf die Tonsilben mit übergegangen war." — Die Tilgung ist das eine der Verfahren, die gegenüber wirklos gewordenen Bestandteilen möglich sind; ein zweites ist die Erstarrung von Formen, d. h. ihre Übertragung an Stellen, wo sie gerade so wertlos sind, vgl. z. B. selbst, selber, die aus mîn selbes, mîn selber (weibl.), ich selber, unser selber stammen.

[2]) In der Schlitzer Mundart heißt dreimal dreimo.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Wie nun auch die Erscheinung im einzelnen zu erklären ist, jedenfalls kann man in weitem Umfang beobachten, daß innerhalb eines und desselben Wortes wie innerhalb zu völliger Einheit zusammengewachsener Wortgruppen überflüssige Bestandteile dem Untergang anheimfallen.[1])

Ich erwähne zunächst die Beispiele, in denen von einer Silbe nur der Vokal geschwunden, der Konsonant aber geblieben ist. Hierher gehören zunächst von Fällen, wo stammhafte Bestandteile schwinden, das Wort Krone aus Korone, s. Kluge, Etym. Wb., ferner einige Zusammensetzungen mit der Vorsilbe ver-: mhd. vliesen neben verliesen, wo die Vorsilbe keinen Unterschied gegenüber einem einfachen Wort bringen konnte, weil ein solches nicht vorhanden war, ferner vreischen aus vereischen, vrezzen aus verezzen, wo die Zusammensetzung von dem einfachen Verbum in der Bedeutung so weit abstand, daß ver- seine übliche Rolle nicht spielen konnte. Aber auch be- und ge- liefern Beispiele: es heißt bleiben, aber beleben, belieben; es heißt glaube, gleich, Glied, Glimpf, Glück, aber geloben, gelehrig, Gelüst; Gnade, aber genesen; grade, aber Gerede.[2]) Mhd. dehein ist frühzeitig zu dhein geworden, so daß daraus kein entstehen konnte.

Von dem Vorwort in ist mehrfach der Vokal geschwunden, wenn es mit einem vokalisch anlautenden Wort zusammentrat: so wird schon mhd. eneben zu neben; enouwe (flußabwärts) ist im älteren bayr.-österr. als nau belegt; dazu die Zusammensetzungen nauvart, nauferge, nauwärts. Mhd. ze ware ist zu nhd. zwar geworden. Ferner hat das Adverbium dar schon mhd. in der Zusammenrückung mit vokalisch beginnenden Umstandswörtern einen Vokal eingebüßt: dran, drinne, drumbe, drunder, druze; später sind herab, hinauf usw. zu rab, rauf geworden.

Aber auch Endungsvokale scheinen von diesem Schicksal betroffen zu sein; bemerkenswerterweise zeigen die zahlreichen „isolierten" Genitive fast durchweg die Endung -s, nicht -es auf, die doch in

[1]) Dabei sehe ich ab von den Ersparungen, die im Satzanfang oder Satzende eintreten, wie (guten) Morgen; Bataillon, halt; Hand aufs Herz; fel mich (ich empfehle mich); ich muß fort, raus (gehn).

[2]) Man hat auch in altf. togian neben ataugjan Abfall des a gesehen und ahd. flazan auf oflatan zurückgeführt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der lebendigen Biegung noch immer eine große Rolle spielt: also die Umstandswörter wie flugs, nichts; bereits, längs, links, rechts, rings, stets, stracks; ferner die aus Genitiven entstandenen Personennamen wie Brauns, Pauls, Schmitz, die Familienbezeichnungen: Schmitts = die Familie Schmitt; das Dings, das Zeugs. Ebenso fehlt das e in den erstarrten Formen von Nom. Akk. Neutr. der prominalen Flexion: eins, als (= mhd. allez), immer.

Auf dem Gebiet der Ableitungssilben erwähne ich das neuhochdeutsche hübsch, das sein i der Endung verloren hat, weil die Verschiedenheit des Vokals, des Konsonanten, der Bedeutung den Anschluß an hof unmöglich gemacht hat; ferner manch = mhd. manec, das auf dem ganzen Gebiet sein e verloren hat, nicht bloß da, wo es nach mhd. Lautgesetzen ausfallen mußte: hier war überhaupt keine Möglichkeit der etymologischen Anknüpfung gegeben.

Viel häufiger sind die Fälle, in denen eine ganze Silbe untergegangen ist, sei es, daß sie bloß aus einem Vokal, oder aus Vokal und Konsonant oder mehreren solchen Lauten bestand.

Die untergehenden Silben können stammhaft sein oder sind wenigstens als solche empfunden worden: so gehört kurhess. Falter-garten zu apfalter, Apfelbaum (Kluge, Litbl. 1908, 396) und wird Alarm zu Lärm, ahd. apostul zu postul.[1])

Die unterdrückten Silben können weiterhin Vorsilben sein. Hierher gehört der Untergang des indogermanischen Augments in den germanischen Sprachen, sowie der Verlust der Reduplikation, die im Germanischen fast überall da fehlt, wo sie nicht die Aufgabe hat, Präsens und Präteritum zu unterscheiden, d. h. wo Präsens und Präteritum nicht denselben Stammvokal hatten. Im Beginn der mhd. Zeit verfällt dann die verneinende Vorsilbe ne-, en- allmählich dem Untergang; es war insbesondere dadurch überflüssig geworden, daß zu dem ursprünglich alleinstehenden ni noch niht hinzugetreten war. So wird denn im Mndl. negheen zu gheen, ferner niwan zu wan, nd. neman zu man (nur); weder geht auf deweder zurück, wie für dehein oder nehein auch hein bezeugt ist (ein Beispiel aus

[1]) Wahrscheinlich ist so auch Falter aus vivalter hervorgegangen, nachdem Tonverschiebung eingetreten war. In Vogt, lat. advocatus, ist die Vorsilbe wohl schon im Mittellat. abgeworfen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der Geneſis im Mhd. W. B., eins aus Otloh MsD I, 268, 39; Schweiz. Id. 3, 316). Die Vorſilbe ge= iſt verloren in dem allgemein deutſchen Bauer aus mhd. gebûre (ſchon mhd. bûre; alem. pûr mit anlautender Fortis geht unmittelbar auf gbûre zurück), in ſchwäb. Höft für Gehöfte, weidmänniſch Nickfang für Genickfang (mit ſeinem großen Nickfänger, Ompteda, Excelſior 98), ſehr wahrſcheinlich auch in mhd. ziuc und twerc, für die ahd. faſt ausſchließlich giziug und gitwerg belegt iſt.[1]) Das nd. bannig, „ſehr", entſpringt aus unbandig, ſ. meine Geſch. d. deutſchen Spr.[3] III.[2]) Ich habe den ſtarken Verdacht, daß das unbeſtimmte Fürwort was, das viele hd. Mundarten zeigen, auf unbetontes etwas zurückgeht; denn im Mhd. iſt was in dieſer Bedeutung ganz ſelten; das Mhd. Wb. kennt nur drei Beiſpiele.[3])

Am häufigſten iſt es, daß ein ſelbſtändiges oder urſprünglich ſelbſtändiges Wort weggefallen iſt, insbeſondere ein Vorwort. Hierher gehören die nhd. Vorwörter, die Hauptwörter zur Grundlage haben: ſo älter nhd. inhalt aus nach inhalt, z. B. Lacomblet, Urkundenb. f. d. Niederrhein 3, 955: na ynhalt sulcher brieve; Frankfurter Reichskorreſp. II, 84 (1445): nach inhalt eyner zedel daruber begriffen; Urkunden Maximilians S. 16: wie der yetzgenant Rewter sy jrs heyratguts versichert jnnhallt der heratbrief deshalben

---

[1]) Inwieweit auch der Untergang des perfektiven ge= hierher gehört, ſoll hier nicht erörtert werden, ebenſowenig der auf nd. Gebiet begegnende Abfall des ge= im Hauptwort: ſelle für geſelle uſw. — Vielleicht iſt auch mhd. ich hân in gesehen komen, geheizen gân auf dieſe Weiſen zu ſehen komen, heizen gân geworden? Neuerdings hat J. H. Kern nachdrücklich die Anſchauung bekämpft, daß ich hân **lâzen** tuon u. dergl. der Ausgangspunkt geweſen ſei für ich habe ihn ſingen hören uſw. (in ſeinem Buche: De met het Participium Praeteriti omschreven Werkwoordsvormen in't Nederlands, Amsterdam 1912). Ich glaube nicht, daß ihm ſeine Widerlegungsverſuche gelungen ſind; immerhin würde ſich die Ausbreitung der Fügung noch leichter begreifen, wenn ſie durch den Wegfall des ge= bei geheizen, geſehen unterſtützt wurde.

[2]) Hildebrandt DW. IV 1a, 1609 rechnet auch mhd. pfahen für empfahen hierher; es könnte aber auch aus der Zuſammenſetzung das einfache Wort erſchloſſen ſein. In mhd. dampnus für verdampnus könnte zur Not latein. damnare, damnatio von Einfluß geweſen ſein.

[3]) Den ſchweizeriſchen und ſchwäbiſchen Mundarten iſt nach freundlicher Mitteilung von A. Bachmann und H. Fiſcher was für etwas durchaus fremd, ebenſo dem Elſäſſiſchen und der Mundart von Imſt (Schatz, Ma. von Imſt 161). Dagegen iſt der ſchwäbiſchen Halbmundart was ganz geläufig, ebenſo der Mundart von Pernegg in Kärnten (Paul und Braune, Beitr. 28, 199), von Gottſchee (Tſchinkel, Ma. von Gottſchee 281), dem Egerland (Schiepek, Satzbau der Egerl. Ma. 440), dem Südrheinfränkiſchen, dem ich ſelbſt angehöre.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ausgangen, kraft aus nach kraft, laut aus nach laut, mittelſt aus durch mittel, über mittel, (das s, ſt von mittels, mittelſt ſtammt aus der Wendung durch was mittels, kennzeichnet alſo den Teilungsgenitiv);[1]) ſtatt kommt aus anſtatt, vermöge aus nach vermöge, wegen aus von — — wegen. Sonſt iſt das Vorwort in weggefallen in zahlreichen Verbindungen eines Genitivs mit wiſe, z. B. mhd. kriuzes wise aus in kriuzes wise, mnd. pelegrimes wise, richtes wise aus in p. w., in r. w. (vgl. das Mnd. Wb. V, 741; vastelavendes wise Mittelnd. Faſtnachtsſpiele 23, 2), ferner in brachliegen aus mhd. in brache ligen, nhd. (aus dem 17. Jahrh. im DW. belegt) kriuzestal aus in kriuzes ſtal, norddeutſch lang aus entlang, mittlerweil, älter nhd. mittler Zeit aus in mittler Weil, in mittler Zeit; traun aus entriuwen, nd. twei aus entwei, weg aus enwec, wettlaufen aus mhd. enwette loufen, mhd. widerstrit aus in widerstrit.

Ze oder zu iſt verloren in bergauf aus ze berge uf, nd. back (= zurück, in der Seemannsſprache, vgl. back braſſen, back kommen) aus te bake, nd. dal aus te dale; rück- aus zurück, in Rückantwort, Rückfahrt, Rückſchritt uſw. Hierher gehört auch rings, denn einen adverbiellen Genitiv ringes hat es nicht gegeben: es iſt Umbildung von ring, das auf mhd. umbe rinc und ze ringe zurückgeht.

Das Adverbium be- von bevor iſt weggefallen in dem alem. und bayr. vor, das in derſelben Weiſe wie bevor als Bindewort verwendet wird (Schw. Idiot I, 930, Schmeller, Bayr. Wb² I, 847); mhd. kommt zite aus bezite vor.

Das Fürwort endlich iſt verloren in mhd. neizwer uſw. (ſiehe oben S. 273) aus ich neweizwer, im nordd. mal = einmal,[2]) in kreuz, das den erſten Teil der Formel kreuz und quer bildet, vgl. ſpaciern ein kreutz täglich durch die ſtat, ein creutze durch die ſtad rennen (D. W. 5, 2184), in dem namentlich mundartlichen Pronomen ſelber — ſeller, aus derſelbe umgebildet (Schw. Idiot. VII, 834), nach dieſer und jener in die ſtarke Flexion

[1]) ver- in vermittelſt iſt eine Kürzung oder Umdeutung aus mittelſr., njr., nd. overmiddes, overmits; vgl. z. B. Lacomblet II, 147: overmits unser inde ander guder paffen raid.

[2]) Eine maß > maß: Manuel 125, 331: eſin brot, maß win, zwen ſchilling bringen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

übergetreten; mhd. oberhant nemen, nhd. überhand nehmen, hat im Eingang den bestimmten Artikel verloren (aus die obere hant n.); mhd. tâlanc, mnd. dalink, dallink, „heute", muß im Eingang ein hinweisendes Fürwort eingebüßt haben; sonst wäre die Bedeutung ganz unverständlich. Das Otfridsche bi manne, „Mann für Mann" kann nur aus man bi manne entstanden sein, das gleichfalls bei Otfr. belegt ist.

Vorwort und Geschlechtswort zusammen sind unterdrückt in querfeldein aus über das quere feld ein; Vorwort und Vorsilbe in nd. mang „unter" aus altsf. an gimang.

Ich komme zum Wegfall im Innern von Wort oder Gruppe. Hierher gehören die wohlbekannten Kürzungen, durch die *hiu jaru, *hiu tagu, in hiutu, hiuru übergeht. Im späteren Ahd. werden welîch, sulîch zu welecher, welcher, weler, solecher, solcher, soler, und dann, mit Übertragung in die unflektierte Form, zu welch, solch, während sonst die Silbe lîch erhalten bleibt. Danach sind nun auch Fälle aus dem Mnd. zu beurteilen: elc „jeder" geht auf ênlik und malc „jeder" auf manlic zurück; freilich kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob hier die Unterdrückung nicht auch der Endsilbe an sich zukommt (s. u.). Auch der frühe Wandel von ahd. kirihha zu kircha wird hierher gehören. Irgend entsteht aus ahd. iowergin

Im Nhd. wurde der siebente und siebenzig zu siebte und siebzig, wie Frankenfurt zu Frankfurt, Frankenreich zu Frankreich, Russenland zu Rußland sich gewandelt hat, während es natürlich das Frankenreich[1]) heißt. Auch die sonstigen starken Kürzungen in Ortsnamen: z. B. Gariwarteseih > Garbenteich, Gunderateshusen > Gundernhausen gehören in diesen Zusammenhang.

Das Präfix ge- ist unterdrückt in Almende für Algemeinde, allmählich für allgemächlich, notstallon, Ludwigslied 34, für notgistallon, reichhaltig für reichgehaltig, sothan für sogethan, in Unfall, mhd. ungeval, im Personennamen Wolmuth aus wol gemuot. Die ahd. Bildungen auf -lîh wie manolih, lido-

[1]) Der Gedanke, daß das eine n wegen des stammhaften n getilgt worden sei (s. m. Gesch. d. dtsch. Spr.[4] 218), ist abzulehnen, denn sonst müßte die Übergangsstufe Frankeriche vorhanden sein.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

lih gehen auf mannogilih, lidogilih zurück, und diese selber können nur begriffen werden, wenn wir sie weiterhin auf manno gihuilih, ein jeder der Männer usw. zurückführen. Ebenso geht ahd. iogilih auf iogihwilih und mnd. elc aus enlik (Franck, Anz. f. d. A. 8, 323) auf engihuilik zurück.

Besonders wichtig ist der Wegfall selbständiger Wörter im Innern einer Wortgruppe: so schwindet der Artikel zwischen dem Personennamen und der Berufsbezeichnung: Friedrich Vogt aus Friedrich der Vogt (vgl. A. Socin, Mhd. Namenbuch 347), und das Vorwort von zwischen dem Personennamen und der Ortsangabe: Eduard Hagenbach aus Eduard von Hagenbach, ferner die Präposition ze zwischen den Worten Land oder Stadt und der näheren Bestimmung: daz lant ze Hessen, diu stat ze Marburc > das Land Hessen, die Stadt Marburg. Überquer, überzwerch entspringt aus über die Quere, über die Zwerche: der erste beste aus der erste der beste; und ist weggefallen in jammerschade, aus jammer und schade, in ein einhalb, zwei einhalb usw., in einige zwanzig, etliche zwanzig aus einige, etliche und zwanzig (Fuldaer Geschichtsblätter 1910, 54: etliche 1000 soldtatten, Thomasius, von Nachahmung der Franzosen 3, 9: in etlichen hundert Jahren); in ein Gulden achtzig, im Sinne von etwa 80 Gulden, aus ein Gulden und achzig[1]); die schwarz-weiße Farbe ist die schwarze und weiße Farbe; nach und nach begegnet alemannisch als nōtnō (Schweiz. Idiot. IV, 637); von selbst geht auf von ihm oder von sich selbst zurück, zemale, zumal (urspr. = zugleich) auf ze einem male; na dat „nachdem" (R. Vos 2574: het de deren sitten int gras na dat he geboren was) aus na deme dat oder na des dat.[2]) Dereinst stammt aus dermaleins (Brenners Ableitung aus deheinest ist lautlich kaum möglich, Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. 8, 258; vgl. noch ebenda 11, 211), wie mundartliches derwert (des isch net derwert, s. z. B. Meisinger, Wb. der Rappenauer Mundart S. 227) aus der Müh wert.

Zu Beginn und in der Mitte eines Redeteils sind Unter-

[1]) Aus ein Gulden achzig geht dann weiter ein achzig Gulden hervor.

[2]) Vgl. noch Lacomblet, Urkundenbuch f. d. Gesch. d. Niederrh. III, 34 (1306): mach unser herre, na dat eime gekundegit wirt, dat hus losen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

drückungen erfolgt in mittſchiffs, aus in der Mitte des Schiffs. Auch zeitlebens wird ſo entſtanden ſein; etwa aus: die zeit (in der Zeit) meines (ſeines) Lebens.

In manchen Fällen iſt es zweifelhaft, ob die Kürzung dem Wortinnern oder dem Wortende widerfuhr, weil zwei und dreiſilbige Formen des Wortes nebeneinanderſtehen. Hierher gehören die den gewöhnlichen Lautgeſetzen widerſtrebenden Kürzungen, die im Altengl. die reduplizierenden Verba zeigen: altengl. heht aus hehait, leolc aus lelaik, reord aus rerod.

Endlich können auch Silben am Ausgang von Redeteilen in Wegfall kommen. Die germaniſchen Komparativadverbien batis und framis müßten im Altſ. bati und frami lauten, das i iſt aber geſchwunden, da die Komparative völlig iſoliert daſtehen. Wilh. Schulze hat mich darauf aufmerkſam gemacht, daß A. Fick griech. φεῦ aus φεῦγε erklärt hat (Gött. Gel. Anz. 1894, 248); ebenſo wäre es nach ſeiner Meinung denkbar, auch got. sai „ecce“ auf den Imperativ von saihwan, d. h. auf *saihwi zurückzuführen.

Sehr bemerkenswert iſt es, daß ſo ziemlich alle „iſolierten“ Umſtandswörter des Mhd. auf -e dieſe wertlos gewordene Endung im Nhd. verloren haben: daheim, faſt, kaum, oft, ſchon; vgl. noch nd. bak aus (te) bake, nd. dal aus (te) dale, nhd. zumal aus zu (einem) male, zurecht aus zurechte, zurück aus zurücke.[1])

Vielleicht gewinnen wir in dieſem Zuſammenhang auch die Erklärung für das rätſelhafte zum, zur im Prädikat (zum König, zur Königin wählen), denen in der älteren Sprache nur ze einem, ze einer vorausliegt, niemals ze dem, ze der; zum, zur ſtünde dann für mundartlich zume, zure.

Endlich geraten am Ende von Gruppen auch ſelbſtändige Wörter in Verluſt: unz daz, biz daz werden zu unz und biz, ſintemal daß zu ſintemal, angeſehen daß zu angeſehen, falls daß, im Fall daß zu falls, im Fall.[2]) Ich neige jetzt zu

[1]) Das meiſte von dem, was Wilmanns, Gramm. II², 626 verzeichnet, iſt anders zu beurteilen: halb, ſit, ſtunt, wis ſind die alten lautgeſetzlichen Formen des Nominativs.

[2]) Dagegen gehört es kaum hierher, wenn es etwa bei Goethe heißt (Hempel 8, 98): ſie lebt wie eine Nonne, ſo eingezogen, die Zeit ich ſie kenne. Die Zeit iſt wohl nur Umdeutung von ſeit, wie ſie auch in zeither für ſeither vorliegt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der Ansicht, daß auch beim Fehlen des Hilfszeitworts am Ende des Nebensatzes unsere Erscheinung im Spiel ist; ein frühes Beispiel Reichstagsakten V, 220, 16 (1401): wan ir sinen quicztbriff darüber genommen, so sagen wir . .

Schließlich brauche ich nicht weiter darzulegen, daß die ganze Erscheinung mit der Erscheinung der Kurzformen, Koseformen nahe verwandt ist.[1])

*

56. Zum Gebrauch von „indem".

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 29, 182 (1905).

Über den zeitlichen Gebrauch von indem bemerkt das Grimmsche Wörterbuch folgendes: „als temporale Konjunktion Gleichzeitigkeit, zweier Handlungen oder Zustände bezeichnend, durch als, da oder während zu umschreiben." Matthias sagt, Sprachleben und Sprachschäden [2], 286: „heute ist das Wort (indem) entweder noch zeitlich und mit während gleichdeutig," und Heintze, Sprachhort 313, schreibt: „indem b) Bindewort = während." Weder hier noch anderwärts finde ich einen Hauptunterschied angegeben, der heute zwischen indem und während besteht, der sich allerdings erst in neuerer Zeit herausgebildet hat und der den älteren Gebrauch des indem deutlich von dem heutigen unterscheidet. Man kann heute zwar sagen: während er zum Fenster hinaussah, saß ich am Tisch, aber man kann nicht mehr sagen — früher war es möglich —: indem er zum Fenster hinaussah, saß ich am Tisch. Der Unterschied besteht darin, daß heute der Nebensatz mit indem dasselbe Subjekt haben muß wie der Hauptsatz: „die Deutschen eroberten,

[1]) Es sei darauf aufmerksam gemacht, das es Kurzformen auch bei Ortsnamen gibt, vgl. die Namen Düren aus Marcodurum, Mainz, Worms, die nicht rein lautlich aus Moguntiacum, Borbetomagus entstanden sein können, Salem (am Bodensee) aus Jerusalem (ist Fritzlar nicht Winifrideslar?) Besonders merkwürdig sind aber solche Kürzungen im Innern: der Feldbergsee auf dem badischen Feldberg ist zum Feldsee geworden. In hessischen Flurnamen hat derartiges Rudolf Neumann in einer demnächst erscheinenden Gießener Dissertation nachgewiesen. Eigenartig ist es auch, wenn von einer Burg Rodeck in Baden der Name Roeder abgeleitet wird (Bad. Ortsnamenbuch II², 642). — Über Kurzformen von Gattungsnamen vgl. meine Deutsche Sprache[5] 119, 329; ahd. prokko stammt aus lat. propago, Sarg aus lat. sarcophagus, ahd. disco aus lat. discipulus. So ist auch kein Grund, an der Ableitung von ahd. pfarra „Pfarre" aus lat. parochia zu zweifeln.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

indem ſie bekehrten (Ranke bei Heintze); indem er bedürftigen Talenten half, gewann er ſich viele Freunde (Goethe bei Matthias); indem ich verliere, gewinne ich; indem ich dies ſchreibe, bemerke ich.“ [1])

Es iſt alſo heute unbedingt falſch, mit Luther zu ſagen: „indem er ſäete, fiel etliches auf den Weg,“ oder mit Schiller: „ſie faſſen ihren Feind mit Wut, indem ich nach des Tieres Lende aus ſtarker Fauſt den Speer verſende.“

Dagegen wird unſerer Regel auch dann noch Genüge geleiſtet, wenn der Nebenſatz zwar nicht der äußeren Form nach, aber doch ſachlich das gleiche Subjekt hat wie der Hauptſatz: indem ich das ſchreibe, fällt mir ein. Aber es dürfte nicht heißen: indem ich dies ſchreibe, hält er den Blick feſt auf mich gerichtet.

*

57. Wortſtellung und Rhythmus.

Magyar Nyelvör (Ung. Sprachwart) 1912, Januar—Februar.

Es gibt Sprachen mit ſtreng gebundener Wortſtellung, wie das heutige Franzöſiſche. Es gibt Sprachen, in denen eine große Freiheit der Wortſtellung herrſcht, wie im klaſſiſchen Latein. In der Mitte ſtehen Sprachen wie das Deutſche, wo neben feſten Regeln in manchen Punkten Bewegungsfreiheit beſteht. So wird altherkömmlicher Weiſe der Dativ vor den Akkuſativ geſtellt: bring dem Vater den Mantel!

Anderſeits hat man die Wahl, ob man ſagen will; als er von seiner langen Reise zurückgekommen war; oder: als er zurückgekommen war von seiner langen Reise. Eine ſolche Sprache ſcheint beſonders geeignet zu Beobachtungen über die Urſachen, die bei der Anordnung der Wörter eine Rolle ſpielen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Wortſtellung von der Geltung der Wörter im eigenen Satze und von den Beziehungen der Wörter zu ſolchen der benachbarten Sätze abhängig iſt, daß alſo Gründe von entſcheidender Bedeutung ſind, die rein auf geiſtigem Gebiete liegen. Daneben ſind Neigungen ganz anderer Art am Werke. Auch ſie fließen, zum Teil wenigſtens, in letzter Linie aus pſychologiſchen Quellen. Aber ſo wie ſie ſich der unmittelbaren

[1]) In der 5. Auflage ſeines Buches ſtellt Matthias die Sache richtig dar.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Beobachtung darstellen, hängen sie wesentlich mit sinnenfälligen Eigenschaften der Wörter zusammen. Man kann sagen: es sind rhythmische Neigungen, die sich in gewissen Anordnungen der Wörter ausleben.

John Ries hat in seinem Buche über Wortstellung im Beowulf bereits gezeigt, daß die Rücksicht auf eine günstige Gestaltung des Satzschlusses mitgewirkt hat, als man Haupt- und Nebensatz durch die Stellung des Zeitwortes unterschied, als man dieses im Hauptsatz an die zweite Stelle rückte und ihm im Nebensatz die Schlußstelle beließ. Die gleiche Rücksicht wirkt aber noch in geschichtlicher, namentlich in mittelhochdeutscher Zeit: man trachtete vielfach darnach, den Ausgang durch vollklingende Wörter zu bilden, matte Wörter von dieser Stelle fernzuhalten. Hierzu bot namentlich der Nebensatz Anlaß, insbesondere seitdem die Umschreibungen der Zeitformen überhandnahmen, seit neben ging ein gegangen war, neben gab ein gegeben hatte in Aufnahme kam und daher bei Endstellung des Verbum finitum die schwach betonten Ausgänge immer zahlreicher werden mußten. So heißt es etwa bei Berthold von Regensburg (I, 171, 14): iedoch so ist der eine wec mere danne tusent iar gelegen ungebant, daz in gar lützel liute hant gevarn zuo dem himelriche. Im Hauptsatz wie im Nebensatz zeigt sich hier die rhythmische Neigung. Gewöhnlich steht das Prädikatadjektiv *vor* dem Verbum; danach würde es heißen: tusent jar ungebant gelegen, wo also das schwach betonte Partizip am Ende stünde. Und im Nebensatz würde es mit der herkömmlichen Endstellung des Verbums heißen: das in gar lützel liute zuo dem himelriche gevarn hant.

Wie bekannt, hat sich im Griechischen wie im Lateinischen die Erscheinung herausgebildet, daß im prosaischen Satzschluß ganz bestimmte Silbenfolgen gefordert oder bevorzugt wurden. Man hat begonnen, für das Deutsche ähnliche Beobachtungen zu machen; wie weit die Tatsachen von lateinischer Weise beeinflußt sind, wie weit sie echt deutscher Art entsprechen, bleibt noch näher zu prüfen.

Neben dieser Neigung, die den Satzschluß betrifft, steht eine andere, die zwar auch dem Satzende zugute kommen kann, die aber in jeder Stelle der Rede wirksam wird, das ist die Abneigung, Satzglieder von größerem Umfang vor solche von geringerem treten zu lassen.

Das zeigt sich einerseits bei Satzgliedern gleicher Geltung, die

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

durch und, oder verbunden sind: Gold und edles Gestein, und so heißt es etwa bei Schiller: Die Gegenwart und das handelnde Leben; mutlos und ohne Hoffnung; die Kräfte sind gefunden und öffentlich preisgegeben. Es zeigt sich anderseits bei Satzgliedern, von denen das eine das andere bestimmt. Man sagt unbedenklich: Wolframs Werke, aber kaum: Wolframs von Eschenbach Werke, sondern man zieht vor: die Werke Wolframs von Eschenbach, man sagt: Goethes Gedichte, aber: die Gedichte des jugendlichen Goethe. Nicht immer jedoch läßt sich die Anordnung durchführen, die dem rhythmischen Gefühl entspräche; dann muß man eben versuchen, solche Wortgruppen ganz fernzuhalten, die das längere Glied vor das kürzere bringen würden. So vermeidet man es im Altdeutschen, einem Adjektiv, das einem Substantiv vorausgeht, noch eine Bestimmung beizugeben; Ausdrücke wie: eine des Lohnes würdige Tat, die am Himmel stehende Sonne sind im Mittelhochdeutschen nur in ganz beschränktem Maße zulässig.

Es gibt aber noch einen andern Weg. Die Neigung, den Satzschluß vollklingend zu gestalten und die Stellung des umfangreichern Gliedes vor dem kürzern zu vermeiden, sie geht soweit, daß das scheinbar Unmögliche möglich erscheint, daß das logisch Zusammengehörige auseinandergerissen wird. Im Satzschluß sind es namentlich mit und gebildete Gruppen, die dem Rhythmus zuliebe getrennt werden: so heißt es etwa bei Niclaus Manuel: der tiufel hat sie drüber tragen und sin muter, oder bei Salomon Geßner: wenn der Mittag kam und der Abend. Aber auch andere Gruppen: z. B. in der Chronik von Closener: der vormals ein pfleger was des riches. Aber viel tyrannischer wirkt der Wunsch, die Vorstellung der umfangreichen Glieder zu vermeiden. Statt „eine weite und breite Straße“ heißt es im Heliand: wid strata endi bred, statt die blutigen und harnischfarbigen Helden im Nibelungenlied: die bluotvarwen helde unde harnaschvar. Statt mit des Herzogs von Lothringen Hilfe wird bei Closener gesagt: mit des hertzogen hilfe von Lutringen. Oder es heißt in einer altdeutschen Predigt: von hern Ezechiels munde des propheten, in einer Nürnberger Bauordnung: was auch schadens an dem mauerwerk geschicht des statgraben (am Mauerwerk des Stadtgrabens), in den Datumangaben von Urkunden sogar: uf unser frouwen abent lichtwihe,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

d. h. auf den Tag der Lichtweihe unserer Frau, und noch bei Luther: einen geweyheten priester von einem Bischof.

Diese Beweglichkeit, die die Wortstellung dem rhythmischen Gefühl unterordnet, ist seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stark im Rückgang begriffen und den neueren Zeiten in großem Umfang abhanden gekommen. Die Verantwortung trägt zum Teil der lateinische Einfluß. Das Vorbild des Lateinischen hat bewirkt, daß die Endstellung des Verbums zur Regel geworden ist. Seit der Schulung im Lateinischen erfolgt überhaupt eine Zunahme der logischen Schulung, und so wird die Zerreißung des Zusammengehörigen immer unerträglicher.

Zugleich ist die Zeit, in der der lateinische Einfluß immer mächtiger wird, auch die Zeit, in der die Kanzleisprache an Macht gewinnt, die Schriftsprache sich ausbildet, der Buchdruck sich entfaltet. Immer mehr wird geschrieben und gelesen, immer mehr wird, was geschrieben wird, auf das Lesen berechnet, immer mehr tritt der tote Buchstabe an Stelle des Sprechens, des Hörens. So muß ganz notwendig das rhythmische Gefühl eine Abschwächung erfahren, an Stelle der lebensvollen Bewegung die trockene äußere Gesetzmäßigkeit treten.

*

E. Sprachgebrauch.

58. Ein Reichsamt für deutsche Sprache.

Festvortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins zu Breslau am 2. Juni 1903.

Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, IV. Reihe, 73.

Als vor zwei Jahrhunderten die preußische Akademie der Wissenschaften ins Leben trat, da ward auch die Pflege der deutschen Sprache ihr anvertraut. Ähnlich wie die französische Akademie sollte auch sie „mit besorgen, was zur erhaltung der Teutschen Sprache in ihrer anständigen reinigkeit gereichet“. Die preußische Akademie ist freilich dieser Aufgabe niemals ernsthaft nähergetreten. Aber der Gedanke ist nicht wieder erloschen, und das französische Vorbild hat immer aufs neue den Wunsch der Nachahmung erweckt. In der

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Akademie selber sind ihm Vertreter erstanden; erlauchte Fürsten sind ihm zugänglich gewesen oder haben sogar im stillen an seiner Verwirklichung gearbeitet. Ein Mann wie Ranke hat sich unmittelbar an den Fürsten Bismarck gewendet mit ausführlichen Vorschlägen.[1]) Auch in unserm Sprachverein hat es nicht an Anregungen gefehlt. Und bei der Umfrage, die vor kurzem eine deutsche Zeitschrift[2]) veranstaltet hat, fand sich eine große Anzahl von Schriftstellern wie von Gelehrten, die sich mit Entschiedenheit für eine deutsche Akademie aussprachen.

Man sollte denken: was so nachdrücklich immer wieder gefordert wird im Leben eines Volkes, das müsse tief innerlich berechtigt sein, und ihm könne die Verwirklichung nicht versagt bleiben. Wer freilich näher zusieht, der muß erkennen, daß den Vertretern des Akademiegedankens gerade das fehlt, was die Bürgschaft des Erfolges ist, die Klarheit und die Übereinstimmung in den Zielen. Man kann im Gegenteil mit Karl Frenzel[3]) sagen: „Je unbestimmter im einzelnen Wunsch und Hoffnung sind, desto mehr Anklang finden diese akademischen Pläne, weil sie Raum für jede Sehnsucht und jedes Verlangen bieten."

Ja, es scheint sogar nicht selten an einer genaueren Kenntnis zu fehlen von den Einrichtungen der Anstalt, die man doch nachbilden möchte, und so ist es wohl auch heute geboten, zunächst einige Worte zu sagen über das Wesen der französischen Akademie.[4])

---

[1]) Später hat August Diederichs, der verehrte Freund unsres Vereins, den Minister Goßler für den Gedanken einer Sprachwarte zu gewinnen gesucht; vergl. Satzungen der Diederichs-Stiftung, herausg. vom Stifter S. 28.

[2]) „Deutsche Dichtung", herausg. von K. E. Franzos, Bd. XXXIII, H. 1 u. ff.

[3]) Ebenda S. 70.

[4]) Wer sich über die französische Akademie und ihr Wörterbuch näher zu unterrichten wünscht, der sei auf folgende Schriften und Aufsätze verwiesen, die wieder weitere Angaben enthalten: La grande Encyclopédie. Inventaire raisonné des sciences, des lettres et des arts. Bd. I, art. académie (von Leclerc). — Kerviler. Essai d'une bibliographie raisonnée de l'Académie française. Paris, librairie de la société bibliographique, 1877. — Pellisson et d'Olivet, Histoire de l'Académie française avec une introduction, des eclaircissements et notes par M. Ch. L. Livet. Paris 1858. — Brunel. Les philosophes et l'Académie française au dix-huitième siècle. Paris 1886. — Th. Ludwig, Betrachtungen über die Wahlen der Académie française. Bericht über das Kneiphöfische Stadtgymnasium zu Königsberg i. Pr. 1896/97. — Petit de Julleville, Fondation de l'Académie française, in dem von ihm herausgegebenen Werke: Histoire de la langue et de la littérature française. IV, 135 (1897). — Courtat, Monographie du dictionnaire de l'Académie française. Paris 1880. — A. Stoffels, Le dictionnaire de l'Académie française, son histoire,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Ihre Hauptaufgabe liegt beschlossen in der vierundzwanzigsten ihrer Satzungen, die da besagt: La première fonction de l'Académie sera de travailler avec tout le soin et toute la diligence possible à donner des règles certaines à notre langue et à la rendre pure, éloquente et capable de traiter les arts et les sciences.

Diesem Zweck, die französische Sprache grammatisch zu regeln, sie zu reinigen und ausdrucksfähig für Kunst und Wissenschaft zu machen, sollte dienen ein Wörterbuch, eine Grammatik, eine Rhetorik und eine Poetik.[1]) Nur eines von diesen Werken ist ausgeführt worden in dem berühmten Dictionnaire de l'Académie, das vor wenigen Jahrzehnten seine siebente Auflage erlebt hat.[2]) Neuerdings hat man begonnen, diesem Wörterbuch, das lediglich der Feststellung des guten Sprachgebrauchs gewidmet ist, ein mehr wissenschaftliches, ein geschichtliches Wörterbuch zur Seite zu stellen, das jedoch in der Zeit von 1865—94 nicht über den Buchstaben A hinausgekommen ist.

Neben dieser vornehmsten Aufgabe rein sprachlicher Natur stand von Anfang an eine zweite, halb sprachlicher, halb literarischer Art: die Reden, die vor der Akademie gehalten wurden, die Werke, die ihre Mitglieder ihr vorlegten, wurden von ihr einer Prüfung unterzogen und ihnen nach Gutbefinden die Genehmigung für den Druck erteilt. Von den literarischen Angelegenheiten, mit denen sie befaßt wurde, war eine der berühmtesten der Streit um Corneilles Cid.

Diese Seite ihrer Tätigkeit ist im Laufe der Zeiten erheblich zurückgetreten, während eine andere hinzukommt und heute geradezu die Hauptsache ist, das ist die Verleihung von Preisen. Nicht weniger als 23 von solchen unterstehen heute ihrer Entscheidung: 6 Tugend-

---

ses mérites et ses défauts. Jahresbericht der Gewerbeschule zu Krefeld. 1882/83. — A. Fels, Das Wörterbuch der französischen Akademie. Programm Hamburg 1884. — Brunot, Le Dictionnaire de l'Académie. Histoire de la Langue et de la littérature française publ. sous la direction de Petit de Julleville, V, 763 (1898). – Gaston Paris, Un nouveau dictionnaire de la langue française. Revue des deux mondes. 1901, V, 241.

[1]) Nach der 26. Satzung: il sera composé un Dictionnaire, une Grammaire, une Rhétorique et une Poétique.

[2]) Die erste Ausgabe erschien 1694, die folgenden 1718, 1740, 1762, 1798, 1835, 1878. — Es ist ein starker Irrtum zu glauben, daß überall eine gemeinschaftliche Arbeit der gesamten Körperschaft vorliege; so rührt der Anhang der Ausgabe von 1798, der die Revolutionswörter enthält, ausschließlich von dem Leiter dieser Ausgabe her.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

preiſe, 17 literariſche Preiſe. Nur für einen von dieſen letzteren iſt es die Akademie ſelbſt, die den Preis ausſchreibt.[1])

Wie weit nun dieſe Einrichtungen eine Wirkſamkeit beſeſſen haben oder noch beſitzen, ob ſie Sprache und Schrifttum unſerer Nachbarn mehr geſchädigt oder mehr gefördert haben, das haben die Gelehrten noch nicht genugſam ergründet.[2])

Die Akademie ſelber hat den Vorwurf weit von ſich gewieſen, als ob ſie ein Herrſchaftsrecht ausüben wolle gegenüber der Sprache: jamais l'Académie n'a prétendu exercer sur le langue un droit de souveraineté et d'empire.[3]) Und doch iſt es ausdrückliche Vorſchrift, daß ſie der Sprache Geſetze gebe, und daß die Akademiker dieſe Geſetze befolgen (Satzung 43).[4]) Und zweifellos hat die Akademie im Sinne eines ſolchen Herrſchaftsrechts gewirkt: ganz naturgemäß hat der Sprachunterricht, haben die Schulbücher ſich an ihre Lehren gehalten. Es iſt aber unmöglich, daß dieſe Einwirkung allezeit heilſam geweſen iſt: die Anſchauungen der Akademie vom Leben der Sprache ſind bis auf den heutigen Tag höchſt eigentümlich geblieben und haben willkürliche Entſcheidungen ganz unvermeidlich gemacht. Zwei Gattungen von Menſchen gibt es nach der Meinung der Akademie, ſolche die gut und ſolche die ſchlecht ſchreiben: il y a un bon et un mauvais usage: c'est un fait que personne ne conteste. Les uns parlent et écrivent bien, les autres écrivent et parlent mal. Und doch geht es in der ſprachlichen Welt wie in der ſittlichen: auch der beſte iſt nicht frei von Fehl und Sünde, und die meiſten ſind gemiſchte Naturen, in denen Recht und Unrecht in buntem Wechſel ſich drängt. Die Akademie will ſich anſchließen an den guten Sprachgebrauch, und ſie gibt eine wahrhaft klaſſiſche

---

[1]) Seit dem Jahre 1671 beſteht auch die Sitte der öffentlichen séances de réceptions mit ihren discours de réception.

[2]) Als vor kurzem die Nachricht durch die Zeitungen ging, daß die franzöſiſche Akademie beſchloſſen habe, das Wort cocotte aus ihrem Wörterbuch zu ſtreichen, da hat eine franzöſiſche Zeitſchrift folgendes Urteil gefällt: (Revue de philologie francaise XVII, 80): jusques à quand les Académiciens abuseront-ils de leur immortalité pour perdre leur temps? . . . Depuis que nous avons le dictionaire de Littré et celui de Darmestetter, Hatzfeld et Thomas, le dictionnaire de l'Académie est devenu un meuble inutile, mais encombrant.

[3]) Dieſer Satz, ſowie die Angaben auf der folgenden Seite, ſtammen aus der Vorrede zur dritten Auflage des Dictionnaire (1878).

[4]) Es durfte ſogar beim Druck der einmal von der Akademie gebilligten Werke nichts ohne Zuſtimmung der Akademie geändert werden.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Begriffsbestimmung: der gute Gebrauch ist der wahre Gebrauch (l'usage véritable), während der schlechte nichts ist als eine Verderbnis des guten (une corruption de celui qui est bon). Sie verurteilt die Umwälzungen der Sprache, die sogar den natürlichen Sinn der Wörter verkehren: pas de pires révolutions que celles qui renversent le langage et pervertissent jusqu'au sens naturel des mots, und sie hat den Grundsatz: parmi les mots de formation récente, elle a exclu sans pitié ceux qui lui ont paru contraires au génie de la langue. Was aber l'usage véritable sei, le sens naturel des mots und le génie de la langue, das genauer festzustellen, hat sie nicht als ihre Aufgabe betrachtet.

Die Willkür, die in alledem zutage tritt, ist um so bedenklicher, als das Wörterbuch der Akademie grundsätzlich es unterlassen hat, bestimmte Belege aus gedruckten Quellen anzuführen. Das ist geschehen, wie die Akademie in der neuesten Ausgabe des Wörterbuchs verkündet, weil ja die bedeutendsten Schriftsteller selber Mitglieder der Akademie gewesen sind, also die Akademiker oft genötigt gewesen wären, sich selber zu zitieren.

Der älteste Geschichtschreiber der Akademie freilich, der an der ersten Wörterbucharbeit beteiligt war, weiß anders zu berichten: wohl hatte man geplant, die hervorragendsten französischen Schriftsteller an die Mitarbeiter zu verteilen, mais un peu après l'Académie commença d'appréhender le travail et la longueur des citations (Pelisson et Olivet, I, 105).

Schier ergötzlich ist es nun zu sehen, wie das Vorbild des Auslands sich widerspiegelt in den Köpfen der deutschen Träumer.[1]) Auf der einen Seite weltweites Trachten nach den höchsten Dingen, auf der andern kaum verhüllte Ausgeburt persönlicher Eitelkeit; in der Mitte die Zuweisung bestimmter einzelner Aufgaben, bald mehr praktischer Art, bald wissenschaftlich zugeschnitten. Die neue Anstalt, dem einen soll sie werden eine „Akademie für das Deutschtum", ein „Mittelpunkt für die germanische Forschung", ein „Ministerium des deutschen Geistes für die große Wissenschaft vom deutschen Leben", „die Zentralsonne für das geistige Leben unsrer Nation". Pläne göttlich schön, aber unerreichbar für unsre Zeit und ihre Mittel.

[1]) Die Anschauungen, auf die ich im folgenden Bezug nehme, sind niedergelegt in dem Gutachten, die Franzos in der obenerwähnten Zeitschrift veröffentlicht hat.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Weit bescheidener sind andere. Sie verlangen von der Akademie kaum mehr als daß sie überhaupt da sei. Schon die bloße Tatsache soll Wunder wirken: sie soll den Stand des Schriftstellers heben, das Ansehen der deutschen Dichter stärken, die Schätzung des dichterischen Schaffens erhöhen; wenn die Poesie akademiefähig ist, dann erst wird die dumpfe Menge die Zauberkraft ahnen, mit der die Dichtkunst die ästhetische und sittliche Fortbildung des Volkes zu fördern vermag. Erteilung von Preisen, wie sie wieder von anderer Seite gewünscht wird, Unterstützung von notleidenden Schriftstellern, Fürsorge für ihre Hinterbliebenen, Verbilligung der Bücher würden in gleicher Richtung wirken. Noch unmittelbarer wird die äußere Förderung des Schriftstellers ins Auge gefaßt, wenn verlangt wird, daß die Akademie das materielle Recht des Künstlers wahren soll, die staatlichen Behörden beraten in Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung, soweit diese in literarische Interessen eingreifen.

Was den einzelnen an äußerer Förderung zuteil wird, das soll dann zurückwirken auf die Gesamtheit und von der Oberfläche in die Tiefe dringen. So hofft manch einer, wenn er den Gedanken träumt von der neuen Akademie. Wenn der einzelne geehrt, belohnt, gefördert wird, so ergeht damit auch ein Urteil über die Sache, die er vertritt, über die ästhetische Anschauung, in der er lebt, über den Stil, der sein Schaffen bestimmt, über seine Grundsätze in sprachlichen und metrischen Dingen. Eine solche Entscheidung, getragen von dem Ansehen einer hochmögenden Körperschaft, die müßte, so meint man, erleuchtend und läuternd wirken, auf die große Masse, auf ihr Urteil, ihren Geschmack, und so von jenem Mittelpunkt ausgehen eine ästhetische Erziehung unseres Volkes.

Was man so für den einzelnen wie für die Gemeinschaft ersehnt und erwartet, das sind große und schöne Dinge. Aber die nüchterne Betrachtung kann sich schwerer Bedenken nicht erwehren. Sei es uns vergönnt, einen Augenblick zu glauben, daß nicht menschliche Schwäche das Spiel verderben werde, daß es keine Kreise gebe von Freunden und Genossen, keine Schulen und Ringe, kein ängstliches Fragen nach dem Beifall der weltlichen Großen; geben wir uns dem Glauben hin, daß es wirklich ein Glück sei für den Künstler, zu wissen, was eine Schar hervorragender Geister für Rechtens hält in der Kunst. Aber eines bleibt doch, über das wir

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

nicht hinauskommen. Auszeichnung und Belohnung kann nicht geschehen ohne Vergleichen, ohne Abstimmen. Aber Vergleichen und Abstimmen hat seine großen Schwierigkeiten. Ein wirklicher Vergleich ist nur da möglich, wo es sich um Dinge gleicher Art handelt. Aber wer will es unternehmen, die Werke der Künstler in eine Reihe zu stellen. Hier ein Werk, glatt in der Form, unanstößig im Aufbau, aber flach und ohne eigene Art; dort ein andres, das nur in der Verachtung der Formen die Eigenart sucht und vortäuscht; oder jenes des genialen Stürmers, in dem die Übermacht des Geistes, des gärenden Neuen, die Form aus allen Banden sprengt.[1])

Und noch ein andres kommt hinzu. Wer abstimmen will über ein Werk der Kunst, der hat es oft genug nicht mit der Einzelerscheinung zu tun: hinter ihr steht vielleicht ein ganzes System, eine Art zu sehen, eine bestimmte Lebensanschauung; wehe dem, der da sagen will: die ganze Richtung paßt uns nicht. Man kann nicht abstimmen über klassisch und romantisch, über idealistisch und realistisch, über fortschrittlich oder konservativ. Jede der Anschauungen hat ihr Recht, ohne ihren Kampf verödet das Leben. Wenn es keinen Umsturz gibt, keine Empörung der Jungen gegen die Alten, so gibt es keinen Fortschritt, und was die Jungen etwa zu viel getan, das müssen sie rasch genug büßen, wenn sie selbst die Alten geworden.

Das klingt selbstverständlich, und das ist selbstverständlich, und doch wird die Wahrheit oft genug verkannt. Nicht zum mindesten auch von denen, die die andre Seite der Akademie hervorkehren, die sprachliche Seite.

Eine Sprachakademie zu schaffen, eine Körperschaft, die der deutschen Sprache Gesetz und Regel gäbe, die dem Schwanken der Unsicherheit ein Ende machte, der sprachlichen Zuchtlosigkeit einen Damm entgegenstellte, das ist der Gedanke, der mit besonderer Macht die Geister ergriffen hat, der Gedanke, zu dem das französische Vorbild besonders deutlich die Wege wies. Dieser Gedanke ist es, den Du Bois-Reymond in der Akademie selber vertreten hat, von dem Ranke ausging, als er dem Fürsten Bismarck seine Pläne

---

1) Beiläufig gesagt: man stelle sich vor, wie würde eine deutsche Akademie geurteilt haben, als Goethes Götz die Bretter betrat?

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

unterbreitete, der auch in den Kreisen unseres Sprachvereins zahlreiche Anhänger zählt. Verlockend steht dabei vor der Seele das Bild von der Einheit, von der Klarheit und Bestimmtheit der französischen Sprache; von der Macht, die sie namentlich im 18. Jahrhundert erlangt hat, weit hinaus über die Grenzen des französischen Volkstums; freilich lauter Dinge, an denen die französische Akademie ziemlich unschuldig ist.

Und doch wäre hier im Französischen eine solche Einwirkung weit eher denkbar gewesen, auf weit günstigere Voraussetzungen gestoßen, als in Deutschland. Weit mehr als der Deutsche ist der Franzose geneigt, sich von der Obrigkeit lenken zu lassen. Der Gang der Geschichte hat es mit sich gebracht, daß das französische Volkstum seit Jahrhunderten von einem Mittelpunkt aus geleitet wird, auf weltlichem wie auf geistigem Gebiet. In Deutschland stehen die Landschaften fast gleichberechtigt nebeneinander, dann und wann auch gegeneinander, mit eigner Sinnesart, mit sprachlichem Sondertum. Mit Entrüstung verbittet sich's der Schwabe, wenn man ihm das e des Dativs, das lutherische e, wie er es nennt, gewaltsam anerziehen will. Zu stark, zu zahlreich sind heute noch die sprachlichen Besonderheiten in den Gauen des deutschen Landes, als daß schon jetzt lehrhafte Vorschriften auf allgemeine Nachfolge rechnen dürften.

Sodann ein drittes. Durch die Gunst des Schicksals hat sich das Französische früh zu großer Einfachheit entwickelt und steht hierin dem Deutschen weit voraus. So ist auch viel geringer die Zahl der Schwankungen, die in derselben Spracheinheit bestehen, die Zahl der Wahlformen, zwischen denen der einzelne beim Sprechen und Schreiben sich entscheiden muß. So sind es weit mehr der Gegner, der Schwierigkeiten, die der zu bekämpfen hat, der in Deutschland es unternimmt, Ordnung zu schaffen in dem wilden Wachstum des Sprachgartens. Und leicht mag es geschehen, daß mit dem Unkraut auch ein Pflänzlein ausgerissen wird, das ein Recht auf sein Dasein besitzt und gute Frucht verheißt.

Es will mir scheinen, als ob uns Deutschen ein wenig zu viel der Schulmeister im Blute stecke, seit der Zeit, da unsre Schulbildung auf das Lateinische gegründet wurde, das uns in strenger Geschlossenheit entgegentrat. Und dieser Schulmeister lehnt sich auf, wo er seine geliebte Regel nicht sieht; er nennt Willkür, was von höherer

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Warte als glückliche Freiheit der Bewegung erscheint. Und solche Freiheit wollen wir uns nicht rauben lassen.

Freilich nicht alle diese Schwankungen fördern den Reichtum des Ausdrucks; und auch nach der Art ihrer Entstehung sind sie verschieden zu beurteilen. Manches entspringt lediglich dem Nichtwissen des Schreibenden und Redenden. Hier erscheint der Kampf des Schulmeisters nicht schwer und vollauf berechtigt. Aber es gibt anderes Schwanken, das auf tief innerer Notwendigkeit beruht. Im Leben der Sprache kommt es niemals zu einem Zustand des Beharrens: Altes stirbt ab und Neues kommt auf, und im Kampf des Bestehenden mit dem, das nach Geltung ringt, muß es eine Zeit geben, da beides sich ungefähr die Wage hält, d. h. es müssen Schwankungen entstehen. Wer es unternimmt, in den Gang solcher geschichtlichen Wandlungen einzugreifen, der begehrt Unmögliches. Es ist bezeichnend, daß von den Sprachforschern, die von Berufs wegen mit dem Leben der Sprache sich befassen, kaum einer den Plan einer Sprachakademie gebilligt hat.

Endlich gilt auch hier, was vorhin über das Bedenkliche der Abstimmung gesagt worden. Denn auch im Kunstwerk der Sprache steht sehr oft die einzelne Erscheinung nicht für sich allein, sondern sie ist Ausfluß der gesamten Anschauung des Schriftstellers, ja der Anschauung weiter Kreise. Auch hier gibt es grundsätzliche Verschiedenheiten, auch hier treffen Gegensätze aufeinander, wie der von Idealismus und Naturalismus. Auch hier also wird man in solchem Falle nicht abstimmen, nicht sagen dürfen: die ganze Richtung paßt mir nicht.

Also auch eine solche Akademie der sprachlichen Gesetzgebung können wir nicht wollen und wollen wir nicht. Wir lehnen ab, auf das schärfste lehnen wir ab eine „Staatsreglementierung" der Sprache; so hat eine Berliner Zeitung geschmackvoll die Bestrebungen bezeichnet[1]), die auf die Begründung eines Sprachamts gerichtet sind. Wir verzichten, nach dem Worte eines anderen Berliners, „auf das Danaergeschenk offiziell patentierter Sprachbändiger".

Es ist ein anderes, das wir wollen können und wollen müssen. Nicht Urteile, sondern Urteil, nicht Erkenntnisse, sondern Kenntnis:

[1]) Die „Volkszeitung" vom 8. Dezember 1902.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

nicht Regeln von der Sprache, sondern Wissenschaft von der Sprache. Das ist ein Gebiet, unabhängig von Gunst und von Sippschaft; hier gibt es kein Verwerfen und Vorziehen, keine Abstimmung. Nichts als Beobachten, Ordnen, Erklären. Und doch kommen auch die zu ihrem Rechte, die eines Rates bedürfen in Nöten des Sprechens und Schreibens. Denn was hier die Wissenschaft erkennt, läßt sich unmittelbar umsetzen in Lehren für das sprachliche Handeln. Was in der Sprache Rechtens sei, das wird nicht erkannt durch schulmäßiges Nachdenken, das erschließt sich nicht dem sogenannten gesunden Menschenverstand. Nur der Sprachgebrauch, der Sprachgebrauch der Gegenwart, der heutigen Schriftsprache, entscheidet, was die Gegenwart gebrauchen darf. Und eben diesen Sprachgebrauch der Gegenwart zu erkennen, das ist eine Aufgabe der Wissenschaft, so wichtig, so dringend wie irgendeine andere, wie Aufgaben aus der älteren und ältesten Geschichte unsrer Sprache.

Und die Lösung dieser Aufgabe steht noch in den ersten Anfängen. Der Laie ahnt gar nicht, wie wenig wir noch wissen von dem heutigen Zustand unsrer Sprache, selbst von den einfachsten Verhältnissen ihrer Formbildung. Unsre Zeitschrift weiß ein Lied davon zu singen, der Herausgeber, der Briefkastenmann, der Leiter unsres Prüfungsausschusses, dem es obliegt, den Stoff herzurichten für jene Sätze zur Schärfung des Sprachgefühls.

Wohl hat namentlich die Schulgrammatik, haben unsre Bücher über Sprachdummheiten und Sprachsünden sich um die Erkenntnis unsres Sprachsgebrauchs bemüht, aber oft genug stellt es sich heraus, daß die grammatische Weisheit nachhinkt hinter dem wirklichen Leben, daß sie Ungenaues behauptet, daß sie willkürliche Regeln aufstellt, die jeder Begründung durch die Tatsachen entbehren. Denn Beobachten ist schwer, Ordnen ist noch schwerer, und der Stoff ist ganz unübersehbar. Um das anschaulich zu machen, nur ein einziges Beispiel. Ein Buch, das vor kurzem erschienen ist, erörtert unter anderm die Frage, ob man heute etwa sage: er meint, es sei zu spät, oder: er meint, es wäre zu spät; ich habe geglaubt, du seiest verreist, oder du wärst verreist. Die Prüfung dieser einen Frage füllt nahezu 30 Druckseiten,[1]) und dabei konnte sich der Verfasser

[1]) Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz im Deutschen[2] 1899, S. 64—91.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

noch vielfach begnügen mit dem Hinweis auf eine bereits vorhandene Arbeit,[1]) die ihrerseits wieder 15 Quartseiten mit Sammlungen angefüllt hat. Danach mag man sich vorstellen, welche Massen zu prüfen und zu bewegen sind, wenn es unternommen werden soll, ein Gesamtbild von dem Stande auch nur des gegenwärtigen Sprachgebrauchs zu geben. Und es ist klar, daß solche Untersuchungen die Kräfte des einzelnen überschreiten.

Aber, so wird man fragen, was bedarf es da einer neuen Gründung? Wir haben ja unsre deutschen Akademien der Wissenschaft in Berlin und Wien, in Göttingen, in Bayern und Sachsen. Und wo die Mittel des einzelnen versagen, schließen sie sich zusammen zu vereinter Arbeit, wie gerade zur Bearbeitung des Thesaurus linguae Latinae. Der größten einer unter den Berlinern Akademikern, Mommsen, hat es ausgesprochen:[2])

„Die strenge Sprachforschung, die Untersuchung über die Bildung und Abwandlung unsrer Sprache oder, richtiger gesagt, der germanischen Sprachen überhaupt, gehört von Rechts wegen und seit langem zu den Wissenschaften, für welche unsre bestehenden Akademien bestimmt sind, und kann aus diesem Verbande nicht losgelöst werden."

Aber wie steht es mit den Grundlagen dieses zuversichtlichen Wortes? Die Tatsachen reden laut. Wir prüfen die Bände, die die „Abhandlungen" und die „Sitzungsberichte" der Berliner Akademie enthalten, aus den Jahren 1880 bis 1900. Es steht darin eine einzige Abhandlung, die dem Leben der deutschen Sprache gewidmet ist, von Weinhold, über die Zeitpartikeln der schlesischen Mundart. Allenfalls wäre noch auf Dümmlers Bemerkungen zur Geschichte des Wortes theodiscus zu verweisen. Wir blättern in der gleichen Weise in den Büchern der anderen Gesellschaften: nichts in den „Abhandlungen" der Sachsen und Wiener, in denen von München zwei Arbeiten von Kelle über die philosophischen und rhetorischen Kunstausdrücke in Notkers Werken; eine dritte Untersuchung desselben Gelehrten über die St. Galler deutschen Schriften von Notker Labeo hat wesentlich literarhistorischen Charakter. In

[1]) E. Prahl, Die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen. Progr. Danzig. 1897.

[2]) Auch in der Franzosschen Zeitschrift „Deutsche Dichtung" XXXIII, S. 33.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

den „Abhandlungen“ der Göttinger eine Arbeit von Roethe über die Reimvorreden des Sachsenspiegels. Zwei Nummern in den „Sitzungsberichten“ der Sachsen, davon eine der grauen Vorzeit des Germanischen gewidmet (Sievers, über germanische Nominalbildungen auf -aja, -êja), eine dem Neuhochdeutschen, ein Aufsatz Boehtlingks, im Umfang von 6 ½ Seiten, über die Composita der Typen Bindfaden und Bindewort. In den Münchener „Sitzungsberichten“ eine Abhandlung von Paul über die Aufgabe der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Wörterbuch, zwei Erklärungen von Eigennamen (Ohlenschlager, Erklärung des Ortsnamens Biburg; Hertz, über den Namen Lorelei), endlich von Keinz ein paar Ergänzungen zum Bayrischen Wörterbuch und eine kleine Sammlung von Flurnamen aus den Monumenta Boika. Schließlich in den Wiener „Sitzungsberichten“ wieder eine Abhandlung von Kelle über Verbum und Nomen in Notkers Boethius, sodann von Grienberger Untersuchungen zur gotischen Wortkunde und eine Erörterung über den Stadtnamen Vindobona, Wienne. Also ein Viertel der ganzen Ausbeute fällt auf Notker, ein weiteres Viertel auf Eigennamen.

Danach darf man kühnlich behaupten: der Schnitt, der die deutsche Sprachforschung von der Akademie loslösen würde, er würde nicht sehr tief gehen, und kein Blut würde fließen.

Was so lange nicht gewesen ist, man darf billig bezweifeln, ob es in naher Zukunft kommen wird, ob es so kommen wird, wie es kommen müßte. Ein berühmter Philologe, eine Leuchte der Wiener Akademie[1]), hat gerade jetzt einen seltsamen Satz ausgesprochen: „was .... auf dem Gebiete der Sprach- und Literaturforschung zu leisten ist, bedarf keiner neuen und besonderen Organe. Diese Forschung ist historischer Art und fällt somit den geisteswissenschaftlichen Abteilungen der bestehenden Akademien anheim.“ Also nur geschichtliche Aufgaben kennt dieses Urteil im Gebiete der deutschen Sprachforschung; es bleibt ihm verschlossen, daß so gut wie in den Naturwissenschaften auch in der Sprachforschung gerade die Gegenwart die wichtigsten und fruchtbarsten Aufgaben bietet, ohne deren Lösung geschichtliche Fragen vielfach dunkel bleiben. Nicht nur die Grammatik der heutigen Schriftsprache harrt noch der Darstellung,

[1]) Gompertz, bei Franzos, Deutsche Dichtung, S. 86.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

noch unendlich viel ist zu tun in der Erkenntnis des mundartlichen Lebens; die Erforschung der Standes- und Berufssprachen steht noch in den Anfängen.

Manche setzen ihre Hoffnung auf eine Tatsache, die wir der Huld des Kaisers verdanken. Bei der Jubelfeier der preußischen Akademie vor drei Jahren hat der Kaiser drei neue Plätze gestiftet, die vorzugsweise der Pflege der deutschen Sprache gewidmet sein sollen. Von diesen Stellen haben indes bis jetzt erst zwei einen Inhaber erhalten, und der eine von ihnen hat seit Jahrzehnten seine hervorragende Arbeitskraft der keltischen Philologie zugewandt, Gebieten, die mit der deutschen Sprachforschung kaum mehr etwas zu tun haben; es ist mehr als zweifelhaft, ob er Neigung besitzt, seine Tätigkeit wieder einzusetzen für die Dinge, die uns hier angehen.[1])

Es ist nicht anders; wir müssen unsere Hoffnung auf ein Neues stellen, auf ein Neues, das nur das Reich uns geben kann.

Was wir wünschen, ist ein Reichsamt für deutsche Sprache, eine Anstalt, der das Reich Dasein und Wirksamkeit sichert, im übrigen durchaus selbständig, rein der Wissenschaft hingegeben, geleitet von Männern der Wissenschaft. Seine Aufgaben müßten vor allem da liegen, wo die Wissenschaft sie bis jetzt am wenigsten gesucht hat, im sprachlichen Leben der Gegenwart, in der Sprache der jüngstvergangenen Jahrhunderte. Und da wäre neben anderen und vor anderen eine dringende Forderung, daß uns eine Grammatik unsrer eignen lebenden Sprache geschaffen würde. Das würde vor allem eine gewaltige Sammelarbeit bedeuten, die eine ganze Reihe von geschulten Kräften in Tätigkeit setzen müßte. Aber in

---

[1]) Von dem andern, dem Germanisten Konrad Burdach, erscheint gerade jetzt in den Abhandlungen der Berliner Akademie ein „Bericht über Forschungen zum Ursprung der neuhochdeutschen Schriftsprache und des deutschen Humanismus". Dieser Bericht zeigt aufs neue, welch übermächtigen Reiz geschichtliche Fragen auf Burdach ausüben, Fragen der Literatur- und Kunstgeschichte, der allgemeinen Geistesgeschichte. Er erklärt selbst von den Arbeiten, über deren Vorbereitung er hier Bericht erstattet: „Im Mittelpunkt dieser Forschung und Darstellung stehen immer die Handschriften: ihr Inhalt, ihre Entstehung, ihre Lebensgeschichte". Dieser Angabe entspricht es, wenn in den 61 Seiten des Berichtes von der deutschen Sprache selber so gut wie gar nicht die Rede ist. Weiter wird auf S. 4 mitgeteilt, daß die drei Vertreter der deutschen Philologie in der Preußischen Akademie ein Programm für die künftige Pflege der deutschen Studien in der Akademie aufgestellt hätten, „das sich aufs engste berührt mit den wissenschaftlichen Zielen meiner auf diesen Blättern beschriebenen Reisen und meiner weiteren Forschungen über die Einigung der nhd. Schriftsprache im 17. und 18. Jahrhundert."

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

vielen Fällen wird es nicht genügen, die schriftlichen Quellen zu durchmustern; es gilt auch die mündliche Rede zu befragen. Dann muß eine Einrichtung geschaffen werden im großen, die der Sprachverein im kleinen besitzt in seinem Prüfungsausschuß: es muß ein Netz von Beobachtungsposten sich ausbreiten über das ganze deutsche Land, Kunde zu geben von dem sprachlichen Leben, das vor ihren Augen sich vollzieht.

Was auf die eine oder die andere Weise fleißige Hände zusammengetragen, das harrt dann in den Kammern, daß es gesichtet und aufgearbeitet werde. Hat die Wissenschaft auch diese Arbeit beendet und sie ausgebreitet vor den Augen der Nation, dann ist der Augenblick für diejenigen gegeben, die aus den Tatsachen Folgerungen ziehen wollen für ihr eignes Handeln. Das Reichsamt schreibt keine Lehrbücher; aber andre werden es tun; während aber bisher aus ungenügender Erfahrung geschöpft wurde, falsche Lehren sich fortgeerbt haben von einem Buche zum andern, würde man jetzt aus dem Vollen schöpfen können, über einen Stoff verfügen von unvergleichlichem Reichtum und durchsichtigster Gliederung. Das Reichsamt gibt keine Gesetze. Niemand soll einen Zwang erleiden, niemand durch bestimmte Vorschriften zum Widerspruch gereizt werden. Wer sich berufen fühlt zu schöpferischem Ausleben seiner sprachlichen Eigenart, der mag es tun, wie der Geist ihn treibt. Wer aber gewillt ist, nach Gesetz und Regel zu leben, und ihrer gibt es sehr viele, dem bieten dann die Sammlungen des Reichsamts die sichere Grundlage, wenn er wissen möchte, wie die Besten geredet haben, wie weit ein einheitlicher Gebrauch die Erscheinungen durchzieht oder aber Verschiedenes gleichberechtigt nebeneinander steht.

Freilich, die Wissenschaft leistet ihre Arbeit nicht von heute auf morgen. Und manchem mag es zu lange währen, bis die Ergebnisse der Forschung vorliegen. Da mag es vielleicht gestattet sein, schon vorher anzupochen und neugierige Fragen zu stellen, zum Frommen nicht bloß dessen, der da fragt, sondern auch derer, die da gefragt werden, denn so kommen am leichtesten die Lücken ihrer Weisheit zutage. Ob es möglich sein wird, immer solche Neugier zu befriedigen, und auf welche Weise es geschehen soll, das muß erst sich ergeben aus der Entwicklung der Dinge. Ich

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

kann mir denken, daß der Fragen so viele werden, daß manche von ihnen so unverständig sind, daß die schriftliche Verständigung versagen muß. Und wiederum kann ich mir denken, daß manche Frage an besonders bedeutsame Dinge rührt und der Wunsch entstehen wird, sie weiteren Kreisen zu unterbreiten. Dann kann der Druck in seine Rechte treten, in freien Mitteilungen Bericht erstattet werden und zugleich auf diese Weise die Gesamtheit Kunde erhalten von den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschung. Wird dergestalt ein Band geschaffen zwischen dem gelehrten Forscher und den ungelehrten Massen der Gebildeten, so kann das sehr wichtig werden für andre Unternehmungen der Reichsanstalt; denn auch bei ihren übrigen Arbeiten wird sie der Beihilfe weiterer Kreise meist nicht entraten können. Zugleich erwächst so der Gesamtheit das Gefühl, daß ihre Angelegenheiten in ernsthafter rüstiger Arbeit verfolgt werden, und der Gelehrte gewinnt die Zuversicht, daß er von dem Anteil, dem Verständnis, dem Vertrauen seines Volkes getragen wird.

Daß eine solche Pflege unsrer deutschen Sprache zuteil werde, das ist der Wunsch, dessen Erfüllung eine recht nahe Zukunft uns gewähren möge.

*

Soweit mein Breslauer Vortrag. Er wird ergänzt durch einen Entwurf, der dem Vorstand und der Hauptversammlung vorlag, und der ein Bild davon geben sollte, wie ich mir die Gestaltung der neuen Reichsanstalt ungefähr denke. Ich lasse diesen Entwurf hier folgen:[1])

Ein Reichsamt für deutsche Sprache.

I. **Aufgabe.** Das Reichsamt hätte die Aufgabe, den heutigen wie den vergangenen Bestand der deutschen Sprache wissenschaftlich zu erforschen und damit zugleich die Grundlage für die Lösung praktischer Fragen zu bieten. So ergeben sich z. B. aus der Feststellung des Sprachgebrauchs ohne weiteres Folgerungen für die Sprachrichtigkeit, und Beobachtungen über die Aussprache verschiedener Orte des deutschen Sprachgebiets sind zugleich eine Vorbereitung

[1]) Seine Forderungen sind heute, 1927, zum Teil erfüllt, zum Teil in der Erfüllung begriffen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

für eine einheitliche Regelung der Aussprache wie für künftige Neuerungen auf dem Gebiet der Rechtschreibung.

II. Die **Tätigkeit** des Reichsamtes hätte sich hauptsächlich auf folgende Punkte zu erstrecken:

a) Es wären wissenschaftliche Arbeiten anzuregen und durchzuführen oder zu leiten. Es seien nur einige namhaft gemacht:

Schaffung einer umfassenden Grammatik der heutigen Schriftsprache.

Beschreibung heutiger Mundarten; solche sind durch den Wenckerschen Sprachatlas keineswegs überflüssig gemacht, da dieser sich überwiegend auf rein lautliche Erscheinungen bezieht, nicht auf Tatsachen der Formenlehre, der Wortbildung, des Wortschatzes, der Satzfügung.

Feststellung der Aussprache der Gebildeten in den verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebiets.

Erforschung der Standessprachen (z. B. des Fischers, Jägers, Bergmanns, Handwerkers).

Ausarbeitung von Wörterbüchern:

einem allgemeinen Wörterbuch der deutschen Mundarten,

einem geschichtlichen Fremdwörterbuch, das fast von der gleichen Bedeutung sein würde, wie das Wörterbuch der Brüder Grimm,

Sonderwörterbüchern von Luther, von Goethe.

Herausgabe von sprachlich wichtigen Texten.

b) Es wäre ein umfassendes Verzeichnis der Schriften und Abhandlungen herzustellen, die sich mit der deutschen Sprache beschäftigen, und zwar in handschriftlicher Form, später auch im Druck.

c) Es wären Auskünfte zu geben und Gutachten auszuarbeiten.

III. **Einrichtung.**

Die Geschäfte wären zu führen von

a) einem ständigen Vorsitzenden, der seine Stelle im Hauptamt bekleiden müßte,

b) drei bis vier Beisitzern, die diese Tätigkeit im Nebenamt ausüben würden, und von denen einer die Stellvertretung des Vorsitzenden zu übernehmen hätte.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Zur Mitarbeit wären heranzuziehen:
a) außerordentliche Mitglieder,
b) Hilfsarbeiter, und zwar
   1. ständige,
   2. gelegentliche (nach Art des beim Sprachverein eingerichteten Prüfungsausschusses).

Die Auskünfte würden erfolgen:
a) auf brieflichem Wege,
b) durch gedruckte Mitteilungen.

*

59. Pflege der deutschen Sprache.

Deutscher Wille (1918) erstes Maiheft, 58.

Die neuen Zeiten, die der große Krieg heraufgeführt hat, oder die man nach seiner Beendigung erwartet, haben auch den Kampf um die Schule neu belebt. Forderungen, die schon vorher ihr Haupt erhoben, treten jetzt mit verstärktem Nachdruck auf. Das Deutsche soll in den Mittelpunkt des Unterrichts treten. Es ist freilich weniger diese Forderung im allgemeinen, die bestritten wird; es handelt sich um den Inhalt, den man ihr im einzelnen geben will. Die Frage der Einheitsschule spielt herein. Hie Welf, hie Waiblingen, hie Germanistenbund, hie Freunde des humanistischen Gymnasiums.

Ich habe nicht die Absicht, mich in diesen Streit einzumischen; ich möchte vielmehr eine Frage herausgreifen, in deren Beurteilung alle Parteien zusammengehen können: das ist die tatsächliche Handhabung unserer deutschen Sprache.

Zweifellos ist in den letzten Jahren vieles besser geworden. Insbesondere können wir mit Genugtuung feststellen, daß die Sprache unsrer Gesetzgebung große Fortschritte gemacht hat. Aber wenn sie sich uns jetzt vielfach als mustergültig darstellt, so ist das nicht immer das selbstverständliche Ergebnis sicherer sprachlicher Schulung, sondern es bedurfte längerer Erörterungen, bei denen unter anderem der Allgemeine Deutsche Sprachverein seine Mitwirkung geliehen hat. Und dennoch dauert die Zeit der Sprachsünden und Sprachdummheiten hartnäckig weiter, das Schwanken, die Unsicherheit: soll ich

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ſo oder ſo ſchreiben und ſprechen. Selbſt aus dem Schützengraben kommen uns die Fragen: was iſt in dem oder jenem Falle der richtige Sprachgebrauch? Bis in die Kreiſe der Höchſtgebildeten, bis in die feierlichſten Gelegenheiten reicht dieſe ungenügende Beherrſchung unſerer Sprache. Die klaſſiſche Schönheit und Vollkommenheit, die der Generalquartiermeiſter v. Stein ſeinen Tagesberichten mitgegeben hat, ſie iſt von ſeinen Nachfolgern nicht immer erreicht worden. Vor einiger Zeit haben in einem unſrer Bundesſtaaten hochmögende Perſönlichkeiten einen vaterländiſchen Aufruf erlaſſen; es ſollte ein Werk ins Leben gerufen werden — ſo hieß es ungefähr — „würdig den großen Opfern“, die unſer Volk gebracht habe. Man denke ſich etwa den Präſidenten des franzöſiſchen Abgeordnetenhauſes, der die Wendung gebrauchen würde: „digne à ce but!“ Wir wollen wahrhaftig uns fernhalten von der Erbſünde der Fremdenverhimmelung; aber wenn wir uns die Sprachpflege der Franzoſen zum Muſter nehmen, ſo wird das unſer Schade nicht ſein. Anderſeits dürfen wir die Leiſtungen der Franzoſen auch nicht überſchätzen. Sie haben es viel leichter als wir, denn die franzöſiſche Sprache iſt viel leichter als die unſrige. Wo viel Freiheit, iſt viel Irrtum. Das Deutſche iſt reicher an Möglichkeiten des Ausdrucks, freier in ſeiner Bewegung. Die Wortſtellung des Franzöſiſchen iſt viel ſtrenger gebunden als die deutſche. Wir können z. B. das Perfektum manches Zeitworts mit „haben“ oder mit „ſein“ bilden: „ich habe geſtanden“ — „ich bin geſtanden“, je nach der Bedeutung; wir beſitzen im Gegenſatz zum Franzöſiſchen beim Beiwort eine ſtarke und eine ſchwache Biegungsweiſe: ob es heiße „wir Deutſche“ oder „wir Deutſchen“, „ſolche große Opfer“ oder „ſolche großen Opfer“, das ſind Fragen, denen der Franzoſe nichts Gleichartiges gegenüberzuſtellen hat.

Aber je ſchwerer die Aufgabe, um ſo angeſtrengter muß an ihrer Bewältigung gearbeitet werden. Man wird alſo zu der Annahme gelangen müſſen angeſichts unſerer mangelhaften ſprachlichen Schulung, daß eben die Schule nicht genug Anſtrengungen mache oder nicht in der richtigen Weiſe ſich bemühe, um ihre Jünger vollgerüſtet für den Kampf mit der Sprache zu entlaſſen. Und ſolange ſie dieſe ihre alte Aufgabe nicht durchaus befriedigend erfüllt, wird man Bedenken tragen, ſie mit neuen Anforderungen freigebig zu

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

belaſten. Aber es wäre in hohem Maße ungerecht, der Schule allein die Schuld oder auch nur einen überwiegenden Teil der Schuld aufzubürden. Die Lehrer tun gewiß ihr Beſtes; aber mit welcher Ausrüſtung, mit welcher Vorbildung treten ſie denn an ihre Aufgabe heran, an die Aufgabe, ihre Schüler zum fehlerloſen Gebrauch der deutſchen Sprache anzuleiten?

Im Jahre 1861 hat ein Juſtizrat Schmidt in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen einen Aufſatz veröffentlicht „Über die Notwendigkeit einer größeren Ausbildung in der Mutterſprache.“ Er gelangt dabei zu der Frage: „Was geſchieht für die Vorbildung auf der Univerſität?“ und er muß die Antwort geben: „In Wahrheit: blutwenig.“ Und wenn wir heute, nach faſt ſechzig Jahren, die gleiche Frage nach den Leiſtungen der Univerſität ſtellen, ſo muß die Antwort wiederum lauten: „In Wahrheit: blutwenig.“

Es iſt merkwürdig: wenn man die Vorleſungsverzeichniſſe unſerer deutſchen Univerſitäten muſtert, ſo ſtößt man auf eine große Einſeitigkeit. An vielen Univerſitäten werden Übungen gehalten über Stimmbildung und Sprachtechnik, über den künſtleriſchen Vortrag von deutſchen Gedichten, von deutſcher Proſa; Vortragsmeiſter wie der vor kurzem verſtorbene Milan oder Schauſpieler werden dabei als Lehrer mit herangezogen; in Heidelberg iſt eine hochgebildete und künſtleriſch geſchulte Dame an dieſem Unterricht beteiligt. Aber wer wiſſen will, nicht wie er zu ſprechen hat, ſondern was er ſprechen oder ſchreiben ſoll, der ſieht ſich faſt überall vergebens nach Hilfe um. Faſt nirgends haben unſere Univerſitäten Vorſorge getroffen für regelmäßige Unterweiſung der deutſchen Studenten im Gebrauch der deutſchen Sprache; ſie ſind offenbar durchdrungen von der Wahrheit des Goetheſchen Spruchs: „Es trägt Verſtand und rechter Sinn mit wenig Kunſt ſich ſelber vor.“ Wenn an einer unſerer größten Univerſitäten deutſche Stilübungen für Ausländer gehalten werden, wenn es an einer andern heißt: Übungen im deutſchen Stil für Fortgeſchrittenere, beſonders für Ausländer, ſo kann damit der deutſche Studierende nichts anfangen. Ganz neuerdings hat Erlangen eine Lektorſtelle gegründet, in vorbildlicher Weiſe, deren Vertreter Stimmbildung und Vortrag lehren, aber auch Stilübungen abhalten ſollen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Wir müssen fordern, daß an allen deutschen Universitäten, sagen wir lieber an allen deutschen Hochschulen — denn weshalb sollten die technischen Hochschulen zurückstehen? — regelmäßige Lehrgänge für deutsche Sprache eingerichtet werden, regelmäßige, nicht bloß alle paar Semester wiederkehrende, wie sie etwa in Bonn, Breslau, Gießen, München schon jetzt bestehen.

Vor kurzem hat jemand den seltsamen Vorschlag gemacht, es sollten für den Schulunterricht in der deutschen Sprache die deutschen Schriftsteller herangezogen werden. Auch für die Hochschulen möchte ich die Heranziehung von Gerhard Hauptmann oder Walther Bloem, Gustav Meyrinck oder Kasimir Edschmidt entschieden ablehnen, selbst wenn diese Herren geneigt sein sollten, uns zu helfen. Das bloße meisterliche Können genügt nicht für unsere Zwecke. Es muß das Wissen, die Wissenschaft hinzukommen; es muß der Lernende aufgeklärt werden über die Gesetze des Sprachlebens, über die Gesichtspunkte, nach denen Fragen des Sprachgebrauchs zu entscheiden sind. Es genügt nicht, im einzelnen Fall zu sagen: so ist's recht, so ist's falsch. Es handelt sich darum, über den einzelnen Fall zur Regel fortzuschreiten, sie den Hörer finden zu lassen, unter Umständen sie selber erst zu finden. Denn in gar vielen Dingen hat die Wissenschaft den Sprachgebrauch der Gegenwart noch nicht genügend erforscht, geschweige denn, daß ihre Erkenntnisse Gemeingut weiterer Kreise geworden wären. Nicht alle Leser dieser Zeilen werden ohne weiteres imstande sein zu sagen, wann z. B. man „beide", wann „die beiden" gebraucht, wie sich „infolgedessen", „daher", „demnach", „deshalb", „deswegen" voneinander unterscheiden. Es werden also nur geschulte Germanisten in der Lage sein, diesen Unterricht in vollwertiger Weise zu erteilen.

*

60. Deutsches Deutsch und österreichisches Deutsch.

„Liebesgaben aus dem Deutschen Reiche."

Herausgegeben von der „Österreichischen Rundschau" am 15. Februar 1915.

Deutsches Schrifttum, deutsche Sprache in den Ländern des heutigen Österreich, sie sind seit dem elften Jahrhundert der Beobachtung zugänglich. Die Beziehungen zu dem deutschen Leben, zur

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

deutschen Zunge in den Gebieten des heutigen deutschen Reiches sind seit jener Zeit niemals abgerissen; feste Brücken haben die beiden Ufer verbunden. Wie aber sieht der Wasserlauf aus, den diese Brücken überspannen.

Der eigentlich lebendige Strom der menschlichen Rede stellt sich dar in den Mundarten. So hat die Sprachforschung wohl Anlaß gehabt zu fragen, worin die Besonderheiten der österreichischen Mundarten gegenüber den deutschen bestehen, welche sprachliche Grenze die beiden Gebiete trennt. Das Ergebnis dieser Forschung ist bemerkenswert genug: Eine solche Grenze gibt es nicht, solche Besonderheiten haben niemals bestanden, weder gegenüber dem Deutschen insgesamt, noch gegenüber den einzelnen mundartlichen Bezirken, die an österreichisches Land angrenzen, dem Sächsischen und Schlesischen im Norden, dem Bayrischen im Westen, dem Alemannischen im Südwesten.

Daß solche Verschiedenheiten von vornherein nicht bestanden haben, ist nur natürlich, denn aus den Grenzlanden im Norden und Westen sind ja die deutschen Ansiedler in die östlichen Marken eingerückt. Aber — und das ist das Wichtige — solche Verschiedenheiten, solche Grenzen haben sich auch später nicht herausgebildet. So wenig wir noch immer über die Gründe des Sprachwandels wissen, so viel steht heute fest, daß Sprachgrenzen die Folge von Verkehrsgrenzen, Verkehrshemmungen sind. Wo Landesteile abgeschnürt sind durch schwer übersteigbare Hindernisse der Natur, durch mächtige politische Wälle, durch geistige Wolfsgruben und Drahtverhaue, da pflegen sich in wenigen Jahrhunderten auch sprachliche Scheidelinien zu entwickeln. So ist das Fehlen solcher Scheiden ein lebendiges Zeugnis für die Tatsache, daß *ein* Empfinden, *ein* Denken die Herzen und Köpfe von hüben und drüben durch die Zeiten hindurch verknüpft hat.

Damit soll nicht gesagt sein, daß Verschiedenheiten gänzlich fehlten, nicht in den Mundarten, wohl aber in den Höhenschichten des schriftlichen Ausdrucks, hervorgerufen durch besondere örtliche oder geschichtliche Verhältnisse des Donaureiches. Eine gewisse Gattung von Eigenheiten teilt das österreichische Deutsch mit anderen Ländern von ähnlicher Lage. Jedes Gebiet, das am äußeren Rande einer sprachlichen Einheit liegt, erhält oder entwickelt sprachliche

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Besonderheiten im Wortschatz, in der Wortfügung, weil es nicht genötigt wird, nach allen Seiten hin verständlich zu bleiben und Austausch zu treiben. Das gilt für den Schweizer so gut wie für den Schleswig-Holsteiner und für den Österreicher. Wie man den Mann der Wasserkante daran erkennt, daß er „etwas erinnert", so wird es kaum einen Österreicher geben, der nicht „auf etwas" oder „an etwas vergißt".

Tiefer greifen zwei andre Dinge ein: der große Reichtum des österreichischen Deutsch an Fremdwörtern und die Besonderheiten der österreichischen Amtssprache. Der Deutsche, der einmal längere Zeit in der Donaustadt geweilt hat, denkt mit Behagen an die Leckerbissen, die der Wiener Markt mit italienischen Namen bezeichnet. In Österreich geschieht „über Antrag", was in Deutschland „auf Antrag" geschieht. Was „meritorisch" sei, dürfte in Deutschland vielfach vergeblich gefragt werden.

Beides, der Reichtum an fremden Bestandteilen, der etwas weltfremde Kanzleistil, erklärt sich aus den besonderen Verhältnissen des bunt bevölkerten Reiches.

Wenn der österreichische Beamte unter Tschechen, Italienern, Slowenen richtet und verwaltet, so fehlt es ihm an der unabläßigen Berührung mit dem lebendigen Strom deutschen Volkstums und deutscher Rede; kein Wunder, daß sich da ein Kanzleideutsch entwickelt, das von der wirklich gesprochenen Sprache sich weit genug entfernt.

Aber gerade der Gegensatz gegen das fremde Volkstum wirkt auch wieder unmittelbar förderlich. Nirgendswo so wie in Österreich hängt der Deutsche an seiner Muttersprache, nirgends werden mit größerer Hingebung, mit stärkerer Leidenschaft die Bestrebungen gepflegt, die, Hand in Hand mit dem allgemeinen Deutschen Sprachverein, arbeiten wollen an der Reinheit, an der Schönheit unserer gemeinsamen deutschen Muttersprache.

*

61. Der Dativ der Einzahl männlicher und sächlicher Hauptwörter.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 24 (1909), 33.

Ich habe in unsern Beiheften, 3. Reihe, S. 251 ff., ausführlich dargelegt, wie im Neuhochdeutschen die in der Überschrift genannte

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Form gebildet wird. Seidem bin ich wieder und wieder aufgefordert worden, das Ergebnis meiner Untersuchungen in einer kleinen Übersicht zusammenzufassen und so für Schwankende und Zweifelnde einen Anhalt zu bieten. Ich glaube der Mahnung endlich nachkommen zu sollen, wenngleich ich auch jetzt nur schwer die inneren Widerstände überwinde, die sich mir entgegenstellen.

Die beschreibende und erklärende Sprachforschung gerät nicht gerne in den Ruf, daß sie sich als Gesetzgeberin aufspielen wolle, wenngleich die Beschreibung, die Feststellung der Tatsachen, die Erkenntnis des Sprachgebrauchs die einzige zuverlässige Grundlage für das Sprachgesetz ist. Und in unserm Falle liegen die Verhältnisse besonders ungünstig: ich habe in meiner vorhin erwähnten Abhandlung schreiben müssen (S. 273): „Man sieht, daß eine geradezu verwirrende Mannigfaltigkeit besteht, daß die neuhochdeutsche Schriftsprache in keinem Augenblick ihres Daseins eine feste Regel für die Bildung des Dativs der Einzahl besessen und daß sich auch noch heute keine Einheit herausgebildet hat."

Die Mannigfaltigkeit der Formen verdankt ihr Dasein insbesondere dem Umstand, daß die Gestalt, die dem einzelnen Wort an und für sich zukäme, vielfach umgebildet wird durch Angleichung an andre Formen. Und die Lautgestalt des einzelnen Wortes ist nicht nur das Ergebnis bestimmter rhythmischer Neigungen unserer neuhochdeutschen Sprache; von Einfluß ist auch die Beschaffenheit der nachfolgenden Wörter.

Noch verwickelter als beim Dativ liegen die Verhältnisse beim Genitiv; er bedarf daher einer gesonderten Darstellung.[1])

Aber die Mächte, die die Gestalt der Biegungsformen bestimmen, sind nicht nur an sich sehr mannigfaltig: sie wirken auch noch verschieden in verschiedenen Gegenden. Die süddeutschen Mundarten haben im allgemeinen das e des Auslauts getilgt, die norddeutschen es bewahrt, und so hält im allgemeinen der Norddeutsche fester an dem e des Dativs als der Süddeutsche. Dazu kommt, daß der Norddeutsche mehr als der Süddeutsche geneigt ist, sich von bestimmten

[1]) Ich will aber eines verraten: ich halte es sehr wohl für möglich, überall da, wo man nach den Ausführungen der Abschnitte B — E ein e im Dativ setzen oder weglassen würde, dies auch im Genitiv zu tun, abgesehen natürlich von Fällen wie des Hauses, des Schlosses. Wer da glaubt, er könne des Pferds nicht aussprechen, möge bedenken, daß er ein Wort wie Erz nicht anders spricht.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Regeln leiten zu lassen, und im allgemeinen „korrekter“ spricht oder zu sprechen meint als der Mann aus dem Süden. Aber auch bei den einzelnen Angehörigen desselben Sprachkreises zeigt sich solche Verschiedenheit: der eine legt Wert auf die Strenge der grammatischen Regel, der andere gibt mehr den Eingebungen des Augenblicks Raum und lauscht gerne auf das feinere Wogen des Rhythmus.

So finden sich bei den neuhochdeutschen Schriftstellern die verschiedensten Abstufungen des Gebrauchs. Einen einzelnen von ihnen als Vorbild herauszugreifen, ist bare Willkür. Und den Gipfel der Torheit bedeutet es, wenn man das Bürgerliche Gesetzbuch auch zum Gesetzbuch des Sprachgebrauchs machen will (vgl. das Nachwort der Schriftleitung 1908 Sp. 328 und die Ausführungen von Matthias 1900 Sp. 136). Ich billige zwar keineswegs alle die Vorwürfe, die man der Sprache des Bürgerlichen Gesetzbuches gemacht hat (vgl. 1908 Sp. 297 ff.), aber sein Gebrauch, regelmäßig des Auftrags, des Ablaufs, des Eintritts, aber (außer vor Vokal) dem Auftrage, dem Ablaufe, dem Eintritte zu schreiben, ist durchaus willkürlich und vereinigt geradezu zwei verschiedene Standpunkte.

Die verschiedenen Möglichkeiten der Dativbildung lassen sich zunächst in zwei Hauptgruppen zusammenfassen. Es gibt Fälle, wo das e nicht gesetzt werden darf, wo seine Anwendung geradezu einen Sprachschnitzer bedeuten würde, und es gibt Fälle, wo das e fehlen oder gesetzt werden kann. Eine dritte Gruppe, in der das e antreten müßte, gibt es nicht. Ob ein gegebenes Beispiel zur ersten oder zweiten Gruppe gehört, ist verhältnismäßig leicht festzustellen. Bei den Fällen des Schwankens wird die Sache dadurch verwickelt, daß es verschiedene Unterabteilungen gibt: hier ist nach dem Sprachgebrauch das e des Dativs zwar möglich, aber fast allgemein gemieden, dort halten sich beide Möglichkeiten ungefähr die Wage, oder die Formen ohne e bilden die seltenere Ausnahme.

A. Ich nehme einige Fälle vorweg, in denen es nicht auf die Beschaffenheit des Hauptworts ankommt, sondern die Form durch die **Verwendung** bestimmt wird.

I. In den durch und verknüpften Formeln fehlt die Endung regelmäßig: mit Gut und Blut, in Feld und Wald, mit Stumpf und Stiel.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

II. In den Verbindungen von Vorwort und Hauptwort fehlt das e,

a) wenn der Stoff, die Gattung bezeichnet wird, von denen etwas genommen wird: aus Gold, aus Stein, die Kunst geht nach Brot, Wasser wird zu Wein, ein Mann von Geist, eine Art von Haus,

b) wenn ein Grund, ein begleitender Umstand angegeben wird: aus Gram, mit Ernst, vor Neid.

In Orts- und Zeitbestimmungen dagegen kann das e gesetzt werden: zu Hause, bei Hofe, bei Tage, nach Tische. Und auch bei den Angaben des Stoffes, des Grundes ist es berechtigt, wenn noch ein Beiwort zum Hauptwort tritt: von lauterem Golde, in heftigem Zorne.

III. Das e fehlt bei Stoff- und Gattungsbezeichnungen auch dann, wenn sie ohne Vorwort als eine Art von Beisatz neben die Angabe der Menge treten: mit einer Kanne Wein, von einem Fetzen Zeug, in einer Art Haus.

B. Eine besondere Stellung nehmen die **Fremdwörter** ein. Auch über ihre Behandlung wollen wir großmütig einige Worte sagen. Sie zerfallen in zwei Gruppen.

1. Wörter, in denen das e fehlen muß: es sind solche, für deren fremden Ursprung die Empfindung noch besonders lebendig ist. Hierher gehören in erster Linie Wörter, die noch fremde Biegungsendung zeigen, wie dem Zirkus, Orkus, Atlas, Metrum, Verbum; dann solche, die fremdartige Laute enthalten: dem Bassin, dem Komment, dem Boudoir, dem Champignon, dem Reservoir (während Kontor aus comptoir einen Dativ Kontore bilden könnte), dem Email, aber auch zahlreiche andere: es heißt dem Appell, dem Budget, dem Biwak, dem Cab, dem Kap, dem Chef, dem Dämon, dem Kassier, dem Offizier.

2. Solche, in denen das e wenigstens möglich: Fremdwörter, die sich dem Deutschen schon mehr angepaßt haben. Das zeigt sich besonders deutlich in den Fällen, in denen die fremde Endung weggeworfen worden ist: Affekt — dem Affekte, Apparat — dem Apparate, Dialekt — dem Dialekte, Prolog — dem Prologe, Senat — dem Senate, aber auch in anderen Beispielen: z. B. dem Kantone, dem Kapitale, dem Modelle.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Indes überwiegt auch bei dieser zweiten Gruppe sehr erheblich der Gebrauch ohne e, und es empfiehlt sich, dementsprechend zu verfahren. Und wer ganz klug sein will, wer der Entscheidung darüber ausweichen will, ob ein Wort mehr oder weniger eingedeutscht sei,[1]) der wird schon aus diesem Grunde gut tun, das e bei Fremdwörtern überhaupt zu vermeiden. Ganz eingedeutschte Wörter wie etwa Grad oder Staat werden natürlich wie rein deutsche behandelt.

C. Bestimmten **Bedeutungsgruppen** kommt eine Sonderstellung zu:

I. Eigennamen von Personen, von Ländern und Städten haben kein e: Bei David Strauß, ich gehe zu Karl, in Schleiz, in Greiz, in Berlin. Ein Eigenname ist auch Gott: ich danke Gott, bei Gott. Tritt eine unterscheidende Bestimmung hinzu, so geht zwar diese Eigenschaft einigermaßen verloren und kann das e gesetzt werden: dem Gotte Israels, bei dem allmächtigen Gotte; aber doch empfiehlt sich für uns nach dem stark überwiegenden Gebrauch auch hier, das e wegzulassen.

Bei Flußnamen ist das e zwar möglich und in der Dichtung nicht unüblich: der Pfalzgraf bei Rheine, aber es heißt doch nur: Köln am Rhein, Offenbach am Main; es ist also zweckmäßig, die Flußnamen den übrigen Eigennamen einfach gleichzustellen.

II. Hauptwörter, die aus dem Naturlaut oder seiner Nachahmung hervorgegangen sind, entbehren des e: dem Ach, dem Kuckuck. Auch die Ablautbildungen gehören im letzten Grunde hierher: dem Krimskrams, dem Wirrwarr, dem Zickzack.

D. Von ganz besonderer Bedeutung ist die **Gestalt** des Wortes.

I. Bei Wörtern, die auf hochbetonte Silbe ausgehen und mit Vokal schließen, gibt es vielleicht einzelne Belege mit Dativ-e, sie verschwinden aber vollständig, und die Regel hat zu lauten: es fehlt das Dativ-e: dem Klee, dem See, dem Weh, dem Brei, dem Ei, dem Geschrei, dem Knie, dem Stroh, dem Schuh, dem Bau, dem Tau, dem Verhau, dem Bräu, dem Heu.

[1]) Im allgemeinen kann man ja sagen: der Dativ auf -e ist möglich, wo es eine Mehrzahl auf -e gibt. Aber ganz käme man doch nicht damit durch: es kann heißen dem Alarme, dem Bombaste, obwohl es keinen Plural Alarme, Bombaste gibt, und es heißt nur dem Kassier, dem Tabak, obwohl die Kassiere, die Tabake gesagt wird.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

II. Die Wörter mit Ableitungssilben zerfallen wieder in zwei Abteilungen.

a) die Ableitungen auf =el, =em, =en, =er und auf =lein nehmen niemals ein e an: dem Nagel, dem Atem, dem Wagen, dem Eber, dem Knäblein. Ebenso heißt es: dem Bankert, dem Gehorsam, dem Wallach; ebenso bei einigen Wörtern, die von Haus aus Zusammensetzungen gewesen sind: dem Ahorn, dem Bräutigam, dem Bergfried, dem Eidam, dem Nachbar (soweit es nicht dem Nachbarn heißt), dem Schultheiß, dem Steinmetz, dem Truchseß, dem Wiedehopf.

b) Bei anderen Ableitungssilben ist zwar der Antritt des e möglich, aber der Sprachgebrauch bevorzugt Formen ohne e ganz entschieden. Es heißt also: dem Heiland, dem Monat, dem Abend, dem Oheim, dem Kummet, dem Dickicht, dem König, dem Hering, dem Jüngling, dem Herold, dem Gefängnis, dem Gänserich, dem Schicksal, dem Königtum, und ebenso dem Antlitz, dem Herzog.

III. Bei den Wörtern, die noch deutlich als Zusammensetzungen zweier Wurzelwörter zu erkennen sind (z. B. Frachtbrief, Wurzelwort), wären die beiden einander entgegengesetzten Verfahren an sich gleich zulässig.

Es wäre also möglich, überall das e zu setzen. Das würde aber in hohem Maße den Eindruck des Steifen, des schulmäßig Gelernten machen. Unter den 29 Schriftstellern, deren Gebrauch ich in der oben genannten Abhandlung untersucht habe (vgl. insbesondere S. 274), sind es nur vier, die diesem Grundsatz huldigen, nämlich Opitz, Lessing, Fichte und das Deutsche Strafgesetzbuch. Es ist also nur ein einziger Vertreter der neueren Zeit darunter und zwar bezeichnenderweise wiederum ein Gesetzbuch, das von Freiheit der Bewegung möglichst wenig wissen will.

Das entgegengesetzte Verfahren wäre, überall in den Zusammensetzungen das e wegzulassen. Das tun durchaus oder mit starker Annäherung etwa ein Drittel der von mir geprüften Schriftsteller, Luther, Gryphius, Geßner, Schiller, Hauff, Scheffel, Heigel, Fulda, Stratz, von den Steinen. Diese Weise entspricht, wie ich gezeigt habe, den gesamten rhythmischen Neigungen der deutschen Sprache, und

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

man darf deshalb vermuten, daß ihm die Zukunft gehören wird. Ich wüßte nicht, was der regelmäßigen Durchführung dieser Weise entgegenstünde.

Zwischen den beiden entgegengesetzten Verfahren liegt in der Mitte ein schwankender Gebrauch, der das e bald setzt, bald wegläßt. Auch das ist an sich unanstößig, denn es ist ein Aberglaube, daß es in der Sprache stets entweder so oder so sein müsse. Man hat kein Recht, ihr eine gewisse Bewegungsfreiheit zu mißgönnen. Auch in diesem Schwanken gibt es noch Abstufungen: die einen bevorzugen die Form ohne e; unter meinen Gewährsmännern tun das Wieland, Goethe, Freytag, Riehl, Hopfen, Wilbrandt; die andern die Formen mit e: Lohenstein, der Grammatiker Süpfle, Vilmar, Keller, Gindely, Leander, Scherer, May, Tovote.[1])

Dieses Verfahren zu lehren ist aber natürlich unmöglich. Ich kann niemand sagen, wie er schwanken soll, und nur für solche, die wissen wollen, wie sie es machen sollen, sind ja diese Zeilen geschrieben. Nichts liegt uns ferner, als irgend jemand in seiner sprachlichen Selbstherrlichkeit stören zu wollen, als jemand eine Regel aufzuerlegen, der nicht danach verlangt.

Wer also nicht weiß, wie er schwanken soll, dem wird nichts anderes übrig bleiben, als daß er sich auf eine einfach erlernbare Regel zurückzieht und das e überall wegläßt. Wem es aber dennoch Vergnügen macht, zwischen Setzen und Weglassen zu wechseln, für den gibt es wenigstens noch einige Winke.

Das zusammengesetzte Wort bezeichnet im allgemeinen eine Unterart des Begriffs, der im zweiten Teile des Wortes enthalten ist. Es gibt aber Fälle, in denen dieses Verhältnis verdunkelt ist, z. B. zwischen Satz und Absatz, Gegensatz, Vorsatz besteht ein ganz anderes Verhältnis als zwischen Satz und Hauptsatz, Nebensatz, Vordersatz. Bei den Belegen der verdunkelten oder überhaupt nicht vorhandenen Beziehung wird nun das e leichter weggelassen; es empfiehlt sich also zu sagen: dem Anfang, dem Beispiel, dem Gegensatz, dem Ursprung, dem Urteil, dem Vorteil, dem Vorzug.

---

[1]) Der natürlich 1864 geboren ist, nicht, wie im Wissenschaftlichen Beiheft 2. Reihe S. 274 gedruckt ist, 1764.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Auf der andern Seite wird namentlich der Norddeutsche geneigt sein, etwa zu sagen dem Vaterhause; denn er spricht des Vaterhauses mit einem tönenden s zwischen den beiden Vokalen, während das s des Auslauts tonlos sein würde, und die Sprache ist geneigt, die verschiedenen abhängigen Kasus einander anzugleichen.

Ein anderer Gesichtspunkt wird noch im letzten Abschnitt dieser Bemerkungen zur Sprache kommen.

IV. Die Bildungen, die aus Vorsilbe und einsilbigem Stamm bestehen, also z. B. Bezug, Gericht, Verlauf, verhalten sich ungefähr wie die unter III. behandelten Zusammensetzungen, jedoch ist das Verhältnis ein wenig zugunsten der e-Formen verschoben.

Von meinen Gewährsmännern haben durchaus die Form ohne e (soweit ich natürlich an der angegebenen Stelle ihre Schriften geprüft habe): Goethe, Heigel, Fulda, von den Steinen. Die Formen mit e haben durchaus oder fast durchaus: Opitz, Fichte, Süpfle, Scherer, das Strafgesetzbuch. Es schwanken: mit ungefähr gleicher Zahl der Formen mit e und ohne e: Gryphius, Schiller, Freytag, mit Bevorzugung der Formen mit e: Geßner, Vilmar, Keller, Gindely, mit Bevorzugung der Formen ohne e: Luther, Lohenstein, Wieland, Riehl, Hopfen, Scheffel, Wilbrandt, Tovote.

Danach wird man nicht umhin können, die Behandlung dieser Wörter mit dem Verfahren in Einklang zu setzen, das man gegenüber den unter III. behandelten Zusammensetzungen beobachtet. Die Ersparung des e empfiehlt sich besonders bei dem Worte Verein, wo sich die e-lose Form in besonders großem Umfang durchgesetzt hat, vielleicht unter dem Einfluß der gerade bei diesem Wort so zahlreich vertretenen Zusammensetzungen.

V. Bei den einsilbigen Wörtern ist der Grundsatz, das e überall zu setzen, nur durch zwei meiner Gewährsmänner vertreten, Fichte und Süpfle, in starker Annäherung durch Wieland, Scherer, May. Also der fast bis zur sittlichen Entrüstung gesteigerte Zorn gegen das Weglassen des e findet auch hier keinen Anhalt im Sprachgebrauch. Er entbehrt auch für den, der nicht unter allen Umständen das Ältere für besser hält als das Jüngere, durchaus der inneren Berechtigung. Nur dann wäre Anlaß zur Klage, wenn der

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Verluſt der Endung zur Undeutlichkeit führte; die Sätze aber, in denen man Nominativ oder Akkuſativ und Dativ bei äußerer Gleichheit der Form ſachlich verwechſeln könnte, dürften außerordentlich ſelten ſein.

Das Gegenſtück zu der durchgängigen Setzung des e fehlt: es gibt unter meinen Gewährsmännern keinen, der das e immer wegließe. Und mit gutem Grunde: die Rede würde ſonſt unerträglich zerhackt werden, es würde alle Augenblicke, metriſch geſprochen, Hebung vor Hebung ſtehen, und dies widerſtrebt dem Rhythmus der deutſchen Sprache, die es liebt, gehobene und nicht gehobene Silben wechſeln zu laſſen.

Die große Mehrzahl alſo der Schriftſteller ſchwankt zwiſchen Feſthalten und Wegwerfen des e. Wir ſind demnach hier recht übel daran: die ſtrenge Durchführung des e kann nicht empfohlen werden auf Grund des Sprachgebrauchs, und eine feſte Regel für das Schwanken gibt es nicht. Immerhin kann man die Wahrnehmung machen, daß kurzſilbige Stämme mit ſtimmloſem Konſonanten im Auslaut gern das e fehlen laſſen: dem Schmuck, dem Stock, dem Strick, dem Griff, dem Schliff, dem Zweck, dem Satz, dem Sitz, dem Witz, dem Schluß, dem Schuß; aber es heißt auch gern dem Dienſt, dem Kampf, dem Kopf, dem Pelz, dem Schmerz.

Umgekehrt ſagt man nicht ungern: dem Grade, dem Kreiſe, dem Hauſe, dem Teile, dem Tage, dem Tode Vergl. noch die von Streicher in der Zeitſchrift des Sprachvereins 1906, Sp. 51 angeführten formelhaften Wendungen.

E. Man kann die Wahrnehmung machen, daß gelegentlich die Geſtalt deſſen, **was einem Worte nachfolgt,** ſeine Form beeinflußt. Insbeſondere gab und gibt es Leute, die ſich einbilden, der ſogenannte Hiatus ſei etwas Verwerfliches, und die daher vor vokaliſchem Beginn des nächſten Wortes das e weglaſſen. Zweifellos hat aber J. Franck durchaus recht, wenn er meint (Zeitſchrift für deutſches Altertum 48, 148), daß man ohne fremden Einfluß ſchwerlich dazu gekommen wäre, auf den Hiatus zu achten, und daß die wirklich lebendige deutſche Sprache nur geringe Empfindlichkeit gegen den Hiatus zeigt. Von meinen 29 Gewährsmännern zeigen nur 4 die deutliche Neigung, den Hiatus zu vermeiden: Gryphius, Wieland

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

und die beiden Grammatiker Vilmar und Scherer, von denen der letztere eine Abhandlung über den Hiatus in der Dichtung geschrieben hat.

Einen Fall gibt es jedoch, wie ich glaube, wo allerdings die lebendige Sprache die Neigung zeigt, den Hiatus zu beseitigen: wenn das folgende Wort sich enge anschließt mit einer unbetonten Silbe und mit dem Vokal e beginnt: dem Sturme entgegen, am Berge empor, und man wird dieser Neigung entgegenkommen durch Weglassung des e.

Aber noch in anderer Weise übt die Nachbarschaft zweifellos ihren Einfluß. Freilich liegen noch kaum genauere Beobachtungen vor; aber es besteht sicher in der Sprache die Neigung, das Nebeneinander vieler unbetonter Siben zu beschränken. Man wird also gewiß eher sagen: im Fall der Belagerung als im Falle der Belagerung, und auch dadurch wird der Wegfall des e begünstigt werden, daß etwa der Beginn des nächsten Wortes gerade den Laut enthält, der den Stamm des vorhergehenden Wortes schließt: ich habe auf dem Berg gestanden spricht sich leichter als: auf dem Berge gestanden.

*

62. Wieder einmal vom e.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 1919, 97.

Der Brünner Zweig des Deutschen Sprachvereins hat sich für die Errichtung eines Reichssprachamts ausgesprochen und ihm gleich eine bestimmte einzelne Aufgabe gestellt: „das Sprachamt hätte ehestens eine Sprachlehre, die dem Sprachgebrauch der Gegenwart entspricht, zu verfassen. In diese Sprachlehre wäre z. B. über die Weglassung des e aufzunehmen, was in der letzten Sitzung unseres Vereins beschlossen wurde, nämlich: 43 vom Hundert der Selbstlaute entfallen auf das e. Durch die Häufung dieser Selbstlaute verliert unsre Sprache an Kraft und Schönheit. Es ist also, wo immer tunlich, e wegzulassen, und zwar im 2. und 3. Fall des Hauptworts, in der Befehlsform, in der 2. Steigerungsstufe, in den 4 Fällen der Fürwörter unser, euer, und in einigen andern Wörtern wie erstre, letztre, mehre, besondre, anderseits u. a.“

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Soweit die Herren von Brünn. Sie haben ihre Beschlüsse unserer Vereinsleitung vorgelegt, die mich zur Äußerung aufgefordert hat.

Man hätte wünschen mögen, daß eine Verurteilung des e eine etwas ausführlichere Begründung erfahren hätte. Insbesondere möchte man gern wissen, weshalb die Antragsteller nicht gründlicher zu Werke gegangen sind, weshalb sie noch so manches überflüssige e am Leben gelassen haben. Warum soll z. B. bringe! setze! zu bring setz! werden, aber ich bringe, ich setze sein e behalten, weshalb nicht Gewölbe als Gewölb erscheinen, weshalb das e von ohne bestehen bleiben? Vielleicht sind sie der Meinung, daß solche e zu beseitigen seien, in deren Gebrauch bereits ein gewisses Schwanken besteht. Das würde aber für die Befehlsform kaum stimmen, denn hier ist in bestimmten Fällen die Setzung des e die Regel, in bestimmten andern sein Fehlen. Ferner wäre man gern darüber aufgeklärt, ob mit der Tilgung des e im 2. Fall wirklich völliger Ernst gemacht werden soll, ob es also auch des Hauſs, des Blitzs heißen soll und ob auch den Wörtern das gleiche Schicksal zugedacht ist, die als erste Glieder einer Zusammensetzung erscheinen: also etwa Gottsglaube, Windseile, Liebsdienst?

Der Grund, weshalb das e fallen soll, ist ein Geschmacksurteil. Man nimmt Anstoß an den vielen Nebensilben der deutschen Sprache mit eintönigem e. Das ist eine auch sonst begegnende Anschauung. Zum Teil mag dabei eine irrtümliche Auffassung der Tatsachen eine Rolle spielen: bei der Errechnung von 43 vom Hundert sind wohl auch Fälle eingerechnet wie Atem, Egel, geben, Leber (woher stammen übrigens die 43 vom Hundert? Käding berechnet 41,2 vom Hundert). Dabei ist man aber vom Schriftbild beeinflußt; die wirklich lebendige Rede spricht in den Ausgängen dieser Wörter kein e, sondern diese lauten Atm, Egl, gebn, Lebr. Dann wirkt halb bewußt, halb unbewußt die Begeisterung mit für die klangvollen Endselbstlaute des Italienischen oder auch des Gotischen. Es könnte aber jemand aufstehen und sagen: „Weshalb soll es in meiner Sprache, weshalb soll es im Deutschen nicht neben den vollen Silben auch eine erhebliche Anzahl klangloser Silben geben? Mir gefällt meine Kappe ganz gut.“ So kommen wir über das Gebiet des Geschmacksurteils nicht hinaus, auf dem mit Beweisen wenig auszurichten ist.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Ich will aber verraten, daß die Brünner einen sehr beträchtlichen Schwurzeugen für sich anführen können. Keinen geringeren als Friedrich den Großen. In seiner berühmten Schrift de la littérature allemande nimmt er Anstoß an den schwachen Nebensilben von Formen wie nehmen und sagen. Aber er schlägt eine andere Abhilfe vor: man soll Formen bilden wie nehmena, sagena, und mit seinem Ausweg hat er vom Standpunkt des Geschmacks ziemlich ebensogut recht wie die Herren von Brünn. Ja man könnte dem Gedanken des großen Königs sogar einen Vorzug zuerkennen. Denn die Tilgung zahlreicher Endsilben würde die deutsche Sprache dem chinesischen Zustand der Einsilbigkeit bedenklich näherbringen; es würde die schöne und zweckmäßige Gliederung der Rede empfindlichen Schaden leiden, die Rede vielfach zerhackt erscheinen.

Ich komme also zunächst zu dem Ergebnis, daß die aufgestellte Forderung der vollen Klarheit entbehrt, daß ihre Begründung anfechtbar ist und ihrer Durchführung Rücksichten auf die Schönheit der Sprache gegenüberstehen.

Viel schwerer wiegt aber ein anderes. Das ist die Gewaltsamkeit des Eingriffs in das Leben der Sprache, den man uns zumutet. Wenn heute die Tilgung des Endungs-e verlangt wird, so kann morgen ein anderer Zweigverein die Unterdrückung des e in den Vorsilben als notwendig bezeichnen. Warum wollen wir nicht bfinden statt befinden, Blang statt Belang, glehrig statt gelehrig sagen? Oder wir können statt gefunden, gekommen, geworden, wieder funden, kommen, worden bilden, wie die Formen einstmals gelautet haben. Ich würde es entschieden hübscher finden, wenn wir statt der schwerfälligen Bildungen auf -ung die leichteren schweizerischen Formen auf -ig besäßen, wenn es statt Gattung, Zeitung Gattig, Zitig hieße, und mancher wäre vielleicht geneigt, auch für das Deutsche die englische Freiheit im Gebrauch des Mittelworts zu beantragen. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.

Solchen an sich wohlgemeinten Besserungsvorschlägen fehlt im Grunde die echte Wohlmeinung, die Ehrfurcht vor unserer Sprache, vor ihrem geheimen Leben, vor den unbewußten Mächten, die sie beherrschen. Die Sprache wird in erster Linie bestimmt durch das Ringen um Anpassung an ihre Aufgaben. Aber auch

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

andere Triebkräfte wirken mit, alles vielfach verflochten, einander durchkreuzend. Im großen wie im einzelnen erschließt sich ihr Walten bisweilen erst tiefschürfender Forschung.

Wohl sind nicht selten in der Entwicklung der Sprache Sprachmeister oder Schriftsteller aufgetreten, die der Sprache ihre Sondermeinung aufdrängen wollten, hier und da mit einem gewissen Erfolg, meist ohne jede Wirkung. Mit leidenschaftlichem Spott hat Jean Paul das s in der Fuge der Zusammensetzungen bekämpft, und seine Bestrebungen sind in neuerer Zeit wieder aufgenommen worden. Trotzdem bleibt es heute höchstens einigen Sonderlingen vorbehalten, Liebelied oder Regierungrat zu schreiben oder gar zu sprechen. Wenn es einem bewußten Eingreifen gelang, sich durchzusetzen, so geschah es fast nur da, wo es zusammentraf mit dem Entwicklungsgang der Sprache selbst.

Unsere neuhochdeutsche Sprache hat gerade erst das e in der Befehlsform massenhaft eingeführt; es ist nicht anzunehmen, daß sie Lust hätte, nunmehr die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Und es hat immer etwas Mißliches, wenn eine Endung verloren geht, die das äußere Zeichen einer bestimmten Bedeutung abgibt. Ich erinnere an den berühmten Vers: „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt," wo manch einer sich Gott selber als Lieder singend vorgestellt hat.

Wenn heute jemand die Tilgung jener e verfügen wollte, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß eine mächtige Auflehnung geschehen würde. Insbesondere würden sich diejenigen in ihren heiligsten Empfindungen gekränkt fühlen, in deren mitteldeutscher oder niederdeutscher Heimat das e lustig blüht. Wie einst der Süden eben gegen dieses „lutherische" e, so würden jene sich jetzt dagegen wehren, wenn der Beschluß eines südlichen Zweigvereins ihnen ihr e rauben wollte, und dies von Rechts wegen. Und nicht weniger als die gesamte Allgemeinheit würde sich empören, wenn man ihnen die nirgends gesprochenen und kaum sprechbaren Formen erstre und letztre aufdrängen wollte.[1])

Übrigens steht der Brünner Beschluß in einem gewissen Wider-

[1]) Seltsam ist es, daß mehre in diesem Zusammenhang genannt wird; es unterscheidet sich von mehrere doch nicht bloß durch den Mangel eines e! Auch anderseits hat hier nichts zu suchen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

spruch mit der allgemeinen Forderung des Vereins. Er sagt, was geschehen soll; aber die von ihm verlangte Sprachlehre soll so eingerichtet werden, daß sie „dem Sprachgebrauch der Gegenwart entspricht," d. h. sie soll die Tatsachen des Sprachgebrauchs wiedergeben. Aber Tatsachen kann man nicht durch Abstimmen, nicht durch Beschlüsse feststellen. Abänderungen des Sprachgebrauchs verlangen heißt nicht ihm entsprechen. Und der Brünner Verein fordert die Einrichtung eines Sprachamts „im Sinne Behaghels". Aber ich habe mich gerade nachdrücklich gegen eine solche Art des Gesetzgebens ausgesprochen.

Zum Schluß noch eins. Das Sprachamt soll die gewünschte Sprachlehre „ehestens" verfassen. Ich kann auf Grund langjähriger Erfahrung versichern, daß dazu nur einer imstande wäre, der nichts von den Dingen versteht. Eine „ehestens" verfaßte Sprachlehre würde höchst mangelhaft ausfallen. Es bedarf oft wochenlangen Beobachtens und Suchens, um über eine Kleinigkeit des heutigen Sprachgebrauchs ins klare zu kommen. Und eine Sprachlehre besteht aus vielen Hunderten solcher Kleinigkeiten. Ich fürchte, es würde auch über die Kräfte unserer Zweigvereine gehen, über alle diese Punkte Beschluß zu fassen. Und was sollte das arme Sprachamt beginnen, wenn die Beschlüsse verschiedener Vereine einander widersprechen?

*

63. Der Geburtstag des Kaisers und die deutsche Sprache.

Literarische Beilage der Karlsruher Zeitung, 1879, Nr. 29, 230.

Es war in einer festlichen Gesellschaft, am 22. März des Jahres 1879 post Christum natum. Der Hauptredner des Tages hatte eben in schwungvollen Worten unsern Kaiser gefeiert, dem es die Vorsehung vergönnt habe, heute seinen dreiundachtzigsten Geburtstag zu begehen. Der Toast war vorzüglich; man beglückwünschte den Redner von allen Seiten. „Nur eines begreife ich nicht," meinte ein Nachbar des Redners, „Sie sprachen von dem dreiundachtzigsten Geburtstag des Kaisers; ich glaubte, er sei 1797, nicht 1796 geboren." — „Natürlich 1797; aber ich verstehe Sie nicht." — „Dann ist für einen gewöhnlichen Menschen heute der zweiundachtzigste,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

nicht der dreiundachtzigste Geburtstag.“ — „Lieber Freund, Sie als Philologe sollten doch wissen, was sprachrichtig ist; hoffentlich hat der Champagner Ihrer Logik keinen Eintrag getan. Also rechnen wir: 1797 der erste Geburtstag, 1798 der zweite, 1799 der dritte, also 1879 der dreiundachtzigste, ergo war meine Ausdrucksweise richtig.“ Jedoch der Philologe blieb auf seiner Meinung, es müsse der zweiundachtzigste heißen. Schließlich kam es zur Wette; man beschloß einen Sachverständigen als Unparteiischen zuzuziehen.

Wie hat der Unparteiische entschieden? Waren überhaupt Zweifel möglich, wo doch der Redner die Logik so völlig auf seiner Seite hatte?

Der Standpunkt war falsch. Es ist ein bei Laien weit verbreiteter Irrtum, daß man durch logische Erwägungen entscheiden könne, ob ein Ausdruck richtig oder unrichtig sei. Die Wissenschaft hat längst gezeigt, daß die Sprache an sich weder logisch noch unlogisch ist, und daß bei ihren Wandlungen logische Rücksichten so gut wie gar keine Rolle spielen.

Eine ausführliche Begründung dieser Sätze ist hier nicht möglich. Es sei nur an einige Beispiele erinnert, die zeigen, daß gar manches von uns ausgesprochen und für richtig gehalten wird, was mit der Logik in bedenklichen Zwiespalt gerät. Der Mann, der uns Dienst leistet, ist unser Bediener, und das bedeutet doch streng genommen einen, dem Dienste geleistet worden sind. Wir sprechen von fallender Sucht, obgleich die Sucht nicht fällt, sondern höchstens der Mensch. Ein geschworener Eid ist ein Eid, der geschworen worden ist, also müßten geschworene Feinde und die Beisitzer des Geschworenengerichts Leute sein, die geschworen worden sind. Unter den Arrestanten einer Wache versteht jeder diejenigen, die auf der Wache in Haft gehalten werden, und Arrestant ist doch einer, der selbst arretiert. Nach allen Regeln der Logik und allen Gesetzen der deutschen Sprache ist ein Herrenzimmer ein Zimmer für Herren, ein Dienerzimmer ein Zimmer für Diener, also ein Frauenzimmer ein Zimmer für Frauen, aber keine Bezeichnung für ein weibliches Wesen. Wer jemals Kegel geschoben hat, weiß, daß die Kegel fallen und umgeworfen, aber nur die Kugeln geschoben werden. Und den Feldherrn möchte ich sehen, der die Feinde zu Paaren treibt und es fertig bringt, sie in Kolonnen zu zwei und

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

zwei zu ordnen. Viel verspottet und durchaus unlogisch sind die bekannten Ochsen und andern Esel; trotzdem sagt der Franzose, wenn er sich einem andern Volke entgegenstellen will: nous autres Français, und auch der alte Grieche drückte sich so aus: die Perser und die andern Hellenen. Wie töricht und ungereimt ist es vom Süddeutschen, zu sagen: wenn ich dich wäre! Denn wie kann das Prädikat im Akkusativ stehen, das Subjekt im Nominativ? Und doch heißt es französisch: il l'est, c'est moi. le ist Akkusativ (aus lat. illum), und moi ist ursprünglich Akkusativ (aus lat. me).

Die Entscheidung über das, was sprachrichtig ist, darf also nicht bei der Logik gesucht werden. Schon der alte Horaz wußte, was allein hier den Ausschlag geben kann (Ep. II, 3, 58 ff.):

licuit semperque licebit
Signatum praesente nota producere nomen.
Ut silvae foliis pronos mutantur in annos,
Prima cadunt, ita verborum vetus interit aetas,
Et juvenum ritu florent modo nata vigentque.
Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et jus et norma
loquendi.

Nur der Sprachgebrauch, die Ausdrucksweise der Gebildeten, unserer guten Schriftsteller kann uns das Richtige zeigen. Es tut nichts zur Sache, daß sich hier bisweilen ein Schwanken zeigt. Es handelt sich nur darum, festzustellen, was das Gewöhnliche, was das Überwiegende ist. Man sieht, die Frage nach richtig oder unrichtig gestaltet sich zu einer einfachen Machtfrage.

Rufen wir nun dieses Gericht in unserer Streitsache an, so lautet das Urteil so: der Redner hatte Unrecht, der Philologe Recht; Es ist Sprachgebrauch, den Tag der Geburt nicht mitzuzählen. Der einfachste Beweis dafür liegt in einer bekannten Tatsache. Schiller ist 1759 geboren. Aber keinem Menschen ist es eingefallen, den hundertjährigen Geburtstag unseres Dichters im Jahre 1858 zu feiern, sondern die Feier fand im Jahre 1859 statt, und wer ein Verzeichnis der Schillerliteratur zur Hand nimmt, wird aus diesem Jahre Festschriften, Festreden, Festgedichte zum hundertsten Ge-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

burtstag zahlreich finden. Damit stimmt dann auch, was Daniel Sanders sagt, ein Mann, der sein ganzes Leben der Erforschung der neuhochdeutschen Sprache gewidmet hat, einer der genauesten Kenner des jetzigen Sprachgebrauches. Er erklärt (Wörterbuch der deutschen Sprache, Bd. II, zweite Hälfte p. 1279): beim Zählen wird meist nur der Tag der Wiederkehr (nicht der Geburt selbst mit) gerechnet." Schließlich zwei naheliegende literarische Zeugnisse. Jeder kennt Vossens Gedicht: der siebzigste Geburtstag. Der Mann, von dem es dort V. 16 heißt:

„Denn er feiert heute den siebzigsten frohen Geburtstag"

hatte nicht erst neunundsechzig Jahre zurückgelegt, wie die „logische" Auffassung unseres Festredners verlangen würde, sondern siebzig Jahre. Sagt doch seine Gemahlin von ihm (V. 115) „Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge". — Eine von den prächtigen Gestalten, die G. Freytag in seinem „Soll und Haben" geschaffen hat, ist der Auflader Sturm, eine kraftvolle, körperlich und geistig gesunde Natur. Aber er leidet an einem Aberglauben: „Es wird keiner von uns über fünfzig Jahre alt. Fünfzig Jahre ist das Höchste, was einer erreicht (23. Aufl. Bd. I, 265)", und später: Fünfzig, sagte er, noch vierzehn Tage, dann kommt's" (II, 268). Der Tag, an dem Sturm ein halbes Jahrhundert zurückgelegt, ist aber für Freytag nicht der einundfünfzigste, sondern der fünfzigste Geburtstag; der Sohn Sturms wird (II, 371) also angeredet: „Der Glaube deines Vaters, daß er seinen fünfzigsten Geburtstag nicht überleben wird."

Also Summa Summarum: der hundertste Geburtstag eines Mannes ist der Tag, an welchem hundert Jahre seit seiner Geburt verflossen sind.

Aber nehmen wir einmal an, der „logische" Standpunkt des Redners sei berechtigt. Auch dann hat er die Wette verloren. Es sind zwei ganz verschiedene Bedeutungen, die wir unter dem Worte Geburtstag zusammenfassen, erstens Tag der Geburt, le jour de naissance, zweitens Jahrestag der Geburt, der Tag, an welchem ein vor soundsoviel Jahren eingetretenes Ereignis gefeiert wird — la fête. So wenig aber drei Buch Papier und das Buch der Lieder zusammen vier Bücher sind, so wenig ein (Fern)glas und zwei (Bier)gläser gleich drei Gläsern sind, so wenig

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

man Kirschen und Pflaumen addieren kann, so wenig kann man den Tag der Geburt und die Jahrestage der Geburt addieren, so wenig ist 1 Geburtstag + 82 Jahrestage der Geburt = 83 Geburtstage.

Merkwürdig ist eine Erfahrung, die ich öfter gemacht habe. Mancher kann sich, von dunklem Sprachgefühl geleitet, nicht entschließen, vom hunderteinten Geburtstag zu sprechen, obgleich er logische Bedenken gegen den hundertsten hat. Dann sagt er: der hundertjährige Geburtstag. Als ob das logischer wäre! Hundertjährig ist das, was hundert Jahre gedauert hat, also nicht was hundertmal an einem Tage des Jahres wiederkehrt. Natürlich ist aber, von unserm Standpunkt betrachtet, auch der Ausdruck: hundertjähriger Geburtstag berechtigt, denn er ist vom Sprachgebrauch geheiligt.

*

64. Ehrenvoll.

Frankfurter Zeitung 22. Januar 1915, Nr. 24, Abendblatt.

Trotz aller Begeisterung, trotz des unerschütterlichen Willens zum Durchhalten bis ans siegreiche Ende gibt es bei uns Leute, denen zu Zeiten die Nerven versagen, die bald da bald dort Wolken aufsteigen sehen und sich durch sie das Gemüt verdüstern lassen. Neuerdings finden sie Nahrung für ihre Schwarzseherei in der „höchst bedenklichen“ Tatsache, daß hohe Militärs ihre Zuversicht auf einen ehrenvollen Frieden bekundet haben.

Ein ehrenvoller Friede? Das klingt ja wie ein ehrenvoller Abzug, das heißt ein ehrenvoller Friede ist eben kein ehrenvoller Friede. Bedeutet nun das Wort ehrenvoll wirklich dasselbe in den beiden Verbindungen ehrenvoller Friede und ehrenvoller Abzug? Ich könnte unbedenklich die Frage mit Ja beantworten, wenn das nicht mißverständlich wäre. Die Vorstellungen, die durch unsere Wörter angedeutet werden, erhalten ihre volle Ausmalung erst durch die Wörter, mit denen sie verknüpft erscheinen. Ein großer Baum besitzt eine andere Länge als ein großer Bleistift. In dem Ausdruck ehrenvoller Abzug bezeichnet Abzug an sich etwas dem Abziehenden Abträgliches, etwas, das sein Ansehen schädigt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Der Abzug kann trotzdem ehrenvoll, voll von Ehre sein; aber nicht alle Ehren können mit ihm verbunden sein; die Ehren des Sieges z. B. müssen ihm fernbleiben.

Anders ist es bei dem Ausdruck ehrenvoller Friede. Das Wort Friede besagt gar nichts über Gewinn und Verlust; wir sehen ihm nicht an, ob es ein Friede des Siegers oder des Besiegten ist, und die hinzutretende Bestimmung kann mit den weitestgehenden Vorstellungen ausgefüllt werden; ein ehrenvoller Friede kann den reichsten Kranz von Ehren in sich vereinigen.

Aber die Leute sagen: wir wollen keinen ehrenvollen Frieden, wir wollen einen glorreichen, einen ruhmvollen Frieden, und so lassen sie sich weiter bange machen. Das kommt davon, daß unsere Zeit es verlernt hat, die Dinge mit dem einfachen schlichten, schlechthin bezeichnenden Wort zu benennen. Eine gute Speise wird uns zur köstlichen Speise, eine treffliche Leistung zur unübertrefflichen, eine tüchtige Kraft zu einer ersten Kraft. Irgend ein Drücker muß darauf sein; es ist mehr die leidenschaftliche Ausdrucksweise Schillers als die ruhig beschauliche Goethes unser Vorbild geworden. Aber unsere verantwortlichen Staatsmänner, unsere Generäle, die Stein und Hindenburg, sie haben sich freigehalten von der Sucht, den Mund möglichst voll zu nehmen, und wenn sie von ehrenvollem Frieden reden, dann reden sie von etwas Fröhlichem, Leuchtendem; es liegt ihnen fern, unsere Hoffnungen dämpfen zu wollen.

*

65. Gießer oder Gießener?

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 19 (1904), 9.

Der Herausgeber einer Zeitschrift, die dem Obstbau gewidmet ist, hat mir vor einiger Zeit geklagt, daß er bei der Benennung von Obstsorten nicht selten in Schwierigkeiten gerate, und hat mir die Frage vorgelegt, wie zu verfahren sei, wenn von Ortsnamen auf -en eine Ableitung mit -er gebildet werden soll. Sodann hat vor kurzem ein Einsender aus Kassel in der Frankfurter Zeitung die Behauptung aufgestellt, man dürfe von Gießen nicht die Ableitung Gießener bilden, sondern es müsse Gießer heißen. Gießener

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sei falsch, weil der Sprachregel zuwider zwei Endungen er und en an den Stamm Gieß gehängt seien, „während nur eine angehängt werden darf: Siegerland, nicht Siegenerland, Erlanger, nicht Erlangener, Solenhofer, nicht Solenhofener."

Diese Äußerungen sind ein Beleg dafür, daß immer weitere Kreise an der Gesundung unseres Sprachlebens warmen Anteil nehmen, die zweite aber auch ein Zeugnis dafür, daß mit der Zahl der berufenen Ärzte auch die Zahl der Kurpfuscher beständig im Wachsen begriffen ist, bei denen nicht selten der Mangel an Sachkenntnis mit dem Mangel an Bescheidenheit in ergötzlicher Weise zusammenklingt.

Es ist gewöhnlich ein sehr einfaches Rezept, nach dem diese Unberufenen arbeiten: man nimmt eine Handvoll Beispiele und macht daraus eine Regel; was mit dieser nicht stimmt, wird für falsch erklärt. So ist denn auch der Kasseler Gelehrte zu Werk gegangen.[1]) Gegenüber seiner Behauptung muß ich fragen: wo ist das Reichsstrafgesetzbuch, das eine solche Regel enthält? Wer hat das Recht, eine solche Regel aufzustellen, diejenigen, die sie nicht anerkennen, als Leute von weniger Sprachgefühl zu brandmarken? Warum soll nicht jemand kommen und umgekehrt sagen: von München wird in der ganzen Welt nur Münchener abgeleitet von Pilsen Pilsener, von Baden Badener, also ist es falsch, Siegerland zu sagen, also muß von Erlangen Erlangener abgeleitet werden? Die beiden Standpunkte sind völlig gleichberechtigt; aber man sieht; daß sie sich gegenseitig aufheben. Ich weiß wohl, was man geltend macht, wenn man Bildungen wie Gießener bekämpft. Man sagt: die Ortsnamen auf =en sind alle Dative des Plurals; wenn also eine Ableitung gebildet werden soll, dann muß die Endung =en erst weichen. Ich gebe die Berechtigung dieses „also" durchaus nicht ohne weiteres zu, aber ich brauche darauf nicht weiter einzugehn, denn der Satz selber, aus dem die Folgerung gezogen wird, ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Allerdings sind sehr viele unsrer Ortsnamen auf =en alte Dative des Plurals; aber es gibt auch

[1]) In einer Beziehung allerdings muß ich ihn in Schutz nehmen. Ein Einsender hat in der Frankfurter Zeitung das Beispiel Siegerland als nicht hierher gehörig zurückgewiesen, gemeint, die Benennung sei unmittelbar von der Sieg abgeleitet. Das ist schwerlich richtig; wenigstens ist mir kein Fall bekannt, wo eine Bildung auf =er unmittelbar von einem Flußnamen abgeleitet wäre.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

eine ganze Anzahl von solchen, die anderer Herkunft sind. Zum Beispiel die badischen Städtchen Buchen und Renchen haben vor alters Buochheim, Reinichheim geheißen. Berchtesgaden war der gadem, das Gemach eines Berchtold. Kempten ist das alte Campidunum, Wimpfen ehemals Wimpina, Finthen bei Mainz ehemals Fontana.

Auf der anderen Seite gibt es zahlreiche Namen, bei denen der Unkundige gewiß nicht vermuten würde, daß die Endung des Dativs des Plurals vorliegt, das sind die schweizerischen Namen auf -ikon: Mythikon, Uetikon, Zetzikon usw., die aus Mythichoven, Zetzichoven usw. entstanden sind. Was soll der Laie nun tun? Sollen wir für ihn die Regel aufstellen, daß -en (n) da wegfällt, wo es die Endung des Dativs ist, in allen anderen Fällen aber bleibt? Und sollen wir die Mythikoner, von denen C. F. Meyer im „Schuß von der Kanzel“ spricht, in die Mythikoer verbessern? Es liegt auf der Hand, daß eine solche Sprachregel ganz unmöglich, für den Ungelehrten gänzlich unbrauchbar ist. Der Sprachgebrauch entfaltet sich ganz unbekümmert um das, was einstmals gewesen ist. Und es bleibt nichts übrig, als auch hier diesem gelegentlich scheinbar recht launischen Herrn die Entscheidung zu überlassen. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß, wer nicht in Gießen und Umgebung aufgewachsen oder heimisch geworden ist, ausschließlich von Gießenern, niemals von Gießern spricht. Und auch in Gießen selbst wird niemand, der sich in schriftsprachlichem Gewande bewegt, die Bewohner Gießens als Gießer benennen, kein Beamter, der einen Bericht an die Regierung abfaßt oder an andere Universitäten schreibt, kein Geschäftsmann, der von auswärts Bestellungen macht oder Waren in die Fremde sendet; und unsere Gießener Zeitungen nennen sich Gießener Anzeiger und Gießener Neueste Nachrichten.

Aber der Sprachgebrauch ist nicht immer so launisch, wie der oberflächliche Beobachter wohl meint. In unserm besonderen Fall vermögen wir deutlich zu erkennen, daß die Sprache darauf hinarbeitet, den Ortsnamen und die davon gebildete Ableitung mehr und mehr in Übereinstimmung zu bringen, und das hat nicht — wie der Kasseler Weise gemeint hat — mit der übeln sprachverderbenden Logik etwas zu tun, sondern ist ganz einfach eine Sache

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

der Zweckmäßigkeit, d. h. der Deutlichkeit, der leichten Verständlichkeit. Je größer die Übereinstimmung zwischen dem Grundwort und der Ableitung ist, desto leichter wird die Zusammengehörigkeit erkannt. Das zeigt sich ganz klar noch an einer weiteren Neigung des Sprachgebrauchs. Niemand wird es einfallen, den Abgeordneten von Hagen als den Hager Abgeordneten zu bezeichnen, während man unbedenklich von Pümpelhäger Feldern sprechen würde. Man redet nur von Badener Quellen aber vom Wiesbader Theater. In der Nähe von Gießen liegt ein Ort Hausen: man spricht nur vom Hausener Kirchturm, dagegen von Mühlhäuser Fabrikanten. Der Grund liegt auf der Hand: bei den längeren Wörtern ist auch nach Wegfall des -en noch reichlicher Sprachstoff vorhanden, der dem Grundwort und der Ableitung gemeinsam bleibt, während das bei den kürzeren Bildungen nicht der Fall ist. Die Form Gießener entspricht also durchaus den Gesetzen der neueren Sprachentwicklung.

Wenn die alte Mundart in und um Gießen von Gießern (eigentlich von Gäißern) spricht, so hat das für die Schriftsprache keine Beweiskraft. Denkt doch kein Mensch daran, von Mannemern statt von Mannheimern schriftlich zu berichten. In unsern Anschauungen über die Mundart hat sich ein merkwürdiger Umschwung vollzogen. Noch vor kurzem hatte man für ihre Ursprünglichkeit und ihr Recht zu kämpfen. Heute will man sie beinahe zum Gesetz für die Schriftsprache machen, und es tut not, darauf hinzuweisen, daß auch diese ein selbständiges Dasein lebt, ihre eigenen Rechte und Gesetze hat. Der Gießener Bahnhof, die Gießener Universität dienen nicht bloß dem Oberhessen, sondern weiteren Kreisen, mit denen sich zu verständigen die Mundart nicht genügt, die vielmehr verlangen dürfen, daß man mit ihnen in der Weise verkehrt, wie es in der Sprache der Gebildeten heute Sitte und Brauch geworden ist.

Um ein zuverlässiges Bild davon zu gewinnen, wie im allgemeinen der heutige Sprachgebrauch solche Fälle behandelt, habe ich in Kürschners Handbuch der deutschen Presse die Buchstaben a—f durchmustert und alle Benennungen zusammengestellt, die mit Hilfe der Silbe er von Ortsnamen auf en abgeleitet sind. Da hat sich denn folgendes ergeben. Von den mehr als zweisilbigen Namen werfen die auf -ingen und -hausen regelmäßig das -en ab: „Andelfinger, Böblinger, Bopfinger, Büdinger, Deißlinger, Donau-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

eſchinger, Eppinger, Eßlinger, Finſtinger; Babenhauſer, Burghauſer, Dabringhauſer, Dahlhauſer, Ermershäuſer, Eſchershäuſer, Frankenhäuſer.“ Einzige Ausnahme „Fiſchhauſener“. Dagegen behalten das =en die Ableitungen von =hafen und =kirchen: „Cuxhavener, Friedrichshafener; Altenkirchener, Euskirchener, Fünfkirchener“. Im übrigen ſteht auf der einen Seite: „Darkehmer, Ebeleber, Eisleber, Erlanger, Furtwanger“, auf der anderen: „Berchtesgadener, Bevenſener, Edenkobener“; alſo im ganzen drei mit =ener. Vollſtändig anders liegt die Sache bei den bloß zweiſilbigen. Hier erſcheint das =en abgeworfen nur in „Barmer, Binger, Bremer, Emder“. Es hat Beſtand in „Aachener, Ahlener, Akener, Annener, Badener, Bautzener, Bentſchener, Beuthener, Bolchener, Borkener, Bozner, Brettener, Brieſener, Brixener, Bürener, Camener, Cöthener, Croſſener, Dahlener, Deubener, Dieſſener, Dorfener, Dorſtener, Dresdener, Drieſener, Dübener, Dülkener, Dülmener, Dürener, Eſſener, Eupener, Frechener, Frerener, Füſſener. Alſo 4 =er gegen 34 =ener. Alſo liegen auf beiden Seiten die beiden Bildungsweiſen nebeneinander, die ältere auf =er, die im ganzen[1]) jüngere auf =ener. Die ältere hat ſich bei den mehrſilbigen ziemlich rein erhalten, weil ſie hier wenig Schaden ſtiften konnte; aber ſie iſt auch hier bei =kirchen beſeitigt, weil es auch Orte auf =kirch gibt; =hafener iſt durchgedrungen, weil daneben ſchon außerhalb des Namens das Hauptwort Hafen liegt, das ausgleichend wirkte. Bei den zweiſilbigen Ortsnamen dagegen iſt die alte Bildung bis auf wenige Reſte untergegangen. Und es wird kein Zufall ſein, daß in dieſem Reſte der Stamm des Wortes ſtets ein m oder n enthält; zwei benachbarte Stammlaute würden ſich ſchlecht miteinander vertragen.

Mit dieſen Darlegungen ſoll der Form Gießer die Daſeinsberechtigung nicht völlig abgeſprochen werden. Wenn der Menſch ſich in Pantoffeln und Hausrock bewegt oder auf der Bierbank ſitzt und ihn niemand zu verſtehen braucht als die Hausgenoſſen oder der runde Tiſch beim Andreas, dann mag er auch fernerhin nach Urväterbrauch von Gießern reden und die Form Gießener als läſtigen Zwang empfinden.

*

[1]) Ich ſage im ganzen: denn bei Bildungen, die von Wörtern wie Kempten ausgehen, iſt natürlich die Ableitung auf =enaere das ganz urſprüngliche.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

66. Steckkontakt oder Stechkontakt?

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 32, 22 (1917).

Im Jahrgang 31, 343 der Zeitschrift des Sprachvereins sagt Bruno Buchrucker: „Steckkontakt bezw. Stechkontakt."

Das scheint mir nicht richtig zu sein. Was zunächst den Sprachgebrauch betrifft, so waren meine Amtsgenossen von der Physik ziemlich überrascht, als ich ihnen die in der Überschrift enthaltene Frage vorlegte. Sie versicherten mir, daß in der Physik ausschließlich die Form Steckkontakt gebraucht werde, und so lautet denn auch das Wort in dem maßgebenden Handbuch von Frick über physikalische Technik. Dazu stimmt aber auch die sachliche Betrachtung. Das Weigandsche Wörterbuch erklärt stechen mit den Worten: „durch eindringende Spitze verletzen", d. h. zum Stecher gehört erstens ein spitziger Gegenstand, zweitens ein durch diesen entstehendes Loch. Aber der in Frage stehende Kontakt läuft nicht in eine Spitze aus, und das Loch ist bereits vorhanden, ehe er in Tätigkeit tritt. Die Arbeiten, deren Verfahren Buchrucker mit Recht rühmt, sprechen also durchaus zutreffend von Stecker.

*

67. Beide — die beiden.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht 32, 37 (1917).

Wann der eine, wann der andere Ausdruck verwendet wird, hat, soviel ich sehe, bis jetzt keines unserer Wörterbücher, keines unserer Bücher über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit geprüft. Dafür hat ein Vertreter einer Nachbarwissenschaft versucht, eine Regel zu finden (Kalepky in Behrens' Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 39, 117 Anm.). Kalepky meint, die beiden werde gebraucht, „wenn von den in Rede stehenden Personen bereits eingehender gesprochen worden ist, auf sie also mit Recht als auf „bekannt" hingewiesen werden kann, oder wenn zwei Personen zu einer größeren oder kleineren Zahl anderer in Gegensatz gebracht werden und weiter unterscheidende Merkmale als diese Zweiheit sich nicht darbieten wollen (in diesem Falle ist „beiden" stärker betont als der Artikel „die").

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Hier muß ich zunächst bekennen, daß ich nicht recht weiß, was mit dem zweiten durch oder eingeführten Fall gemeint ist. Ich kenne nur einen Fall, wo die stärker betont ist als beiden; das ist aber gerade der Fall, daß eine Zweiheit einer anderen Zweiheit gegenübergestellt wird: „die beiden", nicht „jene beiden".

Ob aber von den in Rede stehenden Personen bereits eingehender gesprochen worden ist oder nicht, ist für die Frage nicht von entscheidender Bedeutung. Marie v. Ebner-Eschenbach erzählt eine ganze Novelle hindurch aufs eingehendste von zwei Freiherren von Gemperlein, und trotzdem werden die Brüder an beliebigen Stellen der Erzählung wiederholt mit beide zusammengefaßt.

Eine Grundtatsache ist die verschiedene Betonung, die beide und die beiden im Satzzusammenhang erfahren. Beide hat stets einen starken Ton und ist Träger eines ganz bestimmten Gegensatzes: beide, nicht bloß der eine. Die beiden ist stets unbetont, und es kommt dem Sprechenden nicht auf die Hervorhebung eines Gegensatzes an; wo ein solcher allenfalls vorschwebt, kann er höchstens dem Prädikat gelten. Es heißt also etwa: Beide Brüder sind gefangen, nicht bloß der eine; dagegen: die beiden Brüder sind gefangen, nicht gefallen.

Die beiden ist unbetont und damit die Zweiheit als anaphorischer Begriff bezeichnet, als ein dem Bewußtsein vorschwebender, d. h. die beiden Begriffe sind bereits als Einheit in unserem Bewußtsein vorhanden, sei es, daß es sich um ein allgemein bekanntes Paar handelt, sei es, daß im Vorhergehenden zwei Größen schon zur Einheit zusammengefaßt waren. Bei beide kann es sich um zwei voneinander ganz unabhängige Größen handeln, oder auch um ein Paar; die letztere Eigenschaft ist aber im Augenblick gleichgültig; beide vereinzelt, sagt von zwei einzelnen Größen aus, daß jede von ihnen eine bestimmte Handlung ausführt oder Gegenstand einer solchen wird; beide gilt, unabhängig vom vorhergehenden Zustand, einer im Augenblick der Aussage durch das Pronomen hergestellten Einheit, die beiden einer bereits im Bewußtsein deutlich vorhandenen. Ganz kurz zusammenfassend kann man sagen: beide gilt zwei Einheiten, die beiden einer Zweiheit; wenn jemand sich vor beiden verbeugt, so macht er zwei einzelne Verbeugungen, vor jedem eine; verbeugt er sich vor den beiden, so gilt eine Verbeugung zwei Personen zusammen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Ich gebe nun zunächst eine Reihe von Beispielen für beide: Luther: 2. Mose 12, 7 sollst beide Pfosten an der Tür bestreichen; 2. Mose 22, 9 wo einer den andern schuldiget um einigerlei Unrecht, so sollen beider Sachen vor die Götter kommen; Sprüche 29, 13 Arme und Reiche begegnen einander; aber beider Augen erleuchtet der Herr; Tobias 8, 4 darnach vermahnet Tobias die Jungfrau; und sie stunden auf und beteten beide fleißig; 1. Makk. 12, 21 daß die von Sparta und Juden Brüder sind, dieweil beide Völker von Abraham herkommen; Luk. 1, 7 denn Elisabeth war unfruchtbar, und waren beide wohl betaget; 7, 42 da sie nicht hatten zu bezahlen, schenkte er's beiden; 1. Kor. 7, 5 entziehe sich eins dem andern, es sei denn aus beider Bewilligung; Lessing, herausgegeben von Göring 19, 47: so würde man sie untersucht und bestritten haben. Warum unterblieb beides? Schiller X, 83, 6 die sympathetische Bewegung begleitet die Handlung des Gemüts und den Empfindungszustand desselben, und muß daher mit beiden als gleichlaufend betrachtet werden; Tieck, Novellen (Berlin 1844—54) 12, 10 laß uns sehen, was Franz macht, antwortete Leonhard, und sie gingen beide in ein anderes Zimmer; 12, 54 an dem Morgen, an welchem Elsheim und Leonhard über das grünende Gefilde fuhren. Beide waren eine Zeitlang stumm; 12, 68 in grünem Rock und Weste, beide mit schmalen Tressen besetzt; Novellenschatz (herausgegeben von Heyse und Kurz) 3, 16 Klara sah ihn mit mitleidvollen Augen an. Beide waren ernsthaft geworden; Rudolf v. Raumer Gesch. der german. Philol. 379 außerdem besitzen wir von beiden Brüdern noch manche andere gelegentliche Mitteilungen über ihre Erlebnisse, 381 beide Brüder zeigten schon auf der Schule einen eisernen Fleiß; W. Grimm bei Raumer 418 jedem Volk gebührt derselbe Anspruch darauf, und wenn daher eine Sage bei beiden angetroffen wird; Novellenschatz 3, 240 (Gottfried Keller) so pflügten beide ruhevoll, bis beide verschwanden; 241 weiter war nichts Auffälliges an ihnen, als daß beide sehr hübsche Augen hatten; 14, 227 sich mit beiden Händen auf den Stiel zu lehnen; Weinhold in Bächtolds Lesebuch 8 Helgi hat den Hälbroddr zur Schlacht gefordert und beide segeln mit ihren Scharen zu dem bestimmten Walplatz; Wilhelm Scherer, Literaturgeschichte 556 Schröder und Iffland versuchten sich auch als dramatische Schriftsteller. Beide entwickelten eine große Fruchtbarkeit.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Beide wurzelten im Bürgertum. Sie nahmen beide mit Rousseau für die Natur gegen die Kultur Partei; Sealsfield, abenteuerliche Geschichten, 107 schont das Wild und euer Pulver und Blei, schont beides; Neuer Novellenschatz 1, 202 (Ebner-Eschenbach, die Freiherrn von Gemperlein) schon am frühen Morgen verließen beide das Schloß und ritten zusammen auf das Feld, 213 begann die Grenzlinie zu beiden Seiten so stark zu schattieren, 235 beide so verliebt, wie sie bisher nicht geahnt hatten, daß man es sein könne, 236 vielleicht waren beide verunglückt, 239 fuhr sich mit beiden Händen in die Haare; Greinz, Auf der Sonnseit'n 307 einen beide Parteien befriedigenden Ausgleich.

Bisweilen war die Übereinstimmung der von den zwei Größen ausgeführten oder erlittenen zwei Einzelhandlungen noch durch besondere weitere Mittel hervorgehoben: Luther, 1. Kön. 6, 25 war einerlei Maß und einerlei Raum beider Cherubim. Jes. 1, 31 wenn der Schutz wird sein wie Werg und sein Tun wie ein Funke und beides miteinander angezündet werde; Matth. 13, 20 lasset beide miteinander wachsen; Lessing 19, 47 der beides zugleich, ein gründlicher Kopf und schöner Geist ist; Schiller 10, 84, 25 auf einen ungeübten Sinn können beide völlig denselben Effekt machen; Novellenschatz 3, 295 beide wurden auf einmal traurig.

Am schärfsten tritt die beiden in Gegensatz zu beide in den Fällen, wo ein Paar an einer einzigen Handlung, einem einzigen Vorgang, Zustand beteiligt ist; hier ist die Verwendung von beide schlechterdings ausgeschlossen. Zum Teil liegt hier die Sache so, daß die Handlung überhaupt erst durch das Zusammenwirken zweier Größen zustande kommen kann: Luther, I. Mos. 22, 6 gingen die beiden miteinander, ebenso Ruth 1, 19; II. Kön. 2, 6—8; Sacharja 6, 13 wird Friede sein zwischen den beiden; Raumer, Gesch. d. german. Philol. 380 die beiden Knaben wuchsen in inniger Gemeinschaft auf, 391 so nahe sich aber die beiden Brüder standen; Scherer, Literaturgesch. 552 die Annäherung der beiden Männer, 634 Wilhelm Schlegel, der ältere der beiden Brüder; Novellensch. 1, 204 welcher von den beiden Herren strenger sei, 3, 264 doch war sein Vater Manz nur der erste von den beiden Feinden, der sich nicht mehr halten konnte; N. Novellenschatz, 1, 201 die beiden Freiherren saßen einander gegenüber, 216 die beiden Gatten sahen einander an; das Quadrat über der Hypotenuse ist gleich der Summe der Quadrate über den beiden Katheten.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

In anderen Fällen liegt eine gemeinsame Handlung vor, an deren Stelle auch eine Einzelhandlung oder zwei Einzelhandlungen möglich wären: Novellenschatz 3, 244 hiermit war die Mahlzeit der Bauern geendet. Die beiden Kinder zogen ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden (es ist nur eines!)

Natürlich können auch bei die beiden zwei voneinander unabhängige, aber übereinstimmende Handlungen vorliegen; es wird jedoch auf die Übereinstimmung kein Wert gelegt, es wird eine einfache ruhige Mitteilung gegeben: Luther, Pred. 5, 7 siehst du den Armen Unrecht tun, wundere dich des Vornehmen nicht; es sind noch höhere über die beiden; Raumer, Gesch. d. german. Philol. 398 über das Leben der beiden Brüder sind wir durch sie selbst unterrichtet, 391 später, wenn wir die beiden Männer in ihrer vollen Reife vor uns sehen, 396 wenn also der Unterschied zwischen Minnegesang und Meistergesang wegfällt, so kann man dennoch treffend genug die beiden zur Bezeichnung zweier Perioden in der Geschichte der Poesie fortgebrauchen, 401 Bereicherungen zur Kenntnis des Meistergesangs aus den beiden Meisterliederhandschriften, Novellenschatz 3, 21 so begaben sich die beiden glücklichen Menschen in die enge kleine Kammer auf ihr gemeinschaftliches Lager, 84 den beiden Eheleuten war die Aussicht, wieder anständig zu leben, wie dem Kinde die Weihnachtsbescherung, 219 die Wirtin setzte sich ab und zu plaudernd zu ihnen, und die beiden gaben ihr verständigen Bescheid, 14, 299 die russische Regierung setzte einen großen Preis aus für Den, der die Beiden einfinge; Scherer, Literaturgesch. 633 die beiden Schlegel faßten jetzt ihre Kraft zu größeren literarhistorischen Arbeiten zusammen; Sealsfield, Abenteuerliche Geschichten 55 Johnny schaute meinen Mann hohnlächelnd an. Die beiden standen, ohne ein Wort zu sagen; Greinz, Auf der Sonnseit'n 283 nun waren die beiden schon alte Kracher geworden, 287 die beiden standen nun mitten in der Stube, 293 die beiden ließen sich etwas abseits vom Haus auf den Schnee nieder, „Zeit is's! Aufstiahn müass'n wir!" Langsam krabbelten die beiden Lotterleut aus dem Heu heraus, 307 der Kasz und i seien die boaden größten Rindviecher auf Gottes Erdboden.

Da bei beide es auf eine augenblickliche Schaffung einer Einheit durch die Beilegung zweier übereinstimmenden Prädikate ankommt, kann beide natürlich nicht stehen, wo das Prädikat fehlt,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

also insbesondere nicht in Titeln: Kotzebue, die beiden Klingsberg, Riehl, die beiden Freunde, Kurz, Die beiden Tubus, Müller, die beiden Könige; Farjeon, Die Herz-Neune (Engelhorn IV, 15) 144 was, kreischte Ida, die beiden Herren.

Es geht allerdings nicht ganz ohne Durchbrechungen unserer Regeln ab. Es handelt sich aber ausschließlich um ein Weitergreifen von beide zu Ungunsten von die beiden; Belege für das Umgekehrte sind mir nicht zur Hand. Und zwar gehören die Ausnahmen fast durchweg der Gruppe an, wo zum Zustandekommen eines Vorgangs, einer Sachlage ein Paar von Größen notwendig ist: z. B. Schiller 10, 47, 19 das erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Menschen; Raumer 395 es ließe sich eine festere Grenzlinie zwischen beiden Arten ziehen, 399 der angenommene Unterschied zwischen beiden; Lessing 19, 32 einige halten ihn für einen ebenso großen Redner als Weltweisen, andere wollen ihn für keines von beiden halten. — 1. Mos. 21, 27 da nahm Abraham Schafe und Rinder und gab sie Abimelech, und machten beide ein Bund miteinander, Eph. 2, 14 er ist unser Friede, der aus beiden eines hat gemacht; Schiller I, 100, 2 die vereinigte Wirkung beider Prinzipien, 103, 8 daß beide Prinzipien in ihm sich schon in derjenigen Übereinstimmung befinden, XI, 289, 130 in den Armen lagen sich beide und weinten vor Schmerzen und Freude; W. Grimm bei Raumer 418 daß beide Völker durch Heerzüge und Kriege vereinigt eine gemeinsame Poesie erwarben, 386 beide Brüder besuchten so ziemlich die gleichen Kollegia, 391 von gleicher Liebe zu diesen Studien waren beide ergriffen.

Ein vereinzeltes Beispiel anderer Art: Neuer Novellenschatz 242 eine Stunde lang warteten beide vor dem Schlosse auf den für drei Uhr nachmittags bestellten Wagen.[1])

Abgesehen von dem letzten Beleg sind diese Ausnahmen dadurch zustande gekommen, daß im Geiste des Sprechenden sich zwei Möglichkeiten der Aussage zusammendrängen. So stand etwa bei der Stelle

[1]) Nicht zu den Ausnahmen gehört folgendes Beispiel: Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 99, S. 77: der Dietrichs Vorgänger und beide Nachfolger nennt, aus dem der Ausdruck Dietrichs beide Nachfolger zu entnehmen ist. Denn eine Größe, der ein possessiver Genitiv vorausgeht, muß stets eine bestimmte Größe sein: Deutschlands Fürsten ist soviel wie die Fürsten Deutschlands, während Fürsten Deutschlands eine unbestimmte Anzahl meinen würde. So ist also Dietrichs beide Nachfolger gleichwertig mit die beiden Nachfolger Dietrichs.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

aus dem Epheserbrief nebeneinander: der aus zweien eines hat gemacht und: der aus den beiden eines hat gemacht, bei Wilhelm Grimm: daß beide Völker eine reich entfaltete Poesie erwarben, und: daß die beiden Völker eine gemeinsame Poesie erwarben, bei Raumer 391: von gleicher Liebe waren die beiden ergriffen, und: von Liebe waren beide ergriffen; in der Stelle aus der Bürgschaft verlangte das erste Zeitwort eigentlich ein anderes Subjekt als das zweite: in den Armen lagen sich die beiden, beide weinten vor Schmerzen und Freude. Da aber jeweils das Gemeinsame besonders betont wird, trug die Wendung mit beide den Sieg davon. Zu den Beispielen mit zwischen beiden, von beiden anstatt zwischen den beiden, von den beiden werden lautliche Gründe mitgewirkt haben; von den, zwischen den wurde in natürlicher Rede leicht zu vonn, zwischenn.

Der Mangel an Denkschärfe, der in diesen Mischungen zutage tritt, zeigt sich ja nirgends häufiger, als gerade beim Gleichsetzen und Unterscheiden. Ich habe dafür aus dem Heliand in meiner Heliandsyntax S. 369 zahlreiche Belege gegeben. Ich bringe hier aus späteren Quellen einige Beispiele bei: Rolandslied 5087 von theme aller kuonisten eineme; Schiller an Körner, 8. Sept. 1795: ihr Ton ist derselbe der vier ersten Strophen, Jean Paul, Wuz (Reklam), S. 12 selbst ihr Anzug ist etwas Ähnliches von der Mönschkutte; Wilhelm Wackernagel, Fundgruben 1, 269 vollständige Beispiele derselben Sprechweise als im Griechischen und Deutschen; Hoffmeister, Schiller, III, 287 einen gleichen Charakter mit dem Wallenstein nahmen aber auch seine kleineren Gedichte an; Müller u. Königswinter, vier Burgen S. 210 in der entgegengesetzten Richtung, welche er gestern gekommen war — Maurini, vom Fenster aus (Spemann 258) 11 er sang dieselbe Melodie von vorhin; Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker I, 210 der Charakter hat viele feine und liebenswürdige Züge und ist ein entschiedener Fortschritt vor der Amalie. Berliner Philologische Wochenschrift 1905, 23 also gerade umgekehrt als sonst überall, Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1908, 7 weil viel zu viel nach Vorbildern als nach der Natur gemalt wurde, Hagenbeck, von Tieren und Menschen 428 es war das schönste aller ähnlichen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Institute; Trautmann, der Staat und die deutsche Sprache, S. III die fünf Reden und Aufsätze, die den Inhalt dieses Heftes bilden, sind in umgekehrter Ordnung entstanden, als sie hier vorgeführt werden; Zedlitz, Militärhumoresken 79 der Sturm pustete mit täuschender Ähnlichkeit des Föhns im Wilhelm Tell; Otto Lenz, J. J. Fr. Richter und die zeitgenössische Kritik, Gießener Diss. 1916, 123 (Aus dem Freimütigen 1804) man könnte von Jean Paul sagen, er habe viel Ähnliches von seinen Namensvettern, den Aposteln.

Daß die Verwendung von zwischen unter Umständen logische Schwierigkeiten bereitet, beweist die nicht seltene fehlerhafte Wiederholung zwischen dir und zwischen mir, vgl. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit[5], 150; Heinze, Sprachhort 664.

*

68. Zum Gebrauch von „dessen" und „deren".

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 20 (1905), 39.

Wenn meine Kinder mir ihre Zeugnisse zur Unterschrift vorlegen, so muß ich meinen Namen an eine Stelle setzen, an der folgende Worte vorgedruckt sind: „Unterschrift des Vaters oder dessen Stellvertreters." Den stillen Verdruß, den ich jedesmal darüber empfinde, möchte ich endlich einmal laut werden lassen. Man wird ohne weiteres mit mir darüber einig sein, daß es statt: oder dessen Stellvertreters heißen muß: oder seines Stellvertreters. Aber worin liegt der Fehler, welche Regel der Sprache ist hier verletzt? Es kann doch ganz unbedenklich heißen: es unterschreibt der Vater oder dessen Stellvertreter; lassen wir den Vater oder dessen Stellvertreter unterschreiben; unterschrieben vom Vater oder dessen Stellvertreter. Die Regel, die ich freilich nirgends ausgesprochen gefunden habe, lautet: dessen und deren können nur dann als Bestimmung eines Hauptworts auftreten, wenn das Hauptwort nicht im Genitiv steht. Ausnahmen von dieser Regel sind selten, und sie sind mir fast durchaus an Stellen begegnet, deren sprachliches Ansehen nicht allzusehr ins Gewicht fällt. Eines entstammt hohem Kanzleistil: den Ehepakten von Luise von Koburg, die jüngst von den Zeitungen mitgeteilt

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

wurden: „die Unterhaltung höchstderen Hauses“, ein zweites den Vorschlägen einer Ärztekammer für die Durchsicht des Strafgesetzbuchs, abgedruckt in der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft“ Bd. 24, S. 712. Danach soll § 54a des Strafgesetzbuchs künftig lauten: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung 1. von einem approbierten Arzte in Ausübung seines Berufes innerhalb der Regeln der ärztlichen Wissenschaft und nicht in bewußtem Widerspruch mit der freien Willensbestimmung des Verletzten oder dessen gesetzlichen Vertreters begangen wird.“ Für zwei Beispiele ist die Sprache der Zeitung verantwortlich: Münch. N. Nachr. Nr. 288, S. 3, Sp. 2: „daß weiten Kreisen die Berufung auf § 11 des Preßgesetzes weit geläufiger ist, als die richtige Auslegung dessen vom Gesetzgeber gewollten Inhalts,“ und ebenda Nr. 537, S. 5, Sp. 4: „ein hoher Prozentsatz deren Kinder sei erblich belastet.“ Eines entnehme ich einer Gießener Dissertation aus dem Gebiet der Landwirtschaft: Böhmer, Die Braugerstenbonitierung S. 32: „auch hier verdanken wir Wollny die umfassendsten Versuche; auf Grund deren Resultate durfte er schließen —.“ Zwei sind mir in ungedruckten schriftlichen Arbeiten begegnet, die durch meine Hände gegangen sind: „durch Mißbrauch dessen Güte,“ „in der Beschreibung der Pfeiferstube und des Waltens der Hausfrau und deren Tochter Bärbele.“ Ein einziges Mal ist mir eine derartige Wendung in der eigentlichen Literatur aufgestoßen, bei Berger, Schiller I, 199: „in Haugs, dessen Gönners Zeitschrift“.

Eine solche Regel macht nun freilich einen recht willkürlichen Eindruck; sie scheint einer reinen Laune des Sprachgeistes ihr Dasein zu verdanken. Denn daß in der verpönten Fügung vom Genitiv wieder ein Genitiv abhängig gemacht wird, kann nicht genügen, um ihren Ausschluß zu erklären: derartige Verbindungen von zwei Genitiven sind zwar unschön und werden gemieden, aber doch nicht mit der Strenge, die sich in unserer Regel zeigt. Und doch möchte ich wie im allgemeinen so auch hier der Rolle des sprachlichen Zufalls möglichst wenig Zugeständnisse machen.

Unser dessen geht zurück auf ein älteres des[1]), war also gleichlautend mit dem Geschlechtswort, ebenso deren auf der.

[1]) Genauer wohl auf des sein, was eine Mischung von des mit dem mundartlichen dem sein darstellt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Dessen Stellvertreters, dessen Inhalts, deren Resultate, deren Tochter Bärbele, hätte also in älterer Zeit geheißen: des Stellvertreters, des Inhaltes, der Resultate, der Tochter: es wäre also undeutlich gewesen, ob des, der das Geschlechtswort sein soll, das im gleichen Kasus steht wie das folgende Hauptwort, oder ein von diesem abhängiger Genitiv.

Es war also ganz einfach eine Rücksicht auf die Deutlichkeit des Ausdrucks, die Anlaß zu unserer Regel gab.

*

69. „Dessen" und „deren".

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 20 (1905), 247.

Meine obigen Bemerkungen haben der Schriftleitung und mir selbst mehrere Zuschriften eingetragen. Drei von ihnen behaupten, daß dessen und deren auch vor genitivischem Hauptwort zulässig seien. Aber von keiner Seite ist der einzig mögliche Gegenbeweis auch nur versucht worden. Ich habe meine Regel keineswegs, wie einer der Einsender zu glauben scheint, aus meinem Sprachgefühl abgeleitet, sondern aus der Tatsache, daß ich widersprechende Beispiele nur in sprachlich minderwertigen Quellen angetroffen habe. Ich habe während etwa 1½ Jahren bei allem, was mir von Geschriebenem und Gedrucktem unter die Augen gekommen ist, auf unsere Erscheinung geachtet, und das war eine ziemliche Masse. Auch kann ich jetzt, dank einem freundlichen Hinweis von Professor Frederking in Worms, feststellen, daß die gleiche Wahrnehmung wie ich schon Sanders gemacht hat, Sprachschwierigkeiten 13, S. 240b; ich hatte schon selber bei ihm gesucht, war aber nicht darauf verfallen, daß das Gewünschte unter der Überschrift „Sächsischer Genitiv" versteckt sein könne. Wer demgegenüber die von mir gegebene Regel bestreiten will, muß beachtenswerte Beispiele für den entgegengesetzten Sprachgebrauch beibringen. Das hat keiner der drei Herren getan, und so dürfen ihre Zuschriften fast als Bestätigungen meiner Regel gelten. Wohl aber hat mir Karl Scheffler zwei Gegenbeispiele gestiftet: Braut von Messina, V. 2112: „und stündlich harr' ich dessen Wiederkehr; Grillparzer, Der Traum ein Leben, 3. Aufzug: „dessen Zunge

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Schmeichellaut ich, ein Törichter, vertraut. Er hat indessen den von mir bekämpften Gebrauch damit gar nicht verteidigen wollen; und dichterischer Sprachgebrauch, selbst wenn er stärker ausgebreitet wäre, kann natürlich für unseren prosaischen nicht ausschlaggebend sein.

Einer der Einsender will nachweisen, daß *dessen* unter Umständen aus Gründen der Deutlichkeit sogar stehen *müsse*, indem er u. a. folgende Beispiele erfindet: er verglich die Bilder des Grafen und dessen Sohnes, der Vorsteher bittet um die Anwesenheit des Schriftführers oder dessen Stellvertreters. Auch demgegenüber kann ich nur sagen: man beweise uns, daß gute Schriftsteller tatsächlich so schreiben, öfters so schreiben! Wer heißt uns denn so häßliche Sätze bilden? Warum kann nicht gesagt werden: er verglich die Bilder des alten und des jungen Grafen, des Vaters und des Sohnes; der Vorsteher bittet, es möge der Schriftführer und dessen Stellvertreter anwesend sein. Eine der Einsendungen behauptet sogar einen bedeutsamen logischen Unterschied zwischen „des Vaters oder dessen Stellvertreters“ und „des Vaters und seines Stellvertreters“: „Letzteres kann man nur sagen, wenn der Stellvertreter vom Vater selbst ernannt oder irgendwie bestimmt ist; ersteres ist jeder von irgendwelcher Autorität bestellte Stellvertreter für den nicht mehr lebenden oder nicht mehr Vaterstelle vertretenden Vater.“ Leider habe ich feststellen müssen, daß gegenüber diesem angeblichen Unterschied alle von mir Befragten, auch meine juristischen Amtsgenossen, die gleiche Stumpfheit des Sprachgefühls besitzen wie ich selbst. Aber die Sache ist doch recht lehrreich: der Einsender hat „dessen Stellvertreters“ als das Ergebnis *amtlichen* Verfahrens augenscheinlich deshalb empfunden, weil „dessen“ eben mit Vorliebe im Amtsstil gebraucht wird, während es die gewöhnliche, die eigentlich lebendige Rede kaum kennt. Und damit hängt es auch zusammmen, wenn ein letzter Einsender meldet, daß sein Gerichtsschreiber beharrlich schreibe: wird dem Johann Maier und dessen Ehefrau auf- aufgegeben, daß er sich aber getrieben fühle, beharrlich zu verbessern: und seiner Ehefrau.

Sanders hat bemerkt (a. a. O. S. 239, 3), daß auch, wenn der Genitiv eines Hauptworts dem regierenden Hauptwort vorausgeht, dieses letztere nur im Nominativ, Dativ, Akkusativ, kaum im Genitiv steht: auch hier spielt das Verlangen nach Deutlichkeit die

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ausschlaggebende Rolle, freilich in anderer Weise als Sanders meint. In Sätzen wie: ich bedarf meines Freundes Rates würde beim Hörer Freundes Rates sehr leicht als Zusammensetzung, als Freundesrates aufgefaßt werden und damit ein völliger Unsinn zustande kommen.

*

70. „Auf es", „für es".

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 5, 480.

In diesen Blättern ist verschiedentlich die Frage erörtert worden, ob es gestattet sei, das Fürwort es mit einer Präposition zu verbinden. Dabei hat aber der eigentlich entscheidende Gesichtspunkt keine Beachtung gefunden. Die fragliche Zusammenstellung ist deshalb verwerflich, weil sich dabei eine unüberwindliche Schwierigkeit der Betonung ergeben würde. Die Präposition für hat keinen eigenen Ton, lehnt sich stets vorwärts; das Pronomen es lehnt sich vorwärts oder rückwärts an das Wort, zu dem es die nächsten syntaktischen Beziehungen hat; in unserem Falle also könnte nur eine Rücklehnung in Frage kommen. Das heißt: jedes der beiden Wörtchen bedarf selbst dringend der Stütze und ist zu schwach, um anderen zur Stütze zu dienen.

*

71. „Durch" — „infolge".

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 20, 342 (1905).

Wie schwer die deutsche Sprache ist, wie wenig wir noch von ihren Gesetzen wissen, habe ich wieder so recht deutlich empfunden, als Freund Dunger im Ausschuß zur Schärfung des Sprachgefühls den Satz 257 vorlegte: „durch den Rücktritt des Dr. . . . und den Heimgang des Prof. . . . sind gegenwärtig zwei Stellen des Gesamtvorstandes unbesetzt." Die Erläuterung, die beigegeben werden sollte, ist im Kreise des Prüfungsausschusses mehrfach erörtert worden und hat schließlich eine Fassung gefunden, die ich nicht für sehr glücklich halten kann.

Die Schwierigkeit, die bei der Aufstellung solcher Regeln entsteht, liegt vor allen Dingen darin, daß wir gewöhnlich nicht über

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

eine hinlängliche Menge von Belegen verfügen, die das Vorkommen eines Wortes, einer Wendung veranschaulichen. Die Beispiele, die ich im folgenden biete, stammen, wenn nichts anderes bemerkt ist, aus der Frankfurter Zeitung; einzelne von ihnen verdanke ich dem und jenem meiner Zuhörer; ein (s.) besagt, daß ich das Beispiel selbst gebildet habe. Freilich ist auch mein Vorrat noch lange nicht reich genug; so mache ich meine positiven Aufstellungen mit allem Vorbehalt und hoffe, daß der Kreis unserer Leser es an Ergänzungen nicht fehlen lassen wird.

Ich hätte gleich die ersten Worte der Erläuterung etwas bestimmter gewünscht: „in derartigen Verbindungen". Verbindungen welcher Art sind gemeint? Ich stelle fest, daß mit Personenbezeichnungen nur „durch" verbunden werden kann, niemals „infolge". Weiterhin enthalten meine Belege keinen Fall, in dem „infolge" bei einer Sachbezeichnung stünde, und ich kann mir auch schwer einen Satz vorstellen, in dem ein Ausdruck zulässig wäre wie „infolge des Balkens", „infolge des Weins". Allerdings könnte es heißen: „Infolge des reichlich genossenen Weins verfiel er in einen schweren Schlaf." Aber auch hier handelt es sich nicht um die Folge des Weins, sondern eine Folge des Weingenusses, und man wird wohl auch diese Ausdrucksweise vorziehen: „infolge des reichlichen Weingenusses". Im ganzen wird man aber sagen können, daß „infolge" nur dann möglich ist, wenn es sich um das Ergebnis von Vorgängen, Zuständen, Eigenschaften handelt; nur hier also kann man zweifeln, ob „durch" oder „infolge" zu setzen sei. Wenn nun unsere Erläuterung meint, daß „durch das Mittel, infolge den Grund" bezeichne, so scheint mir das schon auf die angeführten Beispiele nicht zu passen. Abgesehen davon, daß ich den Regen nicht als den Grund, sondern als die Ursache der Nässe bezeichnen würde, möchte ich stark bezweifeln, ob in den Sätzen: „durch den Regen ist der Weg naß geworden"; „durch die Trägheit des Schreibers ist der Bericht verzögert worden" viele die adverbielle Bestimmung als das Mittel anerkennen werden; wo ich nach der logischen Geltung dieses Satzgliedes gefragt habe, habe ich ohne weiteres die auch mir zunächst liegende Antwort erhalten: es bezeichnet die Ursache. Wenn weiter gesagt wird, daß „durch" stehe, wenn ein Vorgang, „infolge", wenn ein Zustand bezeichnet werden soll, so

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ist das schon für „durch“ nur annähernd richtig. Denn es heißt ohne Anstoß: „wir wissen durch die Untersuchungen von Robert Koch“ (s.); „alles, was wir sind, sind wir durch die Gnade Gottes“ (s.). Für „infolge“ aber ist die Lehre durchaus unrichtig; in keinem der nachfolgenden Sätze wird man „infolge“ mit „durch“ vertauschen können, obgleich von der Bezeichnung eines Zustands keine Rede sein kann: „infolge der jüngsten Vorgänge wurde der Naphtakongreß gestern geschlossen“; „infolge der Obstruktion des Eisenbahnpersonals mußte die Abfahrt vieler Züge eingestellt werden“; „haben die Studenten infolge von Ermahnungen des Rektors das Telegramm zurückgenommen“; „gestern stieß infolge Versagens der Bremse der Schnellzug auf einen Prellbock“; „infolge schlechten Wetters kamen sie nur langsam vorwärts“; „infolge eines für den Fall des Rückzugs gegebenen Befehls wurde die Brücke von den Pionieren gesprengt“ (s.).

Es ist aber überhaupt aussichtslos, die Unterscheidung in der Beschaffenheit des Zeitworts suchen zu wollen, zu dem die Bestimmung mit „durch“ oder „infolge“ hinzutritt. Denn man kann sich sehr wohl Sätze denken, in denen zum Zeitwort beide Arten der Ergänzung hinzutreten; z. B.: „infolge eines für den Fall des Rückzugs gegebenen Befehls wurde die Brücke durch die angestrengten Bemühungen der Pioniere zum Einsturz gebracht“ (s.). Es gibt ferner Sätze, in denen „durch“ ohne irgend eine weitere Veränderung des Wortlauts mit „infolge“ vertauscht werden kann: „durch den Tod meines Vetters habe ich einen großen Verlust erlitten“; „infolge des Todes meines Vetters habe ich einen großen Verlust erlitten“. Aber allerdings ist durch den kleinen Tausch der Sinn des Satzes ein ganz anderer geworden. Der Satz mit „durch“ bedeutet: der Tod meines Vetters ist mir sehr nahe gegangen; der Satz mit „infolge“ besagt etwa: der Tod meines Vetters hat mir dessen Geschäftserfahrung, dessen Kapital entzogen; die Folge war, daß mir eine Unternehmung mißglückt ist, und so habe ich einen Verlust erlitten. Damit stehen wir vor der Lösung des Rätsels: bei „durch“ liegt eine unmittelbare, ursächliche Verknüpfung vor, bei „infolge“ nur eine mittelbare. Damit stimmt ja auch der Satz vom Einsturz der Brücke: der Befehl hat die Brücke nicht selber zum Einsturz gebracht, sondern sich der Vermittlung der Pionierarbeit bedient. Und so begreift sich auch, weshalb „durch“ allerdings in der über-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

wiegenden Zahl von Fällen zur Bestimmung von Handlungen oder Vorgängen dient, weit seltener zu der von Zuständen. Für das Eintreten eines Zustands läßt sich leicht ein einzelner Urheber unmittelbar verantwortlich machen; daß der Zustand aber fortdauert, ist in den meisten Fällen nicht die Wirkung des ursprünglichen Anstoßes; vielmehr pflegt insbesondere das Ausbleiben von Gegenwirkungen die Schuld zu tragen. Eine Stelle wird naturgemäß frei durch den Tod ihres Inhabers; daß sie aber noch frei ist, das kommt etwa daher, daß sie noch nicht wieder ausgeschrieben worden ist oder daß sich noch kein Bewerber gefunden hat. Wenn die durch den Regen naßgewordene Straße noch naß ist infolge des Regens, so war der Himmel mit Wolken bedeckt, kein Wind hat seine auftrocknende Tätigkeit ausgeübt.

Vollständig deutlich ist die unmittelbare Verknüpfung zweier Erscheinungen, wenn die eine im Subjekt des Satzes, die andere in der Aussage verkörpert wird. Was aber von dem Subjekt gilt, das gilt von der besonderen Verrichtung, der Eigenschaft, dem Werkzeug, mit dem das Subjekt sich betätigt. Hier ist also „durch“ an seiner Stelle; an diese Verwendung hat wohl unsere Erläuterung gedacht, wenn sie davon spricht, daß „durch“ das Mittel bezeichne. „durch“ steht also z. B. bei Zeitwörtern, die noch durch einen Akkusativ ergänzt werden: „zeigen wir durch musterhafte Ordnung, daß die Ruhrbergleute gesittete Staatsbürger sind“; „indem es ihn durch die Drohung mit dem Boykott zwingen wollte“; „der vorige Sommer erzeugte durch seine außergewöhnliche Hitze zeitweise eine stürmische Nachfrage nach Kohlensäure“; „gewichtigte Stimmen ließen sich in ähnlichem Sinne hören und machten gerade durch ihren ruhigen Ton tiefen Eindruck“ (Deutsche Monatsschrift 1905, 495); „die herkommen, um durch Pamphlete den katholischen Glauben zu unterwühlen“; „die Hypothese zerfließt in nichts; es lohnt sich aber, sie durch eine bessere zu ersetzen“. Seltener sind die Belege für „durch“ als Bezeichnung des „Mittels“ in Sätzen, die aus dem Subjekt und einem Zeitwort in aktiver Form ohne Akkusativergänzung bestehen: „er ragt hervor durch die Lauterkeit seiner Gesinnungen“ (s.); „er ist bekannt durch seine Arbeiten über elektrische Wellen“ (s.); „der mir schon immer durch seine Konstitution aufgefallen war“; „Frl. Rocco fiel hin und wieder durch einen Gefühlston vorteilhaft

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

auf". Diesen Fällen von Ergänzung des Zeitworts mit „durch" treten solche zur Seite, wo der Begriff des Zeitworts durch ein Hauptwort ausgedrückt wird: „der Mehrverdienst (= daß sie mehr verdienen) durch die Überschichten bietet ihnen dafür keinen Ausgleich"; „um sie vor dem drohenden Untergang durch Bauspekulationen zu bewahren".

In allen diesen Fällen, wo „durch" ein Zeitwort ergänzt, könnte die Bestimmung mit „durch" an Stelle des jetzt vorhandenen Subjekts in den Nominativ treten und sich so als der unmittelbare Anlaß zur Handlung darstellen.

Eine entsprechende Umwandlung kann vollzogen werden, wenn ein Subjekt mit einem Zeitwort in der Leideform verbunden wird und die Veranlassung in einer Bestimmung mit „durch" ihren Ausdruck findet: z. B. „daß durch solche Erklärungen das Rechtsbewußtsein des Volkes gestärkt werde" (= solche Erklärungen stärken das Rechtsbewußtsein des Volkes); „werden die Japaner durch Gewehr- und Geschützfeuer zum Rückzuge genötigt"; „bestärkt wird man in dieser Annahme durch die allgemein anerkannte Tatsache". Mit der Leideform gleichwertig ist die Verbindung von sein mit zu und dem Infinitiv: „die Einführung von Schiffahrtsabgaben ist nur durch eine Änderung der Reichsverfassung zu erzielen"; „daß normale Verhältnisse nur durch die Einführung einer Konstitution zu erhoffen sind". Ferner hat nicht selten die rückbezügliche Form den Sinn der Leideform: „sie haben sich durch die amtliche Untersuchung als unwahr erwiesen"; „daß sich dadurch der Streik vielleicht noch eher erklärt"; „daß sich die Unzufriedenheit im Volke nicht durch Waffengewalt beseitigen läßt". Die Fügung, die der Leideform gerecht ist, gilt natürlich auch für das zugehörige Mittelwort und das dem Beiwort nahestehende Mittelwort: „daß durch Reichsgesetze angeordnet sei"; „daß der höhere Preis durch eine erhebliche Veränderung des Konsums verursacht ist"; „der Angriff war durch ein furchtbares Artilleriefeuer vorbereitet"; „unbeirrt durch unüberlegte Aufreizereien"; „die durch Unterlassung eines Bergwerksbetriebes gefährdeten öffentlichen Interessen"; „die durch die geheime Wahl verbürgte Wahlfreiheit"; „in weiteren Kreisen durch eine vorzügliche Radierung von Mannfeld bekannt"; „welche durch die Aussichtslosigkeit ihrer Forderungen verbittert waren". Und sie gilt ebenso für die Haupt-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

wörter mit der Bedeutung der Leideform: „soweit diese durch staatliche Aufwendungen eine Verbesserung erfahren haben"; „selbst leichtere Verbrechen fanden die grausamste Ahndung durch die schrecklichsten körperlichen Verstümmlungen"; „leider haben wir in Sachsen eine Verseuchung durch Ansteckung aus dem Süden feststellen müssen".

Mit der Leideform sind aber auch Zeitwörter des Geschehens, Erscheinens, des Erleidens gleichwertig: „durch den Wegzug des Prof. X ist die Wohnung frei geworden" (s.); „dadurch wurde es unmöglich"; „ob ein natürlicher Fluß durch besondere Anlagen ein künstlicher Fluß werden kann"; „es entsteht ein mikroskopisches Bild durch die Vereinigung der von einer Stelle ausgehenden Strahlen"; „so ist es lediglich durch kleinliche Auslegungskunst zu diesem Wahrspruch gekommen"; „da die verschiedenen Bezirksvereine durch die Neueinteilung ganz in Unordnung gekommen seien"; „daß die Bedeutung der Presse dadurch gewachsen ist, daß so viele Leute nachgeben"; „die Aufwendungen, die den verkehrsschwachen Landesteilen durch unrentable Staatsbahnen zufließen"; „Mißstände, die erst durch den diesjährigen Geschäftsbericht klar zutage treten"; „durch diesen Umstand erscheint die Sache in anderem Lichte" (s.); „durch den Tod meines Freundes habe ich einen großen Verlust erlitten".

Und schließlich kann auch eine Zustandsbezeichnung mit „durch" ergänzt werden, wenn eben der durch einen bestimmten Anlaß herbeigeführte Zustand sich als ein endgültiger, nicht durch Gegenwirkungen zu beseitigender darstellt: „durch die Aussagen der Zeugen steht fest" (s.); „wir wissen durch die Untersuchungen des berühmten Gelehrten" (s.).

Damit glaube ich die Möglichkeiten erschöpft zu haben, in denen „durch" eintritt. Das übrige Gebiet gehört den Bestimmungen durch „infolge". Unter meinen Beispielen greife ich eines besonders heraus: „infolge des Arbeiterstreiks wurde die Beladung und Löschung der Dampfschiffe eingestellt". Hier steht „infolge", obwohl das Zeitwort in der Leideform erscheint; die Verknüpfung ist aber hier nur eine mittelbare; man kann nicht sagen: „der Arbeiterstreik hat die Löschung der Dampfschiffe eingestellt".

Fehlerhaft ist aber die Verwendung des „durch" auch in folgenden Sätzen: „dadurch mußte das Umbauprojekt aufgegeben

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

und an einen Neubau gedacht werden"; „des heimischen Dialekts, dem neuerdings, namentlich durch die Forschungen Nagls, eine erhöhte Bedeutung zugestanden werden müsse" (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine 1905, 22); „daß durch den langandauernden Mangel an ausgiebiger Arbeit viel Elend unter den Bergarbeitern herrscht"; „die Wahlfreiheit ist durch eine weitgetriebene Wahlkontrolle in vielen Fällen illusorisch"; „durch das Verhalten der Arbeitgeber war es nicht möglich, den Konflikt beizulegen" (Gießener Flugblatt); „durch solches Verhalten war der Streik unausbleiblich" (ebenda).

*

72. Zum Gebrauch der Präposition „mit".

Zeitschrift für deutsche Wortforschung 10, 31.

Daß man schwört mit aufgehobener Hand, daß man dasteht oder daherkommt mit gezücktem Schwert, das ist uns etwas ganz Geläufiges. Aber es wäre sehr sonderbar und wäre zu allen Zeiten sonderbar gewesen, wenn man sagen wollte: mit gezücktem Schwert griff er zu den Waffen. Dennoch steht Rolandslied 2137 zu lesen: thaz er ze thinere antwerte mit gevazzeteme swerte greif an sine were. Das heißt — Bartsch gibt keine Erklärung —: er griff zur Wehr, indem er das Schwert ergriff. Ähnlich dann ebenda 2219 mit umbeslozzenen armen sie kusten ein ander: sie umschlossen sich mit den Armen und küßten einander. Ferner 8771: ther keiser zurnete harte mit uf gevangeme barte: er zürnte, wobei sich sein Bart sträubte. Und sogar 1155: ther keiser zurnete harte. Mit gestreichetem barte, mit uf gewundenen granen hiez er die phaht vure tragen; es ist mir allerdings wahrscheinlich, daß die durch mit eingeleitete adverbielle Bestimmung noch zu zurnete zu ziehen und so zu lesen ist: granen. Er hiez die phaht vure tragen; dann ist die Stelle völlig gleichartig mit 8771. Eine jüngere mittelhochdeutsche Stelle: Grieshaber, Predigten I 2, 5: also chom unser herre mit besclozzenen türon. Nicht in diesen Zusammenhang gehört dagegen Roland 1843, das Bartsch so schreibt: tho kom Ruolant: er hate einen aphel in siner hant; mit michelere hohverte, mit gevazzeteme swerte. Der Satz: er hate einen aphel

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

in siner hant ist zwischen Gedankenstriche zu setzen, so daß mit unmittelbar zu kom gehört. Auch die Stellen, die Grimm, Gramm. IV 907 noch verzeichnet, sind anderer Art. Verwandt ist aber eine Otfridstelle: IV 19, 17: mit wangon tho bifilten bigan er antwurten.

Daß in solchen Stellen eine Nachbildung lateinischer Partizipialfügungen vorliegt, ist ohne weiteres einleuchtend und wird unmittelbar erwiesen durch Notkersche Beispiele:[1]) Psalmen, 87, 11 die noch fone zeichinin mit ferhartemo herzin neuuellen keloubic uuerden = obstinato corde. — Boeth. 309, 27: (Euphrat und Tigris entspringen aus einer Quelle): skeident sie sih sar mit ferren runson = mox abjunctis aquis dissociantur. Auch auf Psalm 33, 19 die mit gemulitemo herzen sint = qui tribulato sunt corde ist zu verweisen.

Die Beispiele aus dem Roland stellen sich somit zu den sonst schon beigebrachten Anzeichen für die lateinische Durchgangsstufe, Bartschs Einleitung S. XI, Wald, über Konrad, den Dichter des deutschen Rolandsliedes S. XIII, wobei übrigens auch Roland 7282 nachzutragen ist (wie ich lige nach verloreneme mineme arme).

Als neuhochdeutsches Beispiel dieser Art verzeichnen moderne Antibarbari einen Satz aus Grimm: mit weggelassener Überschrift abgedruckt (vgl. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen [5], S. 168, Matthias, Sprachleben und Sprachschäden [3], 361, Heintze, Deutscher Sprachhort, S. 456). Allein hier liegt die Sache doch anders, weil daneben die positive Ausdrucksweise steht: mit Überschrift; wie stark diese wirkt, zeigt die volkstümliche Ausdrucksweise mit ohne: ein Buch mit ohne Linien, Andresen, Sprachgebrauch [5], 289.

*

73. Die Kugel traf ihn mitten ins Herz.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 30 (1915) 224.

Die hier verzeichneten Worte stehen in der Überschrift eines kleinen Aufsätzchens, das Alb. Tesch in Nr. 97 der Mitteilungen für Sprachecken veröffentlicht hat. Er behandelt darin eine heikle Frage

[1]) Bei W. Göcking, Das Partizipium bei Notker (Straßburger Diss. 1905) werden S. 28 ff. die Fügungen behandelt, die den Ablativus absolutus des Lateinischen ersetzen, von unserer Konstruktion ist aber keine Rede.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

unſres Sprachgebrauchs, unter Berufung auf die Ausführungen von Th. Matthias (Sprachleben und Sprachſchäden, 4. Aufl., 201). Es will mir jedoch ſcheinen, als ob die bisherigen Erörterungen die Sache nicht hinreichend geklärt hätten; ich möchte daher verſuchen, zu ihrer Aufhellung einiges beizutragen.

Wir beſitzen in unſerer heutigen Sprache eine Reihe von Zeitwörtern, die eine mit der Berührung eines Gegenſtands verknüpfte Handlung bezeichnen und eine doppelte Ergänzung an ſich nehmen können: erſtens die Bezeichnung des geſamten berührten Gegenſtands, in der Regel einer Perſon, zweitens die Angabe des beſonderen von der Berührung getroffenen Teiles des Gegenſtands.

Dieſe beiden Ergänzungen können auf verſchiedene Weiſe ausgedrückt werden. Entweder durch zwei einfache Kaſusformen: er küßte ihr die Hand. Dieſe Weiſe bedarf keiner weiteren Erörterung. Oder es wird die eine Ergänzung — und zwar iſt es die, die die Perſon bezeichnet — durch einen einfachen Kaſus wiedergegeben, die zweite, der beſondere Teil, durch einen Ausdruck mit einer Präpoſition. Der einfache Kaſus kann durch den Dativ oder durch den Akkuſativ vertreten werden, der präpoſitionale Ausdruck durch eine Beſtimmung auf die Frage wo? oder auf die Frage wohin?

Das ergibt aber nicht vier verſchiedene Möglichkeiten, ſondern nur drei. Denn auf den Dativ der Perſon kann nur eine Beſtimmung auf die Frage wohin? verbunden werden: er ſchlug ihm ins Geſicht. Dagegen iſt neben dem Akkuſativ der Perſon zweierlei möglich: die Kugel traf ihn am Hals oder die Kugel traf ihn an den Hals. Dieſe letztere Doppelung zu erörtern, würde ziemlich weitgreifende Darlegungen erfordern, die ich mir für ein anderes Mal aufſpare.

Heute kommt es mir nur darauf an, mich mit Teſch und Matthias auseinanderzuſetzen über die Frage, wann der Dativ, wann der Akkuſativ des Geſamtgegenſtandes angewandt wird.

Es ſind etwa folgende Zeitwörter, die für unſere Erwägungen in Betracht kommen: beißen, boxen, brennen, drücken, faſſen, greifen, hauen, kitzeln, klopfen, kneifen, küſſen, packen, pfetzen, ſchießen, ſchlagen (die beiden in zweierlei Bedeutung, in intranſitiver und tranſitiver), ſchneiden, ſpeien, ſpucken,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

stecken, stoßen, streifen, treffen, treten, werfen, verwunden, zwicken. Zahlreiche Beispiele für ihre Verwendung finden sich in dem Aufsatz von H. Schwartz, Zur nhd. Verbalrektion, Ztschr. für deutsche Philol. 17, 79.

Bei den genannten Wörtern nun scheint sich die Sprache die merkwürdigsten Launen zu gestatten. Es kann heißen: faßte mich in die Backen, in das Haar (Goethe), aber es heißt: er griff ihn an die Brust; man schlägt einen auf die Schulter (Kotzebue, Iffland, Uhland, Scheffel, Spielhagen) oder einem auf die Schulter (Immermann, Scheffel, Dahn), aber nur den Feind aufs Haupt und nur der Wahrheit ins Gesicht. Es sticht mir etwas in die Augen, aber eine Wespe hat mich in die Hand gestochen. Man kann nur einen, nicht einem auf die Stirn küssen.

Tesch und Matthias suchen den Tatsachen beizukommen mit dem Satze, daß der Akkusativ stehe, „wenn bei der Berührung an die ganze Person oder an die Wirkung auf den ganzen Körper gedacht ist“ (Tesch), „wenn die Person das Ziel ist, das durch die Tätigkeit möglichst in seiner Ganzheit getroffen wird (Matthias). Aber wenn ich einen in das Haar fasse, ist die Wirkung auf die Person doch wohl nicht größer als wenn ich ihm an die Brust greife, und wenn ich einen Menschen auf die Stirn küsse, so wird er dadurch in seiner Ganzheit schwerlich stärker berührt, als wenn ich ihm ins Gesicht schlage.[1])

Matthias hat dann gemeint, die durch den Akkusativ ausgedrückte Person werde von der Handlung gewöhnlich absichtlicherweise berührt, während beim Dativ keine Absichtlichkeit vorliege: „im Gedränge z. B. tritt man einer Frau auf den Rock, aber wenn man sich mit jemand heimlich verständigen will, so tritt man ihn (absichtlich) auf den Fuß.“ Ich kann das nicht nachempfinden und habe auch bei den von mir befragten Personen die gleiche Unfähigkeit angetroffen. Bei Schwartz S. 96 und 97 stehen folgende Beispiele für den Dativ bei treten: um dem Aberglauben so recht auf den Kopf zu treten; dem dritten trat sie seufzend und ver-

[1]) Bei Schwartz finden sich für die sinnliche Bedeutung von ins Gesicht schlagen acht Beispiele mit dem Dativ der Person, elf Beispiele mit dem Akkusativ, darunter sechs allein aus der Marlitt, eines aus Luther.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ſtohlen auf den Fuß; der Mann trat der Frau auf den Fuß; daß die Braut die Herrſchaft in der Ehe erlange, wenn ſie dem Bräutigam bei der Trauung auf den rechten Fuß trete; hernach erinnerte der Hauptmann den Fähnrich, daß er der Braut auf den Fuß treten müſſe; lauter Beiſpiele, bei denen vollkommen deutlich iſt, daß mit dem Treten auf eine Perſon eingewirkt werden ſoll. Ferner hat gerade das Zeitwort, bei dem die Abſicht am gründlichſten ausgeſchloſſen iſt, nämlich treffen, ſo gut wie ausſchließlich den Akkuſativ bei ſich. Teſch ſagt freilich: die Kugel traf ihm in das Herz ſei ebenſo richtig, wie die Kugel traf ihn; aber Schwartz hat faſt zwei Seiten Beiſpiele von treffen mit Akkuſativ, keines mit Dativ. Ich kenne nur drei Beiſpiele des Dativs aus Bürger und Voß, die Sanders in ſeinem Wörterbuch der deutſchen Sprache II, 1361 und in dem Ergänzungswörterbuch 574 verzeichnet.[1]) Auch bei küſſen, bei dem nur der Akkuſativ möglich iſt, dürfte die Abſicht einer Beeinfluſſung der im Akkuſativ ſtehenden Größe keine große Rolle ſpielen, ebenſowenig beim Floh, der etwa den Menſchen ins Ohr ſticht.

Noch einen weiteren Geſichtspunkt hat Matthias geltend gemacht: der Dativ ſei innerlicher und bildlicher als der Akkuſativ. Von ſeinen Beiſpielen muß ich eines beanſtanden: der Verleumder greift ſeinem Feinde an die Ehre. Denn es heißt auch mit rein ſinnlicher Bedeutung: einem ans Kinn, in die Seite, in die Taſche, zwiſchen die Zähne greifen (ſ. Heyne, Deutſches Wörterbuch 1, 1242). Manches dagegen ſcheint für Matthias' Annahme zu ſprechen: es ſticht mir etwas in die Augen; aber es heißt von der Schlange: du wirſt ihn in die Ferſe ſtechen, man ſchlägt der Wahrheit ins Geſicht, aber man ſchlägt einem oder einen mit der Hand ins Geſicht. Aber ſehr weit kommen wir nicht mit dieſer Unterſcheidung. Es heißt: er ſchlägt ihm auf den Kopf und er ſchlägt ihn auf den Kopf, aber nur: er ſchlägt den Feind aufs Haupt. Wenn ich einer Dame beim Tanzen auf die Schleppe trete, ſo iſt das nicht inner-

[1]) Bei Adelung: „Jemanden das Herz oder ihn in das Herz treffen"; Heinſius „einem das Herz oder einen in das Herz treffen"; Campe: „einem das Herz oder einem in das Herz treffen"; alle drei ohne Belege.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

licher und bildlicher, als wenn ich sie aus Versehen mit einer Nadel in den Finger steche. Insbesondere bleibt es unerklärlich, warum etwa bei speien, spuken regelmäßig der Dativ, bei küssen, treffen regelmäßig der Akkusativ steht.

Die Ursachen der Verschiedenheit und des Schwankens müssen also anderswo gesucht werden.

Man vergißt bei der Erklärung sprachlicher Tatsachen nicht selten, daß die einzelne Erscheinung nicht für sich allein lebt, daß neben ihr oft verwandte oder gleichartige Erscheinungen stehen und daß die Folge dieses Nebeneinanders eine Beeinflussung der einen Erscheinung durch die andre sein kann. Die Verbindungen eines Zeitworts mit Akkusativ und präpositionalem Ausdruck sind in der geschichtlichen Entwicklung hervorgegangen aus den einfachen Verbindungen von Zeitwort und Akkusativ, die sie weiter ausführen, genauer bestimmen. Sie haben dauernd solche einfachen Verbindungen neben sich behalten und stehen unter deren Einfluß. Man kann also sagen: z. B. die Wendung der Hund hat ihn in das Bein gebissen hat zur Voraussetzung, daß es heißen kann und heißen konnte, allerdings mit geringerer Bestimmtheit des Ausdrucks: der Hund hat ihn gebissen. Umgekehrt: der Dativ wird dann eintreten, wo keine ungefähr gleichartige, wenn auch unbestimmtere Fügung mit dem Akkusativ danebensteht.

Diese Vermutung wird durch die Tatsachen bestätigt. So steht bei speien und spucken nur der Dativ: er spie ihm ins Gesicht, er spuckte ihm auf die Glatze, denn man kann nicht sagen: einen speien, einen spucken; ebenso steht der Dativ bei dem neutralen schießen und schlagen: wie mir die Tränen in die Augen schossen, wie ein Feuerstrom schoß mir's ans Herz; die Flammenröte schlug ihm ins Gesicht, jetzt schlug die Brandung ihm ans Ohr. Ferner ist der Fall nicht selten, daß neben der Verbindung mit Akkusativ und präpositionalem Ausdruck die mit bloßem Akkusativ zwar vorhanden ist, aber die Bedeutungen nicht gleichartig sind. Insbesondere kann es geschehen, daß in der mehrgliedrigen Verbindung übertragene Bedeutung vorliegt, während der kürzere Ausdruck nur die sinnliche Bedeutung zeigt. So kommt das zustande, was Matthias als den mehr bildlichen Charakter des Dativs bezeichnet hat, und es steht also der Dativ z. B. in folgen-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

den Wendungen: einem ins Herz schneiden, in die Seele schneiden, denn wenn man einen schneidet, denkt man an die Verletzung bestimmter Körperteile, nicht an das Herz oder die Seele. Es heißt der Wahrheit ins Gesicht schlagen, denn man kann nicht die Wahrheit schlagen; es heißt: das drückt mir aufs Herz, das sticht mir in die Augen.

Aber es gibt auch andere Fälle. Wenn man jemand tritt, so schwebt immer der Gedanke vor, daß man dabei einen bestimmten Körperteil trifft; daher heißt es eben: einer Dame auf die Schleppe treten, wo kein Teil des Körpers in Mitleidenschaft gezogen wird. Und es heißt: einem in die Tasche greifen, einer ans Kinn greifen, denn bei der Wendung einen greifen liegt der Gedanke an eine bestimmte Stelle der Berührung durchaus fern.

Scheidet man diese Fälle aus, wo nur der Dativ stehen kann, so bleibt immer noch die größere Masse der Erscheinungen übrig. Für ihre Beurteilung ist es wichtig, die Rolle des Dativs selber genauer zu bestimmen. Zieht man von den verschiedenen Verwendungen des Dativs alle die ab, die Fortsetzungen des alten Ablativs oder Instrumentalis sind, so bleiben im wesentlichen solche Fälle übrig, in denen der Dativ eine Person bezeichnet, der ein Vorgang, eine Handlung sich zuwendet, im Hinblick auf die sich das eine oder andere vollzieht. Es ist also gerade der Dativ, bei dem eine Absicht zum Ausdruck kommen kann. Wenn ich einem in das Fleisch schneide, kann es geschehen, weil ich ihm wehe tun will oder weil ich eine Heilwirkung erzielen will.

Je weniger also eine Handlung im Hinblick auf eine weitere Wirkung erfolgt, je mehr es sich entweder um den bloß augenblicklichen Erfolg oder aber um ein abschließendes Ergebnis handelt, desto mehr wird der Akkusativ an seiner Stelle sein. So hat treffen nur den Akkusativ, ebenso küssen, dann fassen und packen und die Gruppe kitzeln, kneifen, pfetzen, zwicken, bei der es sich nur um einen Eindruck des Augenblicks handelt; ebenso heißt es auf der anderen Seite, den Feind aufs Haupt schlagen, was einen endgültigen Abschluß bedeutet. Bei Subjekten, denen eine bewußte Handlung nicht zuzutrauen ist, wird der Akkusativ bevorzugt werden: eine Nadel sticht mich in den Rücken, es hat mich etwas ins Bein gebissen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Zieht man diese Fälle, in denen der Sprachgebrauch für den Akkusativ entscheidet, wiederum ab, so bleibt ein Rest, bei dem unter gleichen Umständen der Dativ wie der Akkusativ gewählt werden kann. Schwartz verzeichnet z. B. der Hund biß ihn ins Bein neben beißt endlich gar ihm in das Bein, hieb ihn der Mönch mit seinem Stock über den Kopf neben hieb er dem Grafen dreimal über das Gesicht, schlug ihn in das Gesicht, er schlägt mich mit der Faust ins Gesicht, da schlug er seinen Neffen auf die Schulter neben schlägt dem Passagier mit der Peitsche ins Gesicht, ich schlage Ihnen ins Gesicht, er schlug mir auf die Schulter, wenn ich mich in den Finger schneide neben daß ihr die Fingernägel ins Fleisch schnitten. Ich wage es nicht, zu entscheiden, ob hier, trotz der gleichen Umstände, der gleichen Bestandteile, im Empfinden des Sprechenden noch ein Unterschied herrscht.

Es kann natürlich nicht wundernehmen, wenn die Gesetze, wie ich sie zu erkennen glaube, gelegentlich durch störende Einflüsse durchbrochen werden. Neben einem vor den Kopf stoßen würde man kaum einen vor den Kopf stoßen erwarten, da einen stoßen nicht in annähernd ähnlicher Bedeutung gebraucht wird: trotzdem scheint es ganz gebräuchlich, vermutlich deshalb, weil daneben das ungefähr gleichbedeutende beleidigen mit dem Akkusativ steht. Wenn es bei Hauff heißt: den ersten, der sich um die Ecke wagt, brenne ich auf die Stirne, so ist hier das Vorbild von schießen maßgebend gewesen. Wenn einen auf die Finger, auf die Schulter klopfen ganz gebräuchlich ist, so ist im älteren Neuhochdeutsch klopfen mit bloßem Akkusativ gewöhnlicher als heute, und außerdem haben entsprechende Wendungen mit schlagen eingewirkt.

Schließlich kann es nicht auffallen, wenn bei der Feinheit der Unterschiede einzelne Schriftsteller gelegentlich ihre eigenen Wege gehen und z. B. die Marlitt oder Jensen schreiben können: nur die grimmigsten Feinde des patriotischen Sinnes in das Gesicht zu schlagen, und: wer von beiden die guten Sitten mehr ins Auge schlägt.

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

F. Fremdwörter.

74. Die Verdeutschungsbestrebungen und die Preußische Akademie der Wissenschaften.

[Deutscher Wille (Kunstwart) XXXI, 19 (1. Juliheft 1918.)

Die Preußische Akademie der Wissenschaften hat dem preußischen Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten über die Verdeutschung von Fremdwörtern einen Bericht erstattet, der ein gewisses Aufsehen erregt hat. Die Gegner der Verdeutschungsbestrebungen haben ihn mit lebhafter Freude begrüßt. Daß aber bei ihren Freunden diese Ausführungen eine besondere Niedergeschlagenheit hervorgerufen hätten, war bis jetzt nicht zu bemerken; und sie haben guten Grund für ihr Verhalten.

Es muß zunächst mit Bedauern festgestellt werden, daß die Akademie keinen besonderen Wert darauf gelegt hat, sich mit den Bestrebungen vertraut zu machen, die sie beurteilt. In der Besprechung einzelner Verdeutschungen wird für Amt und Schule festgestellt, daß diese Wörter selbst alte Lehnwörter seien; von Schriftsold heißt es: „Selbst zwei Lehnworte lateinischer Herkunft." Diese und ähnliche Bemerkungen sollen offenbar dartun, daß die, die für solche Verdeutschungen eintreten, sich eines Widerspruchs schuldig machen, daß sie den Teufel mit Beelzebub austreiben wollen. Aber die weitesten Kreise wissen heute, daß ein tiefgreifender Unterschied besteht zwischen Lehnwörtern und Fremdwörtern. Kein Vertreter der Verdeutschungsbestrebungen denkt daran, völlig eingedeutschte Wörter beseitigen zu wollen. Wieder und wieder ist das ausgesprochen worden, und es ist völlig unbegreiflich, daß die Akademie von diesen Dingen keine Kenntnis genommen hat.

Die Akademie sieht in den Fremdwörtern (weshalb schreibt sie eigentlich immer Fremdworte?) wichtige Zeugnisse des Kulturlebens eines Volkes, Denkmäler seiner Bildungsgeschichte, seiner Berührung mit andern Völkern. Hat sie dabei auch an die Tatsache gedacht, daß im Dreißigjährigen Kriege Söldner aus aller Herren Ländern den deutschen Boden überfluteten, und daß daraus für unsere Heeressprache die schlimmste Verwelschung entstanden ist? Wer Wert darauf legt, in unserer Sprache die Zeugnisse des fremden Einflusses

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

aufzuweisen, der muß sich bewußt sein, daß er zugleich mit den Ketten prunkt, unter denen wir dereinst geseufzt haben.

Fremdwörterreichtum bedeutet nach der Akademie Verfeinerung der Ausdrucksmittel einer Sprache. Das ist in gewissem Sinne richtig, insofern jede Vermehrung des Wortschatzes zu einer Verfeinerung des Ausdrucks führen kann. Aber weshalb will man die gleiche Betrachtung nicht dem durch Verdeutschung geschaffenen Zuwachs zuteil werden lassen, warum soll die Bereicherung durch Fremdwörter ein Vorzug sein gegenüber dem Gewinn aus Eigengut?

Nach der Akademie soll es ein Irrtum sein, daß die deutsche Sprache in besonders hohem Maße zur Fremdwörterei neige: in Wahrheit seien das Französische, das Russische, das Englische viel reicher an Fremdwörtern als das Deutsche. Das ist eine Behauptung, für die bis jetzt der Beweis fehlt. Es scheint nicht, daß es für das Französische oder Englische Fremdwörterbücher gibt, die, nach Art der unsrigen angelegt, die Grundlage zu einer Zählung abgäben. Es liegt also offenbar nur eine Schätzung vor, und Schätzungen haben ihr sehr Bedenkliches. Ungefähr gleichzeitig mit dem Gutachten der Akademie hat der Vertreter der Sprachwissenschaft an der Universität Frankfurt erklärt: „Das Französische hat weniger Fremdwörter als wir."

Aber für eine Betrachtung, die nicht ganz auf der Oberfläche haftet, hat diese zahlenmäßige Vergleichung überhaupt keinen Sinn. Denn sie ist nur dann berechtigt, wenn die verglichenen Größen gleichartig sind. Ich vermute, daß die Akademie zu den Fremdwörtern des Englischen auch seine romanischen Bestandteile rechnet. Diese aber sind zum guten Teil ein Ergebnis der normannischen Eroberung Englands; die Sprachmischung ist also die Folge einer Volksmischung, der wir in Deutschland nichts zur Seite zu stellen haben. Ich vermute, daß die Akademie zu den Fremdwörtern des Französischen auch die Wörter zählt, die es dem Lateinischen entlehnt hat. Aber das Französische steht dem Lateinischen, seiner Grundlage, ganz anders nahe als das Deutsche etwa dem Lateinischen, Französischen, Englischen; wie enge die Berührung, geht unter anderem aus der Tatsache hervor, daß bei gewissen Bildungssilben die Grammatiker des Französischen nicht recht wissen, ob sie lebendige Entwicklung aus dem Volkslatein oder spätere Entlehnung aus dem

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Hochlatein darstellen. Es besteht also kaum ein Gegensatz des Sprachstils zwischen dem alten Gut und dem neu entlehnten, und das nationale Empfinden hat keinen Anlaß, sich gegen die Entlehnungen zu wehren. So fallen wichtige Gründe hinweg, die im Deutschen bei den Verdeutschungsbestrebungen eine Rolle spielen. Wenn aber die Akademie meint, daß das nationale Empfinden der Engländer sich nie an den fremden Bestandteilen gestoßen habe, so scheint das doch nicht ganz richtig zu sein. Einer unserer hervorragendsten Anglisten schreibt folgendes: „Während man (im Englischen) im vorigen Jahrhundert gelehrt klingende Lehnworte aus den klassischen Sprachen bevorzugte, ist jetzt deutlich das Streben bemerkbar, die einfach-kräftigen heimischen Bildungen in den Vordergrund zu rücken, halbvergessene Wörter dieser Art hervorzuziehen und Neubildungen zu wagen. Es sind sogar gelegentlich Versuche gemacht worden, die Lehnwörter ganz zu vermeiden." Und ich will der Akademie verraten, daß es sogar eine besondere Untersuchung von Wilhelm Prein gibt über die puristischen Strömungen, die im 16. Jahrhundert sich in der englischen Sprachgeschichte geltend gemacht haben. Auch enthält Pauls Grundriß der germanischen Philologie in der Geschichte der englischen Sprache einen besonderen Paragraphen über „puristische Bestrebungen".

Die Akademie verlangt von einer Verdeutschung, daß sie zwei (die Akademie schreibt zweien) Voraussetzungen genüge. Erstens muß sie „die Bedeutung des Fremdwortes vollständig und unzweideutig wiedergeben". Als Erläuterung zu dieser Forderung erscheint die Bemerkung: „wie denn auch das Wort »Ausschuß« die »Kommission« nur in beschränktem Maße wird ersetzen können." Hier tritt ein Grundirrtum zutage. Er ist ja in Laienkreisen weit verbreitet, er wirkt aber überraschend bei jemand, der in unsre Anschauungen eingedrungen sein sollte. Der Laie fragt ja oft genug: Wie soll ich präzis, wie soll ich Kommission ersetzen? Aber die Frage dürfte gar nicht gestellt und sie dürfte gar nicht beantwortet werden außer mit der Gegenfrage: In welchem Satz soll das Wort erscheinen? Ich fürchte fast, beleidigend zu werden, wenn ich die Tatsache feststelle, daß ein Wort kein Baum, kein Stein, überhaupt kein starres Ding ist, sondern eine Handlung, die ihren Sinn erst durch die Umstände, d. h. durch den Satzzusammenhang, erhält.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Verlangen, daß ein deutsches Wort ein fremdes vollständig ersetzen solle, ist genau so berechtigt, wie wenn jemand verlangen wollte, daß ein bestimmtes Wort des Lateinischen, Griechischen, Mittelhochdeutschen stets durch dasselbe deutsche Wort wiedergegeben würde. Auch diese Dinge sind von den Vertretern der Verdeutschungsbestrebungen so oft betont worden, daß ihre Nichtbeachtung kaum verständlich ist.

Die Grundtatsache, daß ein Wort regelmäßig im Zusammenhang mit der Rede erscheint, ist auch noch in einer andern Beziehung wichtig. Die Akademie beanstandet das Wort Ausschuß auch „wegen seiner Nebenbedeutung". Diese Bemerkung entspringt derselben Anschauung, wie die Weisheit alter Grammatiker, die etwa Lerche von Lärche unterschieden, damit man nicht Vogel und Baum verwechsle. Man bilde doch einmal einen Satz, der es zweifelhaft ließe, ob das eine oder das andere gemeint sei; man bilde einen Satz mit dem Worte Ausschuß im Sinne von Kommission, bei dem irgend jemand auch nur im Entferntesten an die Nebenbedeutung des Wertlosen denken könnte.

Die zweite Forderung, die die Akademie an ein Ersatzwort stellt, ist die: es muß vom Standpunkt der deutschen Sprache aus gut gebildet sein. Was unter guter Bildung verstanden wird, ist aus der Bemerkung über Bücherei zu entnehmen; dieses Wort wird als eine barbarische Neuschöpfung bezeichnet, weil hier die Endung —ei in ganz anderer Weise verwendet werde, „als das in den sonst mit ihr gebildeten deutschen Worten der Fall ist (Schlägerei, Spielerei, Kinderei u. dgl.)" Gut ist der Akademie also, was mit bereits vorhandenen Bildungen im Einklang steht, nicht gut, was dieses Einklangs entbehrt; oder, nach einem älteren Sprachgebrauch, gut sind die organischen Bildungen, schlecht die unorganischen, die Bildungen nach „falscher Analogie". Die Akademie steht damit auf dem Standpunkt Jakob Grimms; aber von diesem Standpunkt aus hat er z. B. das Wort Kinderei als mißbräuchliche Bildung bezeichnet, das die Akademie gerade als mustergültig hinstellt. Immerhin hat der Standpunkt eine gewisse Berechtigung, und namentlich müssen die Schöpfer neuer Wörter selbst den lebhaften Wunsch hegen, daß diese sich an bereits vorhandene Bildungsweisen anschließen; je weniger innere Widerstände eine neue Bildung

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

zu besiegen hat, desto leichter setzt sie sich durch. Aber die Sprache kann diese inneren Widerstände selbst dann überwinden, wenn keine völlige Übereinstimmung mit bereits Vorhandenem besteht. Zum Beispiel deshalb, weil sie bestrebt ist, sachlich Zusammengehöriges durch den gleichen Wortstamm zu bezeichnen. Die Akademie will Archivalien beibehalten, solange Archiv bestehen bleibe; sie hat nicht bedacht, daß diese Erwägung auch für Bücherei, den Ort der Bücher, gegen Bibliothek spricht. In der Tat wissen wir bereits, daß die „unorganischen" Bildungen, die Bildungen nach „falscher Analogie", in der Sprache eine ganz gewaltige Rolle spielen. Wenn die Akademie selbst das Wort Bildungsgeschichte gebraucht, so ist das ein Spracherzeugnis, dessen Urahne nach den Anschauungen der Akademie eine „barbarische Neuschöpfung" war im verwegensten Sinne des Worts. Wenn wir etwa an „vorhandenes Getreide" denken, so ist das ungefähr ebenso ungeheuerlich, als ob der Lateiner „frumentum praemanibusum" hätte sagen wollen. Schließlich entscheidet über den Wert einer neuen Bildung nur die weitere Entwicklung, oder, wie Goethe sagt: der Ausgang gibt den Taten ihre Titel.

Wer aber doch feststellen will, welches in einem bestimmten Fall die „gute", die heute geltende Bildungsweise sei, der darf seine Regeln nicht auf Grund von ein paar zusammengerafften Beispielen bilden. Die Akademie will das Gebiet der Bildungssilbe —erei beleuchten durch die Beispiele Schlägerei, Spielerei, Kinderei. Es ist nicht ganz wissenschaftlich, Kinderei mit Schlägerei und Spielerei in einem Atem zu nennen, denn Kinderei stammt vom Hauptwort Kind, während wir Schlägerei und Spielerei als Ableitungen von Zeitwörtern empfinden. Aber durchaus unwissenschaftlich ist es, eine ganze Anzahl von anders gearteten Beispielen einfach zu übersehen, Beispiele, die deshalb wichtig sind, weil sie wie Bücherei dingliche Größen bezeichnen. Da ist die lange Reihe der Wörter, die den Sitz gewisser Gewerbe oder Berufe bezeichnen, wie Bäckerei, Druckerei, Färberei, Glaserei, Gerberei, bayrisch Melberei, Töpferei, Wäscherei — Färberei, Jägerei, Küsterei, Meierei; da sind Wörter, die dem Ergebnis einer Tätigkeit gelten, wie Malerei, Schnitzerei, Stickerei, oder solche, die Vereinigungen von Personen oder Sachen bezeichnen: Reiterei,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Länderei, Sämerei, schließlich Leckerei, die Bezeichnung einer leckeren Speise, Näscherei, die Bezeichnung von etwas, das genascht wird. Aber auch Reiterei ist nicht völlig gleichartig mit Länderei und Sämerei, denn es geht aus von einer Personenbezeichnung, die beiden andern von Sachbezeichnungen. Wir haben hier also eine Reihe von Bildungen, die in ihrer Vereinzelung dem Verdammungsurteil der barbarischen Neuschöpfung hätten verfallen müssen.

Zum Schluß ihrer Darlegungen beruft sich die Akademie auf Goethe, Jakob Grimm, Bismarck, „die größten Meister und Kenner deutscher Rede". Auch das scheint mir wissenschaftlich anfechtbar zu sein. Sollte es nicht noch einen andern geben, der mit den drei genannten Männern in Wettbewerb treten dürfte? Ich denke an denjenigen, von dem sie alle drei gelernt haben, in dessen Bann wir alle stehn: Martin Luther. Den kann man freilich am allerwenigsten als Eideshelfer gegen die Verdeutschungsbestrebungen verwenden.

So mag man billig die Frage aufwerfen, ob das Gutachten der Akademie nicht mehr einen Ausfluß persönlicher Stimmung, als das Ergebnis eingehender wissenschaftlicher Prüfung und gründlicher Sachkenntnis darstellt.

*

75. Vom deutschen Sprachverein.

Kölnische Zeitung vom 11. Juni 1926.

Nach einer Pause von acht Jahren hat der deutsche Sprachverein wieder eines der wissenschaftlichen Beihefte zu seiner Zeitschrift erscheinen lassen, und zwar eine Arbeit von Otto Steuernagel über die Einwirkungen des Sprachvereins auf die deutsche Sprache. Sie zeigt in anziehender Weise, wie der Sprachverein Einfluß gewonnen hat auf die verschiedenen Zweige des öffentlichen Lebens. Wer sich immer noch einbildet, daß der Sprachverein lediglich Fremdwortjägerei treibe, dem empfehlen wir den umfangreichen Abschnitt über die Sprache der Gesetze, wo jeweils die Fassungen der ursprünglichen Entwürfe und die durch die Mitarbeit des Sprachvereins erreichten Verbesserungen einander gegenübergestellt werden. Merkwürdig ist, daß sich die kirchlichen Behörden so ablehnend verhalten. Es ist aber eine Freude, in Steuernagels Dar-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

stellung mit wenigen Blicken überschauen zu können, wie Bedeutendes immerhin der Sprachverein gewirkt hat gegenüber Lauheit und offener Feindschaft. Immer wieder sperrt sich Gedankenlosigkeit, Unwissenheit, gelegentlich auch der Bildungsdünkel manches „Prominenten" gegen die Bestrebungen des Vereins; bisweilen wird er auch für den Übereifer einzelner verantwortlich gemacht. Ein Musterbeispiel für die oben genannten Eigenschaften hat vor nicht langer Zeit der Vortrag eines „Prominenten" geliefert. Er hat das Wort Fahrkarte als Ersatz für Billet verurteilt, weil man nicht wisse, ob der Mensch oder die Karte fahre. Man kann ein sehr bedeutender Theologe sein und doch nichts von deutscher Sprache verstehen. Das ist an sich kein Vorwurf; aber es ist ein Vorwurf für einen Gelehrten, wenn er sich befugt glaubt, über Dinge zu reden, für die sein Wissen nicht ausreicht. Es ist die allerplumpste Gedankenlosigkeit des Laien, daß er mit Vorliebe eine Erscheinung verurteilt, ohne sich umzusehen, ob es nichts Gleichartiges gibt. Wer bei der Fahrkarte nicht weiß, ob der Mensch oder die Karte fährt, der weiß wohl auch nicht, ob mit dem Kletterschuh, dem Schwimmgürtel, dem Steigeisen der Mensch klettert, schwimmt, steigt, und die Tanzkarte macht sich wohl persönlich das Vergnügen, zu tanzen! Ein andrer „Prominenter" behauptet, die Ersatzwörter für die Fremdwörter, das seien die eigentlichen Fremdwörter. Der Mann hält sich nicht gegenwärtig, daß auch ohne Absicht der Sprachreinigung tagtäglich neue Wörter gebildet werden oder aus der Mundart emporgehoben werden, und daß er selbst keine zehn Zeilen schreiben kann, ohne eines der als Ersatz geschaffenen Wörter zu gebrauchen.

Ergötzlich ist es, wenn die Gegner des Sprachvereins ein besonders schönes Paradepferd reiten. Sie behaupten, dichterische Wörter würden entwertet, wenn sie als Ersatz für ein fremdes gebraucht werden. Dafür hat Rümmelin seinerzeit sich auf das Wort Gelände, den Ersatz für Terrain, berufen; aber in den Jahrzehnten, die seit Rümmelins Buch verflossen sind, ist meines Wissens dieses Beispiel das einzige seiner Art geblieben! Auf den Vorwurf, daß durch die Sprachreinigung die Sprache verarme, sei heute nur mit einer Herausforderung geantwortet. Kann man nachweisen, daß ein angesehener Schriftsteller, der die Fremdwörter

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

meidet, wirklich in seiner Sprache verarmt ist? Ist G. Freitags Sprache verarmt, als er in spätern Auflagen seiner Werke den Fremdwörtern zu Leibe ging? Ist bei ähnlichem Verfahren Jean Paul verarmt? Jedenfalls kann es ihnen nicht begegnen, daß sie ein Fremdwort und die ihnen entsprechenden deutschen Ausdrücke für Wörter von verschiedener Bedeutung halten. Ein berühmter Zoologe spricht von chemischen Substanzen, „subcutan unter die Haut gespritzt"; ein gleichfalls berühmter Romanist verlangt von der Genialität, daß sie „echt und genuin" sei; ein Ethnologe würde sich freuen, wenn seine Meinung „von andern rektifiziert oder eventuell verbessert würde"; ein Philosoph spricht von „Besonderheiten und Partikularitäten".

Dieser hat allerdings noch viel Schlimmeres auf dem Kerbholz. Im vorigen Jahre ist das erste Heft einer neuen Zeitschrift für deutsche Bildung erschienen. Sie will zum deutschen Staatsbewußtsein führen durch die Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein, „und die Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein geht über die Erziehung zum deutschen Heimatbewußtsein"; „wir sollen in aller Freiheit in nationalen Formen schaffen". Wie sieht aber dieses Heimatbewußtsein, wie sehen diese nationalen Formen aus? Erich Rothaker, Privatdozent der Philosophie an der Universität Heidelberg, schreibt hier „Gedanken über nationale Kultur". Hier ist die Rede von „universalhistorischen Potenzen", Kräfte „differieren in qualitativer Haltung", es erscheinen die „nationalen Kulturtotalitäten", „philologisch exakt nachweisbare Modifikationen", das „Medium konkreter, historisch gewordener Sprachen", die „kontemplative Distanz", der „vertiefte Begriff des Positiven, der Individualisierung und Konkretion des Geistigen", „es entspricht der Logik des Problems, daß die traditionelle Betrachtungsweise instinktiv dahin tendiert, diese Gegebenheiten als . . . Moment eines Vernunftorganismus aufzufassen". Wir danken für „nationale Formen", die solche Gestalt annehmen, für ein Heimatbewußtsein, das uns zum Spott der Fremde macht.

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

76. Deutsche Fachwörter zur Sprachlehre.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 28. Jahrgang, 837.

Klaudius Bojunga hat sich vor kurzem in dieser Zeitschrift der Aufgabe unterzogen, ein Verzeichnis einheitlicher deutscher Fachwörter zur Sprachlehre auszuarbeiten, ein ebenso dankenswertes wie schwieriges Unternehmen.

Besonders verdienstlich ist es, daß sich B. bemüht hat, das Fremdwort nicht etwa zu übersetzen, äußerlich nachzubilden, sondern aus der Sache heraus nachzudenken, nachzuschaffen. So ist ihm eine so glückliche Bildung gelungen wie Stammverkettung zum Ersatz für Suppletion, Suppletivwesen, d. h. zur Bezeichnung der Erscheinung, daß verschiedene Stämme im nämlichen Paradigma verknüpft werden. Geistreich ist auch die Wiedergabe von Fortis und Lenis durch fest und lose.

Trotzdem muß ich leider bekennen, daß die Zahl der Fälle, die ich mit freudiger Zustimmung begrüße, geringer ist als die Zahl derjenigen, denen ich mit mehr oder weniger lebhaften Bedenken gegenüberstehe. Um so die gute Sache weiter zu fördern, bringe ich hier eine Reihe dieser Fälle zur Besprechung; ich fühle mich dabei nicht verpflichtet, für das, was ich beanstande, etwas Besseres vorzuschlagen.

Die Aufgabe ist schwierig, habe ich gesagt. Man sollte sie nicht unnötig dadurch erschweren, daß man da nach Neubildungen sucht, wo leidlich brauchbare Bezeichnungen bereits vorhanden sind. Den synkretistischen Kasus vertrat bis jetzt der Mischkasus; ob sich unter B.s Gemeinkasus viele etwas vorstellen können, ist mir recht zweifelhaft. Beim Geschlechtswort hatte man bis jetzt das bestimmte und unbestimmte unterschieden, ohne daß sich dabei Schwierigkeiten geltend gemacht hätten. B. will dafür unnötigerweise hinweisendes und vereinzelndes Geschlechtswort setzen: dabei geht der Vorteil verloren, daß Größen, die sich sachlich entsprechen, die durch das Band eines gewissen Gegensatzes verknüpft sind, durch Entsprechungen in den Wörtern verkörpert werden. Für usuellen Gebrauch schlägt B. Grundgebrauch vor, während er den okkasiellen Gebrauch durch Gelegenheitsgebrauch wiedergibt. Wiederum geht dadurch die gegensätzliche

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Beziehung zwischen den beiden Ausdrücken verloren; außerdem wird durch das Wort Grundgebrauch die falsche Vorstellung erweckt, als ob der usuelle Gebrauch der ursprüngliche Gebrauch sei. Warum nicht wie schon bisher stehenden und gelegentlichen Gebrauch unterscheiden? Das Partizip hat man bis jetzt durch Mittelwort wiedergegeben, wobei man sich immerhin etwas denken kann. Dagegen muß ich bekennen, daß ich mit Beiform, das B. vorschlägt, keinerlei Vorstellung verknüpfen kann; auch den von mir befragten Fachgenossen und den Mitgliedern meines Seminars ist es nicht gelungen, B.s Gedanken nachzudenken.

Aber immerhin ist es mir noch lieber, wenn ein Wort ganz inhaltlos ist, als wenn es durch seinen Inhalt geeignet ist, mich in falsche Bahnen zu lenken.

Das ist besonders dann der Fall, wenn ein Wort verwendet wird, das bis jetzt ganz andere Dinge bezeichnet hatte. Unter Einzellaut verstand man bisher einen Laut — Vokal oder Konsonant —, der für sich allein, nicht in der Verbindung mit anderen, auftrat oder betrachtet wurde. Jetzt soll es den Monophthongen vertreten. Brechung ist herkömmliche feste Bezeichnung für einen bestimmten Vokalwandel, der unter dem Einfluß eines folgenden Vokals oder Konsonanten erfolgt, seltener für gewisse Vokalzerdehnungen; nun wird uns zugemutet, darunter die Diphthongierung schlechtweg zu verstehen. In den Gleitlauten sah man bis jetzt den Gegensatz zu den Stellungslauten; „Gleitlaute oder Übergangslaute", sagt Sievers. B. will damit die Liquida treffen, eine Art der Bezeichnung, die auch sachlich durch nichts empfohlen wird. Für Infinitiv war schon jetzt Nennform stark im Gebrauch; B. verwendet es für Verbalabstractum und schafft für Infinitiv das Wort Hauptform. Vorschlag bezeichnete bis jetzt einen vorgeschlagenen Vokal (z. B. status > état), war Verdeutschung für Prothese; außer auf dieses Wort haben meine Zuhörer auf Augment, Präfix, Präposition, Reduplikation geraten; keiner ist auf Prokliſe verfallen, das B. darunter versteht.

Es wäre das Ideal einer Bezeichnung, daß ein Wort sämtliche Eigenschaften einer Größe zum Ausdruck brächte. Wir wissen, daß das unmöglich ist; wir sind froh, wenn eine Haupteigenschaft, wenn

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

die überwiegende Zahl der Verwendungen in der sprachlichen Verkörperung ihren Ausdruck findet.

Aber auch bescheideneren Anforderungen an die Deutlichkeit und Bestimmtheit können so manche von B.s Bezeichnungen nicht genügen; nicht selten wird ein gar zu großer Teil des Begriffsinhalts von der Bezeichnung nicht gedeckt.

Der Genetivus subjectivus erscheint als Ausgangswesfall: ich habe natürlich nicht gezählt, aber ich glaube doch, daß bei mindestens der Hälfte aller Fälle diese Bezeichnung geradezu unverständlich ist; man vergleiche die Abnahme der Sterblichkeit, die Ausbreitung des deutschen Volkes, die Besserung der Verhältnisse, der Fall Konstantinopels, die Geburt Christi, der Schlaf des Gerechten, das Steigen der Preise, das Wachstum der Pflanzen. Diese Beispiele beweisen zugleich, daß Handlungsnamen für Nomen actionis viel zu eng ist. Paradigma wird durch Beispiel oder Kennwort nicht entfernt gedeckt: vgl. das Paradigma der starken Verba, ein unvollständiges Paradigma, Verknüpfung verschiedener Stämme zu einem einheitlichen Paradigma. Für Verbum transitivum und intransitivum wird vorgeschlagen zielendes und zielloses Zeitwort. Das sieht sehr hübsch aus, ist aber höchst bedenklich. Zu den intransitiven Verben gehören diejenigen, die mit dem Dativ verbunden werden: nun stellt die im Dativ stehende Größe in dem Umfang das Ziel einer Handlung dar, daß man den Dativ geradezu als Zielkasus bezeichnet hat. Zu den intransitiven Verben gehören ferner viele Verben, die durch präpositionale Ausdrücke ergänzt werden: ins Wasser fallen, nach Hause gehen, vor die Tür treten, er zog gen Jerusalem; man mache einmal dem Schüler klar, daß diese Zielbezeichnungen bei ziellosen Verben stehen! Für Konjunktiv wird Bedingtheit, Bedingtheitsform vorgeschlagen. Damit würde in der Sprache der Gegenwart der ganze Konjunktiv des Präsens nicht getroffen werden, vom Coniunctivus praeteriti alle diejenigen Formen nicht, die der abhängigen Rede dienen, in der älteren Sprache z. B. diejenigen nicht, die nach positivem Komparativ stehen. Das Verbum perfectivum erscheint als Abschlußzeitwort; dabei wird die ganze eine Hälfte der Perfectiva, diejenigen, die das Eintreten in einen Zustand be-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

zeichnen, außer acht gelassen. Funktion wird mit Bedeutung übersetzt; das paßt aber nur für die individuelle Wortbedeutung, nicht für die Funktionen, die ein Wort im Zusammenhang des Satzes zu erfüllen hat.

Manche Ausdrücke sind mir dadurch anstößig, daß sie nach meinem Sprachempfinden nicht das bezeichnen können, was sie sagen wollen. Unter anreiben könnte ich allenfalls verstehen durch Reiben einen Teil von etwas wegnehmen (Grimm: eine Semmel anreiben) oder durch Reiben etwas auf einen übertragen (Grimm: einem die Krätze anreiben); man kann Farben anreiben oder zur Not ein Streichholz. Aber keine dieser Verwendungen hilft zum Verständnis des angeriebenen Lautes, d. h. der Affricata; man kann wohl einen Konsonanten behauchen, d. h. mit einem Hauch versehen, aber nimmermehr ihn anreiben, ein Reibungsgeräusch daran anbringen, und zwar natürlich deshalb, weil neben behauchen das Hauptwort Hauch steht, aber neben reiben nicht der Reib oder die Reibe. Ein seltsames Wort ist Verdinglichung. Soviel ich sehe, bilden die Substantive mit der Vorsilbe ver- und dem Ausgang -lichung eine einheitliche Bedeutungsgruppe: vgl. Veranschaulichung, Verdeutlichung, Vereinheitlichung, Verherrlichung, Vermenschlichung, Versinnlichung, Verweichlichung, Verweltlichung, Verwirklichung. Sie bezeichnen die Herstellung eines Zustandes, wie er durch das Adjektiv auf -lich ausgedrückt wird. Verdinglichung würde also aussagen, daß etwas dinglich gemacht wird. Dinglich aber ist ein Ausdruck der Rechtssprache, mit dem in der Sprachlehre durchaus nichts anzufangen ist. Man kann mit dem Worte Verdinglichung höchstens die verschwommene Vorstellung verbinden, daß etwas zum Ding gemacht wird, und in der Tat haben zahlreiche Gewährsmänner, denen ich das Wort vorlegte, es als einen Ausdruck für Substantivierung aufgefaßt. B. aber will damit Abstraktum wiedergeben!! An die Stelle von Faktitivum soll Bewirkzeitwort treten. Das kann aber nach dem sonstigen Auftreten des Verbalstamms im ersten Glied der Zusammensetzung nur bedeuten: ein Zeitwort, das etwas bewirkt, nicht eines, das ein Bewirken bedeutet.

Sachliche Bedenken habe ich gegen die Bezeichnung Stimm-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

tonwechsel für grammatischen Wechsel. Hier könnte Stimmton nur das Subjekt zu wechseln bezeichnen; der Stimmton wechselt aber nicht, sondern man könnte höchstens sagen, daß er bald vorhanden sei, bald nicht. Für den Süddeutschen trifft aber auch dieses nicht zu, da er keine tönenden Geräuschlaute kennt, und er trifft für den Norddeutschen nur zum Teil zu, da z. B. in waren — gewesen das r wie das s den Stimmton zeigen. Der Ausdruck Einschaltklanglaut für Svarabhaktivokal würde mich zwingen, jedesmal zu erklären, daß der Einschaltlaut keine Einschaltung, sondern ein Übergangslaut ist. Einen vollen Widerspruch zu den Tatsachen enthält das Wort Entwicklungszeitwort für Inchoativum; die Entwicklung ist etwas Fortschreitendes, sie nimmt ihren Fortgang (mit Fortgangszeitwort wird Imperfektivum von B. übersetzt!), während das Inchoativum das Eintreten in einen Zustand bezeichnet, was einen einzigen Augenblick darstellt; man mache dem Schüler begreiflich, daß beginnen ein Entwicklungszeitwort sei!

Schließlich weise ich darauf hin, daß ein Wort nicht für sich allein betrachtet werden darf. Es ist wichtig für das Verständnis, wie für das Festhalten eines Wortes, daß Vorstellungen, die sachlich zu einander in Beziehungen stehen, zwischen denen z. B. das Verhältnis des Gegensatzes besteht, auch sprachlich aufeinander bezogen werden. Ich habe schon oben einige Beispiele gegeben, in denen B. diesen Gesichtspunkt außer acht gelassen hat. Ich bemerke weiter, daß anstatt der Begriffe Monophthongierung und Diphthongierung bei ihm die Wörter (Zwielaut-)Eingleichung und Brechung einander gegenüberstehen, daß der exspiratorische und der musikalische Akzent als Tonstärke und Tonfall erscheinen, während der Stärke die Höhe entsprechen müßte.

Umgekehrt darf nicht der Schein der Entsprechung erweckt werden, wo ganz ungleichartige Vorstellungen vorliegen. Verkettung und Verknüpfung sind einander sehr nahestehende Bezeichnungen; ich würde überhaupt Bedenken tragen, sie für zwei deutlich verschiedene Dinge zu gebrauchen. Bei B. aber bedeutet Stammverkettung die Vereinigung verschiedener Stämme zu einem Paradigma, Stammverknüpfung gibt die Figura etymologica wieder, deren Wesen darin besteht, daß ein und derselbe Stamm verwendet wird

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

zur Bezeichnung von Begriffen, die sich zu einer syntaktischen Einheit zusammenschließen.

Es wird also wohl noch angestrengter Arbeit und der besonnensten Überlegung bedürfen, ehe ein einheitliches System deutscher Fachwörter zur Durchführung gelangen kann.

*

77. Deutsche Vornamen?

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 32, 57 (1917).

Sollte man's für möglich halten, daß bei Karl Hauptmann in „Einhart der Lächler" auf S. 16 folgendes zu lesen steht? „So waren aus solcher Erinnerung auch die Namen der Kinder bis auf den ersten, der von Frau Selles Pflegemutter stammt, deutsch geworden. So hießen die Kinder also: Johanna, Katharina, Einhart, Rosa und Emma." Also Johanna, Katharina, Rosa sind deutsche Namen!! Vielleicht erlauben es unsere Vermögensverhältnisse, Hauptmann mit Khulls Namenbüchlein zu beschenken.

Auch gegen Hauptmanns Behandlung der Sprache selber wäre gar mancherlei einzuwenden. Nur ein paar Kostproben aus dem obengenannten Werke: S. 17 „mit vom Knospenduft vollgesogenem Kuß"; 22. „alle, auch Mutter, trug immer ein Glück fort"; 28. „schöne, weite, drängende Gefühle ging es in ihr hin". Der Wohlklang des folgenden Satzes erinnert an König Ludwig I. von Bayern: S. 25 „auch einen Anflug brauner Hautfarbe, wenn auch den unscheinbarsten, hatte sie." Kaum mehr unter das sprachlich Anstößige fällt es, aber es klingt wundersam, wenn es S. 7 heißt: „in Frau Selle kam dann aus dem Sich-ratlos-wissen, das wie ein Aufkochen im Blick gefunkelt, das leichte, lässige Verachtungslachen.

*

78. Verdeutschungen bei Jean Paul.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 1917, 158.

Man weiß, daß Aug. Wilh. v. Schlegel und Gustav Freytag in späteren Auflagen ihrer Werke die Fremdwörter in großem Umfang durch deutsche Wörter ersetzt haben. Das gleiche Bestreben läßt

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sich auch bei Jean Paul verfolgen. Vor mir liegen die 1. und 2. Auflage seiner „Unsichtbaren Loge“; von ihnen mustere ich die erste Vorrede und die fünf ersten Kapitel.

Schon Dunger (Wörterbuch v. Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter. Leipzig 1882, S. 38) macht auf die Bemerkung Jean Pauls in der Vorrede der 3. Auflage des „Hesperus“ aufmerksam, in der er erklärt, er habe aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Italienischen häufig ins Deutsche übersetzt. Ähnlich äußert sich Jean Paul auch in der Vorrede zur 2. Auflage der „Unsichtbaren Loge“ (1882, 1. Aufl. 1793): „Stehende Verbesserungen meiner Auflagen bleiben auch hier die Land- und Buchverweisungen von faulen Tag- oder Sprachdieben oder Wortfremdlingen und die Ausrottung falscher Genitiv-s und ungs.“

Jean Pauls Verhalten zu den fremden Wörtern ist freilich keineswegs überall gleichartig, sondern es lassen sich mehrere Gruppen unterscheiden. Da sind zunächst die Fremdwörter, die durch genau entsprechende deutsche Wörter ersetzt sind; ich verzeichne folgende Paare, wo stets das erste Wort der 1., das zweite Wort der 2. Auflage angehört: Seite LX u. 28 merkantilisch = kaufmännisch, IX Fokus = VIII Brennpunkt, XIV Luftballon = Luftschiff XV instruktiv = lehrreich, XVII das anachronistische Ineinanderschütteln = XVI das zeitwirre Ineinanderschütteln, XIX Lebensfaktor = Lebensereignisse, XX Akkord = Dreiklang, 2 Sorites = Kettenschluß, 6 Kopulation = Trauung, 7 Satiren = Spottgedichte, 7 Hymnen = Lobgedichte, 10 prästiert = leistet, 14 sortiert = gesondert, 23 Sponsalien = Verlöbnisse, 23 referieren = berichten, 24 Alliancekatze = Bundeskatze, 34 supernumeraire = überzählig, 34 verauktionieren = versteigern, 37 Evakuation = Ausleerung, 42 pädagogischer Heroismus = Erziehheldentum, 42 Physiognomie = Gesicht, 42 Motive = himmlische Anlässe („o welch' himmlische Anlässe hab' er dazu“), 42 Bestien = Unhuldinnen („er trennte ihn von Mägden und Ammen. Ich wollte, diese Unhuldinnen erzögen uns im zweiten Jahrzehent als im zweiten Jahr“), 42 Kulmination = Steigen, 43 Kopie = 44 Abbild, 44 Moral = Sittenlehre, 44 pädagogisch = erzieherisch.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Neben diesen eigentlichen Verdeutschungen stehen die Fälle, wo das neue Wort dem beseitigten sachlich nahesteht, ungefähr dieselbe Vorstellung erweckt: VII wir ästhetischen Autoren = wir dichtenden Schriftsteller, 22 Chok von Dankbarkeit = Sturm von Dankbarkeit, 24 die physische oder metaphysische Katzen leiden = welchen tierische oder gar menschliche Katzen ausstehlich sind, 23 sie ließ den Glutinans von Tierchen nachschleichen = sie ließ das Kleisterälchen von Katze als Leimrute nachschleichen.

An noch anderen Stellen ist das Fremdwort beseitigt, ohne daß ein wirklicher Ersatz geboten würde; die Wortänderung bringt zugleich eine sachliche Verschiebung. So haben sich die transzendenten Mücken (VI) in das summende Insektengeflügel verwandelt, das lichte Mondkomma in die weiße Mondsichel, wobei an die Stelle des weithergeholten Vergleichs die einfache Bezeichnung tritt. 34 steht kakophonische Artisten, dafür später Sturm-Artisten. Der Vikarius (46) hat sich in einen Mitarbeiter umgewandelt.

Manchmal hat Jean Paul das Fremdwort einfach getilgt: 36 fallopische Trompete = nur Trompete; oder es ist Hand in Hand mit einer Umbildung des ganzen Satzes verschwunden. Auf diese Weise sind Resolution (25) und Fleurette (VI) ausgemerzt worden.

Bisweilen hat noch ein besonderer Umstand den Anstoß zum Beseitigen des Fremdworts gegeben; so ist Autor, das sonst bleibt, IX durch das Wort Schreiber ersetzt, um die Wiederholung des Wortes im selben Satz zu vermeiden. Wenn Jean Paul 51 schreibt: „Auf allen meinen Gedächtnisfibern schläft keine schönere Idee, als die aus dem Kloster Corbey", so war das Wort Idee an sich hier wenig geeignet und der Ersatz naheliegend: „Auf allen meinen Gedächtnisfibern schläft keine schönere Sage, als die aus dem Kloster Corbey". Eine Art von halber Verdeutschung ist es, wenn Kanaille (2) durch das mehr eingebürgerte Bestie ersetzt wird, wenn aus den Meublen (22) die Möbel werden, wenn an Stelle von Autores (IX) Autoren, von Cercles (VIII) Zirkeln, von modern (VIII) modisch tritt. Wenn Mücken-Einquartierung (V) statt Mücken-Kotterieen (VI) steht, so ist nicht nur das

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

mehr eingebürgerte Fremdwort gesetzt, sondern es ist gleichzeitig eine Änderung des Sinnes eingetreten.

Aber in nicht wenigen Fällen haben sich die Fremdwörter behauptet, zum Teil solche, die uns noch heute fast unentbehrlich scheinen, wie: IV Paradeplatz!, V offizinell, IX Finanzen und Politik, XIV ätherisch, 40 elastisch, zum Teil solche, bei denen wir zwischen dem fremden Wort und dem Ersatzwort schwanken: IV Poet, V hektisch, XII Autor und konfiszieren, 12 Historie, 18 Position, 47 moralisch; endlich manche, die heute fast ganz abgekommen sind; V applizieren, VIII disputieren, XVI Dezisionen, 7 Digression, 11 ennuiert, 16 Separatist und Journal, 25 ankopuliert, 34 blessieren, 43 Informator.

Jean Pauls Verdeutschungen stimmen, wie schon die Äußerung im „Hesperus" erwarten läßt, zu einem guten Teil mit denen Joachim Heinrich Campes in seinem „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unsrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" überein, aber keineswegs alle. Insbesondere scheint zeitwirr eigene Schöpfung von Jean Paul zu sein; auch Luftschiff steht nicht bei Campe, ist aber schon im 18. Jh. mehrfach belegt, z. B. bei Wieland.[1])

*

79. Neue — isten.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 28 (1912), 272.

Wer sind wohl die Antikontinuitisten? Selbstverständlich die Gegner der Kontinuitisten. Diese köstlichen Erzeugnisse sind zu finden in den Berichten und Mitteilungen des Altertumsvereins zu Wien, Bd. 45. Es handelt sich um Leute, die behaupten oder leugnen, daß der Name Wien aus der älteren Benennung Vindobona entstanden sei, daß also eine Kontinuität des Namens bestehe. Diejenigen, die die Identität der beiden Namen behaupten, das sind die Identitisten.

In Darmstadt ist vor kurzem der Verein der Antihutisten gegründet worden, die, einer alten Mahnung Rousseaus entsprechend, keinen Hut mehr tragen wollen.

*

[1]) Ich habe diesen Aufsatz meiner Tochter mit aufgenommen, weil er aus gemeinsamen Besprechungen hervorgegangen ist.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

80. Olympia.

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 29 (1914), Nr. 7/8.

In den vertrauten Gesprächen der Hamburger Hauptversammlung des Sprachvereins hat man nicht nur im Scherz die Frage aufgeworfen, wie sich der Ort unserer Versammlungen, wie sich das Curiohaus verdeutschen lasse. Man hat auch ernsthaft erwogen, ob nicht das Wort Olympia, das heute in unserem Sport eine so große Bedeutung gewonnen hat, durch ein deutsches Wort ersetzt werden könne.

Ich verstehe es, wenn man an dem Worte Stadion Anstoß nimmt, wenn man dafür das Wort Kampfbahn in Vorschlag gebracht hat; es ist künstlich neu belebt, war nicht mit den Anschauungen weiter Volkskreise eng verknüpft.

Aber für Olympia möchte ich ein gutes Wort einlegen. Es ist nicht eine einfache Bezeichnung für eine bestimmte Veranstaltung. Olympia ist ein Bild und ein Sinnbild. Vor uns steigt auf der griechische Himmel, der heilige Hain mit dem Götterbild des Phidias, mit den Siegessäulen der Kämpfer; vor uns entfalten sich die Bilder des Wettkampfs, der jugendlich kraftvollen nackten Gestalten. Olympia stellt sich uns dar als das Sinnbild einer ganzen Kulturwelt, einer Menschheit, die mit gleicher Begeisterung auf das Streben der Geister blickt, auf das Schaffen seiner Künstler, wie auf das Ringen der Körper, auf die Pflege leiblicher Vollendung. Und wenn wir Olympia sagen, so bekennen wir uns zu einem Ideal, zu dem Willen, das, was einstens war, lebensvoll bei uns nachzubilden.

Wäre es möglich, durch ein Ersatzwort auch Ersatz zu schaffen für die Fülle der Gesichte, die wir mit dem Wort Olympia verbinden?

Wohl hat Lessing mit Recht behauptet: was wir bei einem neuen Worte zunächst nicht empfinden, das müssen wir lernen dabei zu empfinden. Aber das gilt im wesentlichen nur für Wörter, die nicht Eigennamen sind: bei ihnen schafft der häufige Gebrauch alle die Nebenvorstellungen, deren Mitschwingen für die Wirksamkeit eines Wortes so bedeutungsvoll ist. Aber keine noch so vielfältige Verwendung kann die Vorstellungen hineinbringen, die uns beim Eigennamen unsere geschichtliche Kenntnis an die Hand gibt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Und so würde der Verlust weit größer sein als der Gewinn. Man muß sich überhaupt hüten, solche Gattungsnamen zu beseitigen, die aus Eigennamen entstanden sind; man wird den gewaltigen Nimrod, den ungläubigen Thomas ebensowohl beibehalten wie die La-Tène-Kultur; sonst kommt man auf den Standpunkt der Eiferer des 17. Jahrhunderts, die Venus durch Lustinne wiedergeben wollten.

*

81. Proximal — distal.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung II, 252 (1901).

Mit proximal und distal stelle ich dem geneigten Leser zwei Wörter vor, die ihm wohl noch nicht oft begegnet sind, und über die ihm auch die Fremdwörterbücher keine Auskunft bieten dürften. Sie entstammen aus der Sprache der Zoologen und Anatomen und werden — das ist wenigstens der überwiegende Gebrauch — verwendet mit Bezug auf die Extremitäten, „auf solche Teile eines Organismus, welche sich als Hervorragungen über die Hauptmasse des Körpers erheben“ (Bütschli, Verhandlungen der Deutschen zoologischen Gesellschaft auf der dritten Jahresversammlung zu Göttingen, S. 11); also z. B. mit Bezug auf den Arm, den Schwanz: diejenigen Teile von ihnen, die der Anheftestelle zunächst liegen, werden als proximal, die von ihr entfernt liegen, als distal bezeichnet. Daneben findet sich allerdings auch der Brauch, die Lage von Rumpfteilen zur Mittellinie mit proximal und distal zu bezeichnen.

Die beiden Wörter sind in Deutschland seit einigen Jahrzehnten im Gebrauch und verdanken ihr Dasein dem Vorgang englischer Naturforscher. distal gehört natürlich zu lat. distare, ist aber insofern ganz einzigartig, als Bildungen auf -alis -al sonst von Hauptwörtern und Zahlwörtern, aber nicht von Zeitwörtern ausgehen. Vielleicht hat man sich das Zustandekommen des Wortes so zu denken, daß das bereits vorhandene englische Wort distant mit Bewußtsein nach seinem Gegenteil proximal umgemodelt wurde. Wenigstens läßt sich auch sonst in der Kunstsprache, die der Beschreibung des tierischen Organismus gewidmet ist, ein derartiges Bestreben wahrnehmen, für die gleichen Vorstellungsgruppen die gleichen Bildungssilben anzuwenden und jene so von andern Vorstellungsgruppen deutlich

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

abzusondern. Auf der Jahresversammluug der Deutschen zoologischen Gesellschaft in Göttingen hat F. E. Schulze einen Vortrag gehalten über die Bezeichnung von Lage und Richtung im Tierkörper (vgl. Verhandlungen der Deutschen zoologischen Gesellschaft auf der dritten Jahresversammlung zu Göttingen, 1823, S. 6). Danach sollen die Grenzlagen mit der Endung -an, die Richtung mit der Endung -ad bezeichnet werden, während die Endung -al für die allgemeine Bezeichnung einer Gegend beibehalten werden soll; es hieße also z. B. dorsan an der Grenze des Rückens, dorsad nach dem Rücken zu und dorsal in der Rückengegend. So würden denn neben proximal und distal auch proximan und proximad, distan und distad Geltung haben. Ob diese Vorschläge allgemeine Anerkennung finden werden, steht noch dahin; W. His in seinen Darlegungen über die anatomische Nomenklatur, Archiv für Anatomie und Physiologie, Supplement-Band, 1895, spricht sich zurückhaltend aus (S. 110); er hat „ein leises praktisches Bedenken dagegen, die Unterscheidungen in einen bloßen Endbuchstaben zu verlegen. Beim Reden und beim Schreiben haben denn doch gar manche Menschen die Unart, die letzen Silben fallen zu lassen". Dabei hat freilich der berühmte Anatom eine Tatsache der Sprachanatomie übersehen: wenn unsere Endsilben häufig verschluckt werden, so geschieht es, weil sie unbetont sind; da aber jene Endungen -an, -ad, -al den Ton tragen, ist die Gefahr des Verschluckens völlig ausgeschlossen. Jedenfalls aber sind die Vorschläge Schulzes ein bemerkenswerter Zug der Kunstsprache in der Gegenwart; es wird hier etwas mit bewußter Überlegung angestrebt, was in der unbewußten Entwicklung der Sprache selber so vielfach zu Tage tritt (vgl. got. inn- inna- innaþro-, iup- iupa- iupaþro-, ut- uta- utaþro u. s. w.)

Wenn ich diese einzelne Erscheinung herausgegriffen habe, so geschah es in der Absicht, überhaupt nachdrücklich auf diese naturwissenschaftlichen Kunstsprachen hinzuweisen, die des Lehrreichen und auch Ergötzlichen genug bieten. Ich blättere auf das Geradewohl in den Verhandlungen der zoologischen Gesellschaft und finde da so anmutige Bildungen wie Auxospore, Centrosomen, Körpersomiten, Mikro- und Makrogameten, Somatopleure, vacuolig und vacuolär, die nicht nur sachlich, sondern auch zum Teil sprachlich zu raten geben. So ist z. B. Auxospore nicht, wie man etwa glauben könnte,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

eine Spore, die bei der Vermehrung eine Rolle spielt, sondern eine, die durch das Zusammenwachsen einzelner Sporen entstanden ist. Im zoologischen Jahrbuch Bd. XIV, Abt. für Morphologie, S. 646, zeigt mir mein Kollege Spengel folgenden Satz: „so kann daran gedacht werden, anzunehmen, daß die Kerne mehr animal liegen". Es ist also hier das Wort animal zur reinen Ortsbezeichnung geworden. Das ging folgendermaßen zu. Man unterscheidet im tierischen Körper animale und vegetative Funktionen und dementsprechend animale und vegetative Organe, wobei man einerseits hauptsächlich an das Nervensystem, anderseits an den Darmkanal denkt. Nun hat man die Entdeckung gemacht, daß die beiden Gattungen von Organen aus verschiedenen Stellen des Eis sich entwickeln, und man unterscheidet daher beim Ei den animalen und den vegetativen Pol: so kommt man schließlich dazu, von den Kernen, die dem animalen Pol näher liegen, zu erklären, daß sie „mehr animal" liegen.

*

G. Mundart.

82. Mundartstümper.

Westermanns Monatshefte 1920, 651.

Die Einigung, die in unsrer Schriftsprache sich ergeben hat, hatte die Aufgabe, die mundartlichen Besonderheiten zurückzudrängen, einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebiets herbeizuführen und so dem Aachener und dem Königsberger, dem Kieler und dem Konstanzer eine leichte und sichere Verständigung zu ermöglichen. Diese Aufgabe ist heute im wesentlichen gelöst, soweit sie überhaupt gelöst werden kann. Es wird niemals gelingen, die letzten Eigenheiten der Außengelegenen, etwa des Schleswigers oder des Österreichers, zu beseitigen. Es hat sich neuerdings sogar eine gewisse rückläufige Bewegung geltend gemacht: seit dem Aufkommen der Heimatkunst geben insbesondere die Werke norddeutscher Schriftsteller in ihrem Wortschatz den Angehörigen südlicherer Gebiete manches Rätsel auf.

Daß trotz der Überwindung der Mundart die Schriftsprache noch immer der Pflege bedarf, des Schutzes gegen Barbarei und

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Liederlichkeit, und daß solche Pflege ihr in reichem Maße zuteil wird, das bedarf keiner weiteren Ausführung.

Aber auch die Mundart kann Schutz und Pflege fordern. Wie man seltene Pflanzen, aussterbende Tierarten, eigenartige Geländegestaltungen unter gesetzlichen Schutz gestellt hat, wie man sie etwa in einem Naturpark vor der zerstörenden Kultur abzuschließen sucht, so sollte man auch die Mundarten umzäunen und umwallen. Wir wissen heute ja längst, daß die Mundart keine verdorbene Schriftsprache ist, daß sie da war vor der Schriftsprache und ihr eignes Recht besitzt. Doch es gibt keine solchen Zäune und Wälle. Kirche und Schule, die Zeitung, der Markt- und Gerichtsverkehr, die Kultur überhaupt, sie nagen unablässig an dem Leben der Mundart, und immer mehr des kostbaren heimischen Besitzes wird hinweggespült.

Aber neben dem wirklichen Leben lebt die Mundart ein Leben im Bilde, in der literarischen Verwertung. Seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts ist die Mundart Gegenstand dichterischer Gestaltung geworden, zunächst im Drama und überwiegend als Mittel zur Erzielung humoristischer Wirkungen, später auch in lyrischer und epischer Dichtung, vielfältig auch mit ernsthafter Zielsetzung. Hier hat also der Künstler das Wort, der gegenüber jenen zerstörenden Einflüssen sich wohl zu behaupten vermag. Eine Kunst, die noch nach der Wirklichkeit Ausschau hält, gilt ja heute nicht mehr als vornehm. Aber das Stilmittel der Mundart hat nur Sinn im Rahmen einer Eindruckskunst, und der Künstler, der sich seiner bedient, wird in altmodischer Weise die Treue walten lassen gegenüber der Wirklichkeit.

Solche Treue zu üben, ist freilich nicht immer leicht, auch dann nicht, wenn der Künstler die Mundart wirklich beherrscht. Als die Mundart in den Bereich der Literatur eintrat, bestand seit langem ein im Ganzen gefestigter Schreibgebrauch und eine immer mächtiger werdende Schriftsprache. Daher ist es schon schwierig, die Zeichen unsrer Schulschrift den besonderen Forderungen der mundartlichen Aussprache anzupassen; so versteht man es, daß in unsrer Zeit wissenschaftliche Erörterungen angestellt werden über die beste Art, die Mundarten des niederdeutschen Sprachgebiets schriftlich festzulegen. Aber noch viel schwerer ist es, in Wortschatz und Satzfügung dem Zwang unserer Schriftsprache zu entrinnen: es gibt kaum einen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Mundartdichter, der in dieser Beziehung ganz frei wäre von Fehl und Sünde. Ein besonders schlimmes Beispiel gewährt der vielgerühmte Frankfurter Stolze, der in seinen Gedichten beständig in der einfachen Berichtsform erzählen läßt: er ging, er lief, er war, während die echte Frankfurter Mundart sich der Umschreibung bedient: ist gegangen, gelaufen, gewesen.

Man kann freilich auf mundartliche Treue auch mit vollem Bewußtsein verzichten. Vielleicht deshalb, weil die genaue Wiedergabe zu derb, zu unwürdig erscheint. Eine derartige Empfindung hat sicher bei den alten Herren des 16., 17. Jahrhunderts gewaltet. Einer der wichtigsten Unterschiede, der im allgemeinen zwischen den deutschen Mundarten und der Schriftsprache besteht, liegt darin, daß den meisten Mundarten der Genitiv abhanden gekommen ist; statt meines Vaters Haus heißt es: meinem Vater sein Haus. Aber der älteren Mundartdichtung ist diese Weise völlig fremd, obwohl gerade die Schriftsprache ihr Dasein schon für die Mitte des 16. Jahrhunderts bezeugt. Also hier unbewußt zugelassen, dort bewußt gemieden. Aber selbst unsere Zeit ist von dieser seltsamen Auffassung gelegentlich noch angekränkelt. Hermine Villinger hat einen Roman geschrieben, der in Karlsruhe spielt, und in dem meine Karlsruher Landsleute sich einer abgeschwächten Mundart bedienen. Dabei ist einer Besonderheit des Karlsruhers mit Bewußtsein durchweg aus dem Wege gegangen: dem regelmäßigen Gebrauch des Artikels bei Personennamen. Und als ich sie darob zur Rede stellte, hat sie mir erklärt, daß ihr das denn doch zu grob erschienen wäre. Aber dieser Gebrauch des Artikels ist etwas, was der Karlsruher mit dem ganzen Süden gemein hat, was diesen gegenüber dem Norden kennzeichnet, was bis zum letzten haftet, wenn alle anderen mundartlichen Eigenheiten abgelegt werden, was z. B. ich selbst bis zum heutigen Tage nicht überwunden habe. So hat also die Villinger ein Bild geschaffen, das nirgends in der Wirklichkeit sein Vorbild findet, so zahlreich, so verschiedenartig sonst die Abstufungen und Mischungen zwischen Schriftsprache und Mundart sind.

Wenn Rosegger seinen Gestalten nur einen Anflug von Mundart verleiht, so ist das schwerlich aus dem Streben nach vornehmerer Haltung entsprungen; eher der Befürchtung, es möchte die reine Mundart nicht immer auf volles Verständnis rechnen können. Kein

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Zweifel, daß es ihm keine Schwierigkeit gemacht hätte, überall das mundartliche Gewand durchzuführen.

Aber fürchterlich kann es werden, wenn jemand in ein fremdes Gewand schlüpfen will, das er nicht zu tragen versteht, wenn er eine Mundart schreiben will, die er nicht beherrscht. Ein abschreckendes Beispiel gewährt Walter von Molo in seinem Roman „Luise", wo er die junge Königin ein angebliches Gemisch von Berlinisch und Darmstädtisch reden läßt. Aber der süddeutsche Bestandteil ist zu einem Teil schwäbisch: jetzt ischt's aber genug, es ischt zum Wälzen; zu einem andern bayrisch: hört's auf, laßt's mir mei Leben. Und ihr eigner Name wird im Munde der Geschwister zu Luisch, einer Wortform, die sich nie und nirgends hat begeben. Weil in manchen Teilen von Süddeutschland -st als -scht gesprochen wird: Brusch t, am schönschte, hat sich Molo eingebildet, Luise müsse Luisch gesprochen werden. Solches falsche Schließen, solches Ausklügeln von Wortformen, die es in der ganzen Welt nicht gibt, wird in sonst kaum erreichter Vollkommenheit geübt von Viktor Menzel in einer Skizze „Wandlungen" (in dem sonst vortrefflichen „Wachfeuer"). Das ei unserer Schriftsprache hat eine doppelte Wurzel in unserer älteren Sprache; einerseits langes i: weiß ist älteres wîz; anderseits den Doppellaut ei: Stein ist mittelhochdeutsch stein. Beides haben wir nebeneinander im Bergnamen Weißenstein, alemannisch Wissestei(n), und jener norddeutsche Professor vergriff sich arg, der den Weißesti besteigen wollte. Aber Menzel macht es nicht besser: er sagt oafallt statt eifallt (einfällt) und a foans Braterl für a fei(n)s Braterl. Im Bayrischen ist sie sind zu si san geworden, weil sind vor dem Beiwort oder Mittelwort ganz unbetont ist; bei Menzel erscheint aber auch der Infinitiv und sogar das Fürwort in derselben Form: er wird doch erst angesteckt san, dös is doch 'm Herrn sans. Im Bayrischen ist gebracht, gegangen, getroffen zu bracht, gangen, troffen geworden, weil das e der Vorsilbe unterging und sodann das g des Wortbeginns mit dem b, g, t, des Stammes zusammenfiel. Aber Menzel bildet sich ein, die Vorsilbe ge sei im ganzen verlorengegangen, und stammelt dann: hast schossen? — i ho wildert.[1])

[1]) Das gleiche Verbrechen begeht Frieda v. Opeln in ihrem Roman Elisabeth (1926): i hab' die fremden Mannsleut vom alten Schloß wiedersehn; er hätt' seine königliche Hoheit auch am liebsten fortschafft.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

In der scheltenden Anrede kann das Beiwort hinter das Hauptwort treten: Hund verfluchter, Lump elender; Menzel weiß nichts von dieser besonderen Bedingung und schreibt: nachher is a Gzeug verfluchtigs! — sell is a Luder miserabliges.

Leid tut es mir, daß ich Hans Rudolf Bartsch in der Gesellschaft sehe; er, der Österreicher, bringt es fertig, einen Tiroler hoascht statt hoaßt, grüescht statt grüeßt sagen zu lassen. Daß der Norddeutsche wähnt, er spreche schwäbisch, wenn er wüsch für wüßte, müschen für müssen sagt, ist ja weniger verwunderlich.

Lina Sommer veröffentlicht in den Meggendorfer Blättern 1926 ein Gedicht von zwanzig Zeilen, in denen sie süddeutsches Sextanerle mit mitteldeutschem Geschäftcher und mit Bildelcher vereinigt, das irgend einer Mondmundart angehört, und macht für das Beiwort klein Anleihen bei drei verschiedenen Mundarten; e kloa Sextanerle, 'n nette klane Poschte, sei kläner Vetter. Dieselbe schreibt in einem anderen Gedicht: es is wahrhaftig jammerschad, daß du nit musikalisch, indem sie das Zeitwort bist unterdrückt. Aber dieses Fehlen von sein oder haben am Ende des Nebensatzes begegnet zwar in den Schriftsprachen, ist dagegen jeglicher Mundart schlechtweg unbekannt.

In allen solchen Fällen möchte man, unter freier Verwendung eines Lessingschen Wortes, ausrufen: die Rute her, kleiner Knabe, die Rute her, kleines Mädchen, laß doch du die Mundart zufrieden.

Aber nicht nur das geschriebene Wort, auch die mündliche Sprachkunst ist nicht selten der Sünde bloß. Ich hülle es in Nacht und Schweigen, wenn Süddeutsche die „Stromtid" vorlesen oder der Norddeutsche Hebel deklamiert. Doch von der Bühne sollte man etwas Besseres erwarten. Oft genug wird ja vom Schauspieler verlangt, daß er die Mundart gebrauche. Da begegnet es denn auf kleinen Bühnen oft genug, daß Mundart und Bühnenhochdeutsch bunt durcheinander gehen, daß der Pommer wie der Berliner redet, daß das Sächseln zum Jüdeln wird, und ich habe es in einem berühmten Theater erlebt, daß der schwäbische Ritter in Lortzings „Waffenschmied" auch des Glaubens war, es mache den Schwaben aus, wenn er statt s ein sch spreche. Man sollte denken, es müsse dem guten Schauspieler nicht allzu schwer fallen, sich der paar Mundarten zu bemächtigen, die von der Bühne vorzugsweise verlangt werden. Und im Einzel-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

fall würden meist sich mildtätige Seelen finden lassen, die dem Schauspieler hilfreich zur Seite stehen. Wo aber eine anständige Mundart nicht zu erreichen ist, da möchte man lieber zum völligen Verzicht auf die Mundart raten. Wenn es nicht möglich ist, das Bild in den Einzelheiten naturgetreu zu malen, so erfreue man sich an der zusammengestimmten Einheit. Die Zeiten des blutigen Naturalismus sind ja vorbei, wo man die Forderung aufstellte, daß Lessings Franziska sächsle, daß Gretchen in ihrer Rede sich als Frankfurterin bekunde. Sie sind gottlob vorbei; sonst würde man zu der inhaltsschweren Frage genötigt: In welcher Mundart soll nun — Mephisto reden?

*

83. Zu Hebels Schatzkästlein.

Blätter aus der Markgrafschaft, 1917, H. 3, 1.

Als ich vor einigen Jahrzehnten für Kürschners Nationalliteratur Hebels Werke herausgab, ist es mir nicht leicht gefallen, die Druckbogen der Hausfreunderzählungen ordentlich durchzusehen. Immer wieder vergaß ich, auf die einzelnen Buchstaben zu achten; immer wieder fand ich mich plötzlich in das Lesen der Geschichten vertieft. Und wenn wir das Schatzkästlein heute hinaussenden in die Hände unserer Krieger, so werden auch sie aufs neue gefesselt, wie dereinst die Leser des Rheinländischen Hausfreunds.

Worin liegt nun die Eigenart des Erzählers, der unverblaßte Reiz seiner Darstellung? Einen Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen möchte ich im folgenden liefern.

Hebel ist in der Tat der Hausfreund, der behaglich des Abends zu uns herüberkommt, in bequemen Hausschuhen, im Hausflaus, freilich nicht in Hemdsärmeln.

Hebel hat seine Volkstümlichkeit nicht in der Anwendung der reinen Mundart oder in der starken Annäherung an sie gesucht. Wirklich mundartliche Wörter und Ausdrücke sind verhältnismäßig selten. So heißt es z. B. in der „merkwürdigen Gespenstergeschichte“: „er wurde in ein anderes finsteres Gehalt geschoben“, im Zirkelschmied: „jetzt will ich den Lammwirt in Fast bringen“, in der „Rettung einer Offiziersfrau“: „hast du ihr den Treff schon gegeben?“, in der „Baumzucht“: „er ist kein unwäger Mensch“; in

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

„der geheilte Patient“: „als der Patient so mit ihm (= sich) reden hörte“. Es ist sehr bezeichnend, daß in „die Erde und die Sonne“ nicht einfach vom Magsamen gesprochen wird, sondern vom Mag-samen- oder Mohnsamenkörnlein.

Nicht in der Mundart bewegt sich Hebel, wohl aber gerne — namentlich in Bezug auf die Satzfügung — in den lässigen Formen der süddeutschen Umgangssprache. Die Präposition wegen wird mehrfach mit dem Dativ verbunden: z. B. wegen euch (Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers), wegen den Rossen (merkwürdige Gespenstergeschichte), oder es wird statt des possessiven Genitivs der Dativ gesetzt: „Einem seine Beiläuferin“ (vereitelte Rachsucht), „meiner Frau Schwiegermutter ihre Tochter“ (Baumzucht). Das Zeitwort des Nebensatzes wird nicht mit der Entschiedenheit ans Ende gestellt wie in der Schriftsprache: „wenn er daheim sitzt bei den Seinigen“ (die Erde und die Sonne), „wenn ich etwas gutes haben kann für mein Geld“ (das wohlfeile Mittagessen), „wie leicht kann man betrogen werden“ (der Zahnarzt). Eine Fügung, die als Nebensatz begonnen ist, geht in ihrer Fortsetzung in die Gestalt des Hauptsatzes über: „das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht und fragt nie, was es bedeutet“ (die Erde und die Sonne), „geratet es und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir einen neuen Rock auf die Kirchweih kaufen“ (der Barbierjunge von Segringen), „wenn er vermißt wird und es kommt durch den Wirt heraus, daß er ins Schloß gegangen ist und ist nimmer heraus gekommen, so kommen über Nacht die Husaren“ (merkwürdige Gespenstergeschichte). Noch in anderer Weise kann die Form der Beiordnung für die der Unterordnung eintreten: „wer ist im Stand und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest“ (die drei Diebe), „der Meister soll so gut sein und ihm den Bart abnehmen“ (wie man aus Barmherzigkeit rasiert wird). Oder es werden verschiedene Ausdrucksweisen vermischt: „wer alles wissen will, dem ist nicht zu trauen, sondern er treibt's mit seinen Antworten wie der Mattheis“ (die Erde und die Sonne): „sondern er treibt's“, als ob etwa vorherginge: „der ist nicht ehrlich“; „denn er folgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen“ (der geheilte Patient). Überhaupt wird es mit der Logik nicht so genau genommen: „die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

sie ist eine ungeheure große Kugel“ (Erde und Sonne), „kein Betrüger ist so schlau, er verratet sich“ (das wohlbezahlte Gespenst), „wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein, ein eigener Kirschbaum oder Nußbaum, lieber ein Baum“ (Baumzucht).

Anderes ist der mündlichen Rede überhaupt eigen, in welcher Bildungsstufe sie auch erscheine. Dahin gehört die Neigung, den Gedankengang durch Fragen zu fördern: „wie oft und lange mag nun der Glückliche seinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen?“ (erstes Rechnungsexempel), „aber was war zu tun?“ (der Zahnarzt), „wer rechnet aus, wie viel?“ (der schlaue Pilgrim). Die Schriftsprache der neueren Zeit legt Wert darauf, daß innerhalb kurzer Zwischenräume ein und dasselbe Wort oder derselbe Wortstamm nicht wiederholt angewandt wird, aber selbst die vornehmste Sprache der älteren Zeit nimmt an solcher Wiederholung keinen Anstoß, und noch heute denkt die mündliche Rede nicht daran, auf derartiges zu achten. Sie denkt nicht daran, weil sie es nicht kann, und weil es dem Hörer nicht einfällt, die Wiederholung unangenehm zu empfinden: beides vor allen Dingen deshalb, weil bei dem vorüberrauschenden Fluß der mündlichen Rede die Wiederholung kaum zum Bewußtsein kommt, erledigte Teile der Rede kaum im Gedächtnis haften. Hebel steht auch hier auf der Seite des mündlichen Verfahrens; in der merkwürdigen Gespenstergeschichte folgt rasch nacheinander: Gehör, hörte, verhören, hörten, und gleich darauf: „es kommt durch den Wirt heraus“, „ist nimmer herausgekommen“, „kommen über Nacht die Husaren“. In „die drei Diebe“ heißt es: „sagte jetzt der Frieder“, „die beiden andern sagten“, „der rote Dieter aber sagte“. In „böser Markt“ steht zu lesen: „es wird schon jemand kommen“, „kommt ein Herr“, „kommt der Geselle hinter dem Baum hervor“, in „wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem roten Dieter abermal einen Streich spielen“: „stellte eine Leiter ans Fenster“, „die Leiter anstellen hörte“, „stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster.“

Verhältnismäßig recht selten geschieht es, daß Hebels Sprache zur bloßen Papiersprache wird. Unlebendig ist der Konjunktiv in den „Eidechsen“: „das beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse“, oder in der „Rettung einer Offiziersfrau“: „es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkensart eines

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Menschen bekannt werde"; ebenso die Unterdrückung von haben: „dies schicken wir Euch für den Schrecken, den Ihr bei uns ausgestanden" (merkwürdige Gespenstergeschichte), das Kanzleiförwort derselbe: wirklich hat er auch die Tochter derselben ehrenvoll versorgt" (Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne).

Aber der Hausfreund kommt doch nicht allein deshalb zu uns herüber, um sich im heitern Gespräch zu ergehen; er erzählt seine Geschichten nicht ausschließlich um ihrer selbst willen; ein ganz klein wenig bleibt er doch der Lehrer, der Pfarrer. Der Lehrer muß vor allen Dingen klar, unbedingt verständlich sein. Hier ist nun sehr bezeichnend das Verhalten Hebels zu Fremdwörtern. Er vermeidet sie keineswegs grundsätzlich, namentlich nicht die volkstümlichen, eingebürgerten: „ein dunkler und temperierter Weltkörper" (Erde und Sonne), „davor muß jeder Respekt haben" (die Eidechsen), „es möchte für gewünscht passieren" (drei Wünsche), „als wenn es nicht vexiert wäre" (der Barbierjunge von Segringen), „visitierten in den Hühnerställen" (die drei Diebe), „lustig und honnet sein" (der falsche Edelstein). In anderen Fällen aber erscheint es ihm notwendig, das Fremdwort zu erläutern: „lauter kleine Kügelein oder Pillen" (der Zahnarzt), „der Conducteur, das ist der Aufseher über den Postwagen" (merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers), oder sie werden ohne Weiteres durch Wörter deutscher Zunge wiedergegeben, wenn sie allzu fremdartig klangen: „im Körpermaß" (= Volumen; Erde und Sonne), die gelehrtesten Sternforscher (ebenda), „wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist" (Atmosphäre: ebenda). So spricht er auch nicht vom Ichneumon, sondern berichtet, daß die Eier des Krokodils „von einer ägyptischen Ratze gefressen werden" (die Eidechsen).

Der Eindringlichkeit der Rede dient es auch, wenn dasselbe zweimal, etwa das eine Mal bejahend, das andere Mal verneinend ausgesagt wird: „eben der hat mich zu Euch geschickt und kein Andrer" (das wohlfeile Mittagessen), „weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind" (zwei Erzählungen), „manches davon zur Beute gemacht, doch nicht alles" (schlechter Lohn).

Besonders eindringlich ist die Lehre, die Predigt, wenn sie nicht bloß dem Verstand eingeht, sondern zugleich Bilder schafft, die auf die Einbildungskraft wirken. Hier ist der Punkt, wo die

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Unterrichtsbegabung Hebels zusammenfließt mit Grundeigenschaften des Dichters.

Hebels Erzählung ist ganz aufs Anschauliche angelegt, an die Stelle der Allgemeinheit tritt das liebevoll gezeichnete Einzelbild. Von den Tagedieben, die (im Zahnarzt), aus Wurmmehl Pillen herstellen, wird nicht einfach gesagt, daß sie diese in Papier eingewickelt hätten, sondern: „hierauf kauften sie für ein paar Batzen einige Bogen rotgefärbtes Papier bei dem Buchbinder"; von dem Mann, der die Eidechse bewundert, heißt es: „dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauß und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher", und von der Eidechse, dem Salamander selbst: „solch ein Tierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- oder untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Brasilien nach Amerika ausgewandert ist, und daß die englischen Waren auf dem festen Lande verboten sind"; die Geschichte von der sonderbaren Wirtszeche spielt nicht in einem beliebigen Wirtshaus, sondern im Wirtshaus zu Segringen, und wir erfahren genau, daß „eine Rechnung von 5 fl. 16 Kr. auf der Kreide stand". Im „seltsamen Rezept" wird nicht bloß erzählt, daß ein Mann eine Stubentür vor die Apotheke gefahren habe: wir lernen, daß zwei Stiere vor den Wagen gespannt waren, und daß es eine tannene Stubentür war, ebenso wie wir in den „drei Dieben" hören, daß in dem prasselnden Feuer buchene Späne brannten; dem „geheilten Patienten" wird nicht der Tod angedroht, sondern: „so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schrein". Man lese noch die Schilderung der Messe im „betrogenen Krämer": „als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufging, vor allen Ständen standen schon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge ging auf und ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein". Noch ausführlicher sind die Bilder, an denen Hebel in „die Erde und die Sonne" die Kugelform der Erde und ihre Entfernung von der Sonne veranschaulicht, durch das Bild der Reise, an deren Ende der Leser schließlich in ein wohlbekanntes Dorf kommt, „und hat nur noch zwei Stunden oder drei, und hat das Ende der Erde nie gesehen", oder durch das Bild der Kanone, bei

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

deren Losbrennen der Leser ohne Anstand noch geschwind heiraten könnte und Kinder erzeugen und sie wieder verheiraten und vielleicht noch Enkel erleben. An die nüchternen Zahlenangaben über das, „was in einer großen Stadt drauf geht", reiht sich der poetische Abschluß: „so viel kann drauf gehen in einer Stadt. Und wird doch noch hie und da einer hungrig ins Bett gegangen, und an manchem Fenster Eiszäpflein gehangen sein. Und an manchem vollen Tisch ist einer gesessen, und hat nicht essen mögen vor Betrübnis, und in manchen Becher voll köstlichen Ungarweins ist auch eine Träne gefallen."

Diese sonnige Liebe für das Kleine ist zugleich ein Ausfluß der Grundstimmung unseres Dichters, seines köstlichen Humors, der in seinen Erzählungen wie in seinen Gedichten, seinen biblischen Geschichten, seinen Briefen waltet. Diesen Humor Hebels darstellend zu erfassen, wäre Aufgabe einer besonderen Betrachtung.

*

84. Von der Karlsruher Mundart.

Badische Heimat III, 43 (1916).

Die Forschung hat sich bis jetzt wenig mit der Karlsruher Mundart beschäftigt. Ich kenne eine einzige Arbeit, die ihr eigens gewidmet ist: Albert Waag, Einiges über die Karlsruher Mundart, in der Schrift: Aus dem Badischen Oberland, Festschrift der 15. Hauptversammlung des Allg. Deutschen Sprachvereins, dargebracht vom Zweigverein Freiburg i. Br., 1907 (auch in der Alemannia, 35, 236). Hier ist namentlich die lautliche Beschaffenheit der Mundart geschildert.

Dagegen ist die Karlsruher Mundart vielfach Werkzeug literarischer Darstellung geworden. Die Prosa ist dabei nur wenig beteiligt. Ich nenne die ergötzlichen Briefe, die sich seinerzeit das „Gutscheblättle", die Karlsruher Nachrichten, von Biermaier, von Karoline Landgräbler u. a. hat schreiben lassen, und die Friedrich Gutsch selber zum Verfasser hatten. Auch später bedient sich die Tagespresse gern dieser literarischen Form: so begegnet im Karlsruher Tagblatt, 1915, Nr. 239 ein „Brief des Herrn Nörgelmaier an die Redaktion", und im Badischen Beobachter 1915,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Nr. 399 ein „Brief an die Redaktion“ von „Eustachius Dintenmüller“. Dann hat Hermine Villinger die Personen ihrer Erzählungen gelegentlich in Karlsruher Mundart reden lassen.

Viel häufiger hat sich die gebundene Rede der Karlsruher Zunge bedient. Den Reigen eröffnet der biedere Bäckermeister Christoph Vorholz, nach dem eine Straße unserer Südstadt den Namen trägt, und dem in den Badischen Biographien Ludwig Eichrodt den Nachruf geschrieben hat, seltsamerweise ohne seine mundartliche Dichtung überhaupt zu erwähnen. Deren Titel lautet: Rückkunft eines alten Karlsruhers im Jahr 1840. Versuch zur Darstellung der Karlsruher Volkssprache im vorigen Jahrhundert. Karlsruhe, Druck und Verlag von C. Macklot. Der Name des Verfassers fehlt auf dem Titelblatt, aber die poetische Vorrede ist unterschrieben: „Karlsruhe, 1840. Christoph Vorholz, Bäckermeister.“ Dieses Vorwort klärt uns auch auf über den merkwürdigen Zusatz: die Karlsruher Volkssprache im vorigen Jahrhundert.“ Denn es heißt im Eingang: „do hawwe so Gedangge ghett wie Hewel, Arrnolld, Griewell, dasz e **darr Bäddar Reda** theet uffschreiwwa vorr mei Vaddarrschstadt.“ Als Karlsruher Dichter darf man weiter auch Ludwig Eichrodt in Anspruch nehmen, wenngleich er in Durlach geboren ist, mit den Gedichten, die er unter einem verhängnisvoll gewordenen Titel veröffentlicht hat: „Rheinschwäbisch. Humoristische Gedichte vom Verfasser „des weiland Gottlieb Biedermaier“. Karlsruhe. Verlag der A. Bielefeldschen Hofbuchhandlung 1868. Ein einzelnes mundartliches Gedicht von ihm, „Turmbergsage“, steht in den Karlsruher Nachrichten 1881, S. 290. Dann hat Fr. Gutsch selber ein Bändchen herausgegeben. Aus Karlsruhe's Volksleben. Gedichte von Friedrich Gutsch. Karlsruhe. Druck und Verlag von Friedrich Gutsch. 1876; ein zweites Bändchen unter dem gleichen Titel erschien 1889; dazwischen fällt: d' Eppinger Feschtfahrt. In Karlsruher Mundart erzählt. Karlsruhe 1880. Zwanzig Jahre nach Gutsch tritt Franz Karrer auf den Plan mit seinem Karlsruher Geschwätzgebabbel, das zuerst Karlsruhe 1895 erschienen ist. Es folgt sein Gedichtband: Kuddel-Muddel. Humoristische Gedichte zum Teil in Karlsruher Mundart. Wiesbaden, Verlag von Otto Nemnich, 1900. Die

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

beiden Werke wurden dann zusammengefaßt: Karlsruher Geschwätzgebabbel. Gedichte in heimischer Mundart von Franz Karrer. I. Teil. Erneute verbess. Auflage mit allerhand Zutaten. Nemnich, Wiesbaden 1903. II. Teil. Kuddel-Muddel. Nemnich, Wiesbaden 1903. Außerdem hat er veröffentlicht: Fuldische Schlappenlyrik. 50 Schlappengedichte (zum Teil in Karlsruher Mundart. Das Titelblatt verzeichnet weder Ort noch Jahr; die Schrift ist Karlsruhe 1901 erschienen).

Eine besonders fruchtbare Tätigkeit haben zwei Fritze entfaltet: Fritz Diehm und Fritz Römhild, der sich als Schriftsteller Fritz Romeo nennt. Fritz Römhild hat veröffentlicht: Hypochondergift, Humoristische Gedichte in Karlsruher Mundart. Karlsruhe 1901, Pfefferkörner 1902, 's spanische Röhrle 1902, Senfpflaschter 1905, Juckpulver 1909, Albtal-Dischtle 1910, Tannenadle 1910, Waldmeischter 1911, Tautropfe 1912, der Grillefänger 1913. Fast gleichzeitig hat Fritz Diehm begonnen; von ihm erschienen: Scherzraketen, I. Bändchen. Karlsruhe 1902; Scherzraketen. Humoristische Gedichte. II. Bändchen. Karlsruhe 1903; Buckl un Hafe. 2 humoristische Lokalgedichte. Karlsruhe 1904; Schneeflocke. Neue humoristische Gedichte in mittelbadischer Mundart. Stuttgart 1904; An die Sonn! Humoristisch-didaktische Epistel. Karlsruhe;[1]) Do greif zu! Humoristische Gedichte in badischer Mundart. Stuttgart [1905]; Was d' Spaßvögel pfeife. Neuer Mundart-Humor, Karlsruhe] 1906; D' Karline im Dame-Sonnebad. Karlsruhe.[1]) Katze-Pfötle. Scherzgedichte in Karlsruher Mundart. Karlsruhe 1911.

Endlich nenne ich Wilhelm Boos, Karlsruher Landgrawedeutsch, Karlsruhe (1905) und K. Wdt., Heiteres und Ernstes. (Zum Besten des Pensionsfonds des Karlsruher Hoftheaters). Karlsruhe 1906; darin drei Gedichte „nach Karlsruher Mundart".[2]) Der Verfasser ist der vor kurzem verstorbene Reichsgerichtsrat Karl Wielandt.

---

[1]) Das Jahr des Erscheinens konnte ich nicht ermitteln.

[2]) Karl Wielandt hat gar nicht die volle Mundart schreiben wollen, wie schon der Zusatz zeigt: „nach Karlsruher Mundart".

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Diese Denkmäler heimischer Rede sind von sehr verschiedenem Werte. Ich meine natürlich hier lediglich ihren Wert als Sprachquellen, als Quellen für die Erkenntnis der Karlsruher Mundart; jedes literarische Urteil liegt mir fern, ich denke nicht daran, den verehrten und liebenswürdigen Verfassern zu nahe treten zu wollen, die ihren Heimatsgenossen so manche fröhliche Stunde bereitet haben und noch bereiten.

Am weitesten von der echt mundartlichen Rede entfernt sich Franz Karrer; verhältnismäßig die größte Fülle wirklich volkstümlicher Wörter und Wendungen gewährt Wilhelm Boos, der nicht selten auch die Lautgestalt der Wörter überraschend treu wiedergibt, also beinahe der jüngste unter den Dichtern, der beste Beweis dafür, daß die Blässe des Bildes bei dem Dichter nicht mit dem Verblassen der Mundart im Leben selbst zusammenhängt. Die Verschiedenheit zwischen Wilhelm Boos und den übrigen Dichtern geht vielmehr Hand in Hand mit einem zweiten tiefergreifenden Unterschied. In den meisten Gedichten der anderen Verfasser ist die Schilderung, der Bericht nicht um seiner selbst willen da, sondern das Ganze steht im Dienste eines Witzes, ist nur Vorbereitung auf die in den Schlußzeilen enthaltene Spitze. Die mundartliche Rede ist hier mehr zufällige, willkürlich gewählte Form; die Geschichten könnten meist auch hochdeutsch erzählt werden. Viel leichter erschließt sich der reiche Schatz der Mundart, wenn das Bild hervorwächst aus der Hingebung an das kleine Leben, aus der liebevollen Beobachtung seines Sonderbaren und Schrullenhaften, seines Verdrusses und seiner Freuden, wenn also die volkstümliche Rede sich von selber als die notwendige Form der Darstellung aufdrängt.

Freilich die volle, ganz ungetrübte Mundart findet sich auch bei Boos nicht, und überhaupt in keiner mir bekannt gewordenen schriftlichen Aufzeichnung. Es fehlt an einem Darsteller, der die Mundart so treu wiedergäbe wie Ernst Riebergall, der den Darmstädtern um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren klassischen Datterich geschenkt hat.

Es gibt eben gar manches, was sich der getreuen Wiedergabe der Mundart entgegenstellt, und doppelt gefährlich ist die gebundene Rede. Da sind zunächst die Forderungen des Verses, die besonders für den Süddeutschen lästig werden. In den süddeutschen Mund-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

arten sind die Vokale der Vorsilben und der Endsilben in großem Umfang verloren gegangen; ja ganze selbständige Wörter sind auf einen einzelnen konsonantischen Laut zusammengeschrumpft: d'Leut, z'groß, z'Haus. Das hat zur Folge, daß unsere Mundarten großen Mangel an unbetonten Silben aufweisen, wie es schon Hebel beim Bau seiner mundartlichen Hexameter empfunden hat. Und so greifen unsere Dichter gelegentlich doch zur schriftsprachlichen Gestalt, um die Senkungen ihrer Verse zu füllen, und es ist kein Mangel an Formen wie gebaut, gedenkt, geglänzt, gegrawe, geknallt, geschaufelt, zugetrage, während es 'baut, 'denkt und so weiter heißen müßte.

Noch gefährlicher ist aber ein anderes. Wenn der Dichter die Feder ergreift, so überkommt ihn die Gewalt des Augenblicks; es regt sich, natürlich völlig unbewußt, die Empfindung, so lauter ganz gewöhnliches dürfe man doch nicht sagen, und es ergeben sich Wendungen wie die folgenden: un hoch un höcher hat sich's ghobe; mer sieht ihr butterweiches Herz schon aus de Auge schimmre (Diehm); am meischte awwer juwelt mer em Frühling halt entgege. Dann der bringt Blume, dekoriert die Wälder un die Aue; die Sonn het g'schiene, grad als wollt' se die Natur versöhne (Romeo), so lag alsdann im Sonneglanz deß Schiff bereit für'n Liederkranz; die Turnvereine kleiñ und grosz duhn alle mit=em gröschde Fleiß erkämpfe ihren Ehrepreis (Karrer). Das klingt wie aus der Schriftsprache übersetzt; wer redet, wie em der Schnawel g'wachse isch, der wird nicht auf solche Ausdrucksweise verfallen.

Es werden auch geradezu hochdeutsche Satzformen in das mundartliche Gewand gekleidet. Echt Karlsruherisch heißt es: er sagt 's **wär** no frih, er hat g'sagt, er **hett** Hunger, und der Karlsruher befindet sich in dieser Ausdrucksweise im Einklang mit dem gesamten fränkischen Sprachgebiet, mit Mittel- und Norddeutschland, mit dem größeren Teil von Bayern und Österreich. Trotzdem schreibt Vorholz: die meina 's **seia** Kenich; deß alt Mennle do sagt, '**sei** alsfort wie heit, und auch bei Romeo ist derartiges ganz gebräuchlich. Ebenso ist es der Mundart völlig fremd — nicht bloß der von Karlsruhe, sondern überhaupt aller wirklich lebendigen mündlichen Rede —, im Nebensatz das Hilfszeitwort wegzulassen,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

wie es doch z. B. Vorholz gelegentlich tut: wie se d' Mutter g'sproche; wo d'Stadt noch net des gwese; wo seller Docter g'schriewe. Endlich erwähne ich Verletzungen der mundartlichen Wortstellung: z. B. wann irgend was g'freut mich hat (Gutsch), wenn Kaffeeklätsch se arrañschire (Karrer).

Man darf nicht sagen: was der hochdeutschen Dichtung recht ist, ist der mundartlichen billig. Die hochdeutsche Dichtung, die in einem großen Strom der Überlieferung steht, hat die Freiheiten ihrer Wortstellung aus älterer Zeit überkommen. Die mundartliche Dichtung aber will nichts von der Vergangenheit wissen; sie dient der Widerspiegelung der unmittelbaren Gegenwart.

Es versteht sich, daß das, was die Karlsruher Mundart von der Schriftsprache unterscheidet, nicht durchaus eigenster Sonderbesitz des Karlsruhers ist, sondern sich zum größten Teil auch bei seinen Nachbarn findet. Das Karlsruher Deutsch gehört zu den mittelbadischen Mundarten, die zwischen Kraich und Dos gesprochen werden, und damit zu den fränkischen Mundarten. Man zerlegt bekanntlich das ganze deutsche Sprachgebiet in Hochdeutsch und Niederdeutsch; das Hochdeutsche zerfällt wieder in Mitteldeutsch und Oberdeutsch. Mitteldeutsch heißt es Appel, oberdeutsch Apfel, mitteldeutsch Männche, oberdeutsch Männle, Männli, Manderl. Im Oberdeutschen sind wieder fränkische, alemannische und bayrische Mundarten vereinigt: das Karlsruherische gehört also zum westlichen Teil des oberdeutschen Fränkischen.

In manchen Kreisen herrscht eine ganz andere Ansicht über die Zugehörigkeit unserer Mundart, eine Ansicht, die Ludw. Eichrodt auf dem Gewissen hat, und der J. B. Trenkle weitere Verbreitung gesichert hat. In seiner Schrift die alemannische Dichtung seit Johann Peter Hebel (Tauberbischofsheim wird 1881) S. VIII gesagt: „Durlach und Pforzheim sind Städte, worin in früherer Zeit ganz entschieden der schwäbische Dialekt gesprochen wurde, der auch heute noch vorherrscht. Auch Karlsruhe war früher eine kleine, rein schwäbische Stadt." Trotz ihrer Bestimmtheit sind diese Behauptungen von Anfang bis zu Ende vollständig aus der Luft gegriffen. Es fehlt an jedem Beweis, daß die paar Dutzend Württemberger, die sich unter den ersten Ansiedlern befunden haben, einen maßgebenden Einfluß auf die Sprache der werdenden Haupt-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

ſtadt ausgeübt haben. Wir wiſſen ja nicht einmal, inwieweit jene Württemberger württembergiſche Schwaben oder württembergiſche Franken geweſen ſind.

Es gibt eine Zuſammenſtellung von Wörtern, die das Kennzeichen des echten Schwaben ſind: gaũ, ſtaũ, bleibe laũ, wo der Franke — und der Karlsruher mit ihnen — gẽ, ſtẽ, bleiwe laſſe ſpricht. Der badiſche Franke ſagt: der haailich Gaaiſcht, der Schwabe: der häiligk Gäiſcht. Damit ſoll nicht geleugnet werden, daß verwandtſchaftliche Beziehungen das Mittelbadiſche und das Schwäbiſche verknüpfen, wie ſie auch zwiſchen dem Mittelbadiſchen und dem Alemanniſchen im Süden, dem Pfälziſchen im Norden beſtehen, und wie ſie überall da gelten, wo räumliche Berührung vorhanden iſt und ſtarker Verkehr herüber und hinüber geht.

Wie weit die Sprache von Karlsruhe gegenüber der der umgebenden Orte eine Sonderſtellung einnimmt, darüber iſt bis jetzt ſehr wenig bekannt; denn weder die Letſchebächer noch die Männer von Mihlberg und Rieberg oder von Beierde und Bulich gaben uns wiſſenſchaftliche Kunde von ihrer mundartlichen Rede.

Auf Grund namentlich der freundlichen Auskünfte, für die ich Herrn Waiſenrichter Kratt in Durlach zu lebhaftem Dank verpflichtet bin, kann ich wenigſtens einiges feſtſtellen über die Verſchiedenheiten zwiſchen Karlsruher und Durlacher Mundart. In manchen Fällen hat Durlach **o**, wo Karlsruhe **a** aufweiſt, z. B. froge — frage, vergrothe — vergrathe. Durlach ſagt Fraa, glaawe, kaafe, laafe, Karlsruhe Frau, glauwe, kaufe, laufe; mehrfach zeigt Durlach ein **e** oder **o** vor **r**, dem ein Konſonant nachfolgt, während in Karlsruhe **i** oder **u** erſcheint: z. B. Kerch — Kirch, verzwerwelt — verzwirwelt, korgle — kurgle, Schorz — Schurz. Beſonders wichtig ſind einige Formen des Zeitworts: der Durlacher ſagt: ich heb geſſe, der Karlsruher ich hab geſſe, der Durlacher mer deen, der Karlsruher mer dun (wir tun). In Durlach heißt es uf, in Karlsruhe auf, in Durlach Backeſtein, Händſchich, Pumpier, Unſchlich, in Karlsruhe Backſtein, Handſchuh' (Handſchuhe), Pompier, Unſchlitt. Hannich (teuer) iſt durlachiſch; ich habe es auch in einem Karlsruher Gedicht gefunden, aber nicht im Munde von Karlsruhern.

Wie man ſieht, ſteht jeweils die Karlsruher Ausdrucksweiſe der ſchriftſprachlichen näher; man wird faſt durchweg annehmen

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

dürfen, daß die Durlacher Form früher auch einmal in Karlsruhe bestanden hat. Es ist ja sehr begreiflich, daß der zerstörende Einfluß der Schriftsprache in der Hauptstadt viel stärker gewirkt hat, als in den umliegenden kleineren Städten und Landorten.

Damit kommen wir aber zu einer Größe, die nicht nur in der räumlichen, sondern auch in der zeitlichen Gliederung der Sprache eine bedeutsame Rolle spielt.

Schon innerhalb der kurzen Zeit von 75 Jahren, während deren wir die Karlsruher Mundart überblicken können, hat sie nicht unwesentliche Veränderungen durchgemacht.

Bei Vorholz ist der Nominativ des unbestimmten Artikels noch deutlich vom Akkusativ unterschieden: a Blatz ein Platz, a Saal ein Saal, aber ann froha Dag einen frohen Tag, ann Kreitzer einen Kreuzer. In den neueren Quellen der Mundart dagegen heißt es im Nominativ en Beutel, en Zug, ein Beutel, ein Zug. Es ist also der Nominativ dem Akkusativ gleichgemacht worden, wie umgekehrt beim bestimmten Artikel die Mundart die Form des Nominativs auch in den Akkusativ übertragen hat: Hasch **der** Vatter g'sehe?[1])

Bei Vorholz heißt es noch sie deen für sie dun, g'hett für g'hatt, d. i. gehabt. Es ist natürlich ganz undenkbar, daß sich im Wege allmählicher Veränderung deen zu dun, g'hett zu g'hatt gewandelt hat. Sondern an die Stelle von deen (wie es ja noch heute in Durlach heißt) ist schriftsprachliches tun getreten, allerdings umgesetzt in die Lautform der Mundart, und g'hatt ist wohl eine Mischung aus g'hett der Mundart und gehabt der Schriftsprache. Bei Vorholz ist noch mehrfach werrle (wahrlich, aus mittelhochdeutsch waerliche) gebraucht, das später untergegangen ist, ebenso wie seine Form Esch für Asche, und schon in meiner Kindheit war es unverständlich geworden, was bei Vorholz zu lesen steht: die henn jo kei regarrd (Rücksicht). Auch diese Verluste kommen auf Rechnung der Schriftsprache.

Und deren Wirkung nimmt von Jahr zu Jahr an Stärke zu. Schon sehe ich mit Schmerz, wie das jüngere Geschlecht so manches der Wörter nicht mehr versteht, die mir ganz geläufig sind.

[1]) Für die Fachgenossen bemerke ich, daß dieser Gegenzug bei dem unbestimmten Artikel in den rheinischen Mundarten weit verbreitet ist.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Es wäre höchste Zeit, daß jemand käme, um die Schätze zu bergen, ehe es zu spät geworden ist. Einstweilen möchte ich mich selber an dem Rettungswerk beteiligen und vor meinen lieben Landsleuten eine Handvoll alter mundartlicher Ausdrücke ausbreiten, die in manchem Älteren die Erinnerungen seliger Jugendzeit wieder aufsteigen lassen mögen. Ich bemerke nochmals, daß diese Wörter natürlich nicht Alleinbesitz des Karlsruhers sind. Die meisten von ihnen sind auch den Durlachern, Ettlingern usw. bekannt[1]). Auf irgendeine Vollständigkeit mache ich keinen Anspruch. Ich ordne nach sachlichen Gruppen.

1. Allgemeine Vorstellungen von Raum, Zeit, Masse: heimzus — herzus — hinzus heimzu, herzu, hinzu, hinterevier verkehrt (eigentlich: das Hintere hinfür nach vornen), iwerzwerch quer, allbot immer (aus alle gebote bei allen Aufgeboten), alleweil jetzt (das selber ursprünglich so viel wie immerzu gewesen ist), dailbott bisweilen (dailbott, dailbott aa nett; aus ein Teil der Gebote), alle Ritt alle Augenblicke. — Eelmeß Elle, krottebreit breit wie eine Kröte (sich krottebreit hinsetze), krottevoll (nicht: voll wie eine Kröte, sondern weil in krottebreit die Vergleichung zugleich eine Steigerung ist, so bedeutet krottevoll einfach sehr voll), Massion Menge.

2. Der Mensch, seine Wohnung und Kleidung. Kleine Kinder sind Krabbewaar, Krawwelwaar oder Krottewaar, das einzelne Kind ein Krampe; ein Borzer ist ein kleiner untersetzer Junge. Scheireberzler hießen die Akrobaten. Wer von zarter Gestalt ist, ist zäserich. Der Mensch hat unter Umständen einen Kopf wie e Simre (das Hohlmaß für die Kartoffeln); die Haare können verstruwwelt zerzaust sein; die Bartstupfle werden vom Balwierer beseitigt; der Mensch hat en Zinke im Gesicht; er wird aufgefordert: halt dei Gosch oder halt der Rand; auch der normale Rücken erscheint als Buckel; den zum Sitzen bestimmten Körperteil haben in meiner Kinderzeit die ganz Alten als Doges bezeichnet (es ist hebräisch); bei Romeo erscheint er noch in der Form Dogus.

Die eisernen Brüstungen vor den Fenstern hießen das Grems. Ich kenne das Wort aus dem Sprachschatz meiner Großtante; auch

[1]) Herr und Frau Kirchenrat Fischer in Karlsruhe haben mich beim Nachprüfen meiner Erinnerungen in liebenswürdigster Weise unterstützt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

Herrn Kratt ist es noch geläufig, während die jüngere Karlsruher Welt nichts mehr davon weiß. Dachgauwe sind die Vorbauten der Mansardenfenster. Vor dem Haus waren die Gräwele, die Abzugsgräben, vielleicht auch e Bederbrünnele (so hießen die laufenden Brunnen, die Wasser aus der Durlacher Leitung ergossen;)[1] durch die Stadt zog der jetzt längst überwölbte Langrawe, der Landgraben. Am Haus lief der Dachkandel hinunter. Auf dem Hausgang ist die Schell die Klingel (alleweil hat's g'schellt jetzt ist's vorbei; von der Schelle, die den Schulschluß verkündet); die verschlossene Gangtüre wird mit der Schling dem Drücker geöffnet. Das Fenster schloß nicht immer bhebt dicht; es wird dann vielleicht eine Selwend ein Salband aufgenagelt (Selwend aus Selb-Ende, die Stelle, wo das Tuch von selbst ein Ende findet). Unten an der Wand laufen die Lambriel, die Vertäfelungen herum. Die Riemen von härterm Holz, die den tannenen Fußboden durchzogen, waren die Friese.

An den Füßen trägt der Mensch vielleicht die Schlappe, hinten ganz niedrige Hausschuhe; zerrissene Schuhe erhielten Riester Flecken; nasses Schuhwerk hinterläßt Tappe auf dem Boden. Die Kleidung kann schlappig oder schlurig unordentlich sein, oder schleißig mit Fisern bedeckt oder verkrumpelt, verrumpelt zerknittert. Die schadhaften Stellen werden mit einem Plätz einem Flicken versehen; zum Zustecken wird e Gluf eine Nadel, insbesondere eine solche mit Glasköpfen verwendet. Von Kleidungsstücken nenne ich noch den Peter, einen Frauenkittel, den Schlupfer den Muff, die Staucher die Pulswärmer, das Kaschnee das Halstuch (frz. cache-nez). Wer nur mit dem Hemde bekleidet ist, ist hemmedig.

3. Die Haushaltung. Das Holz wurde im Holzstall in Holzbeige aufgesetzt. Die Feuerklamm diente zum Schüren des Feuers, das bisweilen nur noch gluft glimmt. Am Unschlittlicht bildete sich leicht ein Räuwer eine Schnuppe, oder das Licht, die Lampe flammt blakt. Der Lampendocht war der Wieche. Das Zünsle das Spielen mit dem Licht, dem Streichholz, war dem Kinde streng verboten.

Das große Kopfkissen war der Pfulwe (dasselbe Wort wie unser Pfühl), der Kissenüberzug die Kissezieh (das hat mit ziehen

[1] Merkwürdigerweise wird mir von einer alten Karlsruherin auch die Form Bödebrünnele genannt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

nichts zu tun, sondern enthält als zweiten Teil in alter Ungestaltung dasselbe griechische Wort, das auch in Bibliothek, Glyptothek, Pinakothek vorliegt). Auf dem Waschtisch steht das Waschlavor. Die Wäsch wird zum trickle trocknen an Klammere aufgehängt. Zum Reinigen des Bodens dient der Strupfer der Schrubber, zum Abstäuben der Kehrwisch. Eine Unordnung ist eine Rawage oder eine Wüschtenei. Wenn verschiedenes Aufgebautes zusammenfällt, dann liegt die ganz Bawelatsch aufm Bode (ein slawisches Wort). Der Ausguß der Gießkanne ist der Sprenzer; damit wird gesprenzt (aus sprengzen, von sprengen).

Bisweilen ist der Mensch nicht wohl; das Kind ist dann mauderig oder es maudert ist kränklich, verstimmt. Ganz harmlos ist es, wenn es einen Spreißel einen Holzsplitter in die Hand bekommen hat. Ist ein Geschwür vorhanden, so wird e Karteblaß aufgelegt, d. i. Kataplasmen. Man verstaucht sich verrenkt sich (den Fuß, oder auch den Magen, den man sich verdirbt). Wenn die Hauskatze die Räude hat, dann ist sie reppig.

In das Gebiet der Haushaltung gehören dann weiter die Ausdrücke, die mit der Nahrung zusammenhängen. Ihre Zahl ist besonders groß, — ich muß das sagen, damit man nicht etwa glaube, ich sei ein Häfelesgucker gewesen, hätte an den Dingen der Küche besonderen Anteil genommen — sie ist so groß, weil hier die landschaftlichen Verschiedenheiten besonders stark sind und die vornehme Schriftsprache sich um diese Dinge wenig kümmert, also auch vielfach keine allgemein gültigen Ausdrücke geschaffen hat. Von pflanzlichen Rohstoffen nenne ich die Biere, was eine ursprünglichere Gestalt des Wortes darstellt als das hochdeutsche Birne; sie wurden roh mit samt dem Butze, dem Kerngehäuse, gegessen; die Keschte, die Kastanien, die Nüsse, deren grüne Außenschalen Läufle genannt werden, die Gugummere, die Gurken, den Sonnewirwelessalat, den Feldsalat, die Grumbire, Grundbirnen, d. h. Kartoffeln, auch Herdäpfel genannt, die Brockelerbse die Pflückerbsen, die Zuckerscheefe Zuckerschoten. Vom Tier stammen die Kalbsstorze, die Kalbsfüße, die Karmenat, die Koteletten, der Lummel, der Lendenbraten, der Schunke, der Schinken. Ungenießbar ist das Hawwachs oder Katzefleisch oder Gschnurgsel, die weißen flechsigen Teile des Rindes. Von den Suppen sei die Flädlessuppe hervorgehoben,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

d. h. Pfannkuchensuppe; zur Erbsensuppe der Kartoffelsuppe gehören Krachele oder Kracherle, geröstete Weißbrotwürfel. Von Mehl- und Milchspeisen gibt es Amlet Pfannkuchen, die, in kleine Stücke zerlegt, Verstupfts heißen[1]); Kindlesbrei, Mehlbrei, bei dem es ebenso wie beim Reisbrei die köstliche Scherret, die angehängte Kruste, gibt; Knöpfle, Spätzle und Schupfnudle, Kartoffelnudeln, Faseküchle, d. h. Fasenachts-, Fastnachtsküchlein, Pfaffemocke, die anderwärts Kartäuserklöse oder arme Ritter heißen (Mocken soviel wie Stück, Brocken), Kirscheplotzer (sonst auch Kirschenmichel genannt). Zum Kaffee gehört Dunkes, das was gedunkt, d. h. eingetaucht wird, z. B. Dambedei (von denen eine Karlsruher Überlieferung berichtet, der Bäcker Vorholz habe sie eingeführt und homme petit genannt), Hörnle, Wickele oder auch Berches, ein mit Magsame Mohn bestreutes, zopfartiges Gebäck (das Wort stammt aus dem Hebräischen); zum Tee gibt es bäthe Schnitte, geröstete Weißbrotschnitten; leppere wird von dem spielerischen Trinken der Kinder gesagt. Das Brot muß ein ordentlicher Ranke oder Keidel sein (ein Keil, ein Stück); besonders beliebt das Knäusle; auf das Brot wird etwa Bibbeleskäs weicher weißer Käse, Zwetschgegselz Zwetschgenmus oder Hägemark gestrichen (H. für Hagenbuttenmark wie Faseküchle für Fastnachtsküchle, wie Feldsee für Feldbergsee). Außer der Zeit gab es mancherlei Leckereien, die zum Teil jetzt durch andere Erzeugnisse höherer Kultur ersetzt sind: Bäredreck oder Stimmwachs Lakritzen, Bockshorn Johannisbrot, Drops, Jungfereleder weiße, zähe, gummiartige Zuckermasse, Kandelzucker Kandiszucker, an Weihnachten Hutzelbrot Früchtebrot, Springerle (Anisgebäck).

Die Nahrungsmittel werden zum Teil auf dem Mark[2]) erworben, wo die Kartoffeln vor Zeiten nach dem Simre, nach Sestern, verkauft, die Eier nach Batzen, dem auch in meiner Jugend schon nicht mehr gebräuchlichen Geldstück, verrechnet wurden. Manches wurde in Guggen, in Tüten, nach Hause getragen.

Zum Anfeuern des Herdes wurden vielfach Hoppele, Kienäpfel,

[1]) Ich kann den Ausdruck Verstupfts mittelst einer zufällig vorhandenen, zuverlässigen Familienüberlieferung für die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts bezeugen, Herr Kratt kennt es nicht; jüngere Karlsruher Zeugen nennen dafür das Wort Kratzede; das vermutlich alemannische Köchinnen aus dem Oberland eingeführt haben.

[2]) Ältere literarische Quellen schreiben noch Marrik.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

benützt, die Bauern, sie auf Schubkärch, Schubkarren, durch die Straßen fahrend, verkauften. Die Speisen werden in Hafe oder Häfele gekocht, der Fruchtessig in Guttere oder Gütterle, großen bauchigen Gefäßen, angesetzt; das Obst wurde auf Herdle, auf Hürden aus Bast, getrocknet. Das Faß verlecht es wird durchlässig. An der Kaffeekant war unter Umständen die Handhebet oder das Schnäuwle, der Ausguß, kaput, oder ein Blechdeckel hatte einen Duhle (Durlach: e Duhl, bei jüngeren Karlsruhern e Dull), eine eingedrückte Stelle, eine Metallfläche einen Kritzer, eine Einkratzung (während die Katze auf der Haut einen Kretzer verursachte).

Wehe, wenn eine Speise vergrathe, mißraten ist, wenn das Fleisch käätschig, weichlich ist, wenn der Kuchen nicht luck, locker, die gebähte Schnitte nicht reesch, knusperig, die Suppe zu leins, zu leise d. h. zu schwach gesalzen ist. Das Fett brotzelt in der Pfanne (ein Wort, das mit braten zusammenhängt). Die Kartoffeln werden gebrägelt, geröstet (gebrägelt aus gebrätelt, mit Wandel von =tel zu= gel, wie auf dem Gebiet des Bairisch-Österreichischen aus Bündel ein Bingel wird), das Fleisch wird fein g'wiegelt oder verwiegelt.

Wickle bedeutet essen, knarfle mit den Zähnen zermalmen, knappern, schnaige ist naschen, dem Kinde wird ein Schieber zum Aufladen der Speisen gegeben und ihm ein Trieler oder ein Trielläpple vorgebunden, damit es die Speisen nicht vertrielt, auf seine Kleider fließen läßt. Wenn ihm etwas in die falsche Kehle kommt, so verkirnt es sich (von Kern abgeleitet); auch bekommt es den Gluckser das Schlucken. Man gibt ihm einen Reiter, d. h. einen Riemen Brot mit Fleisch oder Käse. Es schlotzt saugt an seiner Zuckerstange (aus älterem schlockzen abgeleitet von dem Stamm, der in schlucken vorliegt, wie Blitz aus blickze stammt und zu blicken gehört). Die Obstschalen, das Scheelzich, wird zum Bitzich, zu den Abfällen, geworfen (von der Butze, wie Röricht von Rohr).

4. Lebenserscheinungen im Raum, Bewegungsvorgänge und Ruhezustände. Hier kann es sich um Bewegungen handeln, die das Subjekt für sich allein vollführt: bamble sich hängend bewegen, bewwere zittern (von beben abgeleitet, unter dem Ein-

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

fluß von zittern), blotze, z. B. ſich blotze laſſe ſich ſchwer niederlaſſen, dorgle turkeln, ſich dummle ſich eilen, gauntſche ſchaukeln, das G'leif, Gelaufe, grattle klettern, krawwle kriechen, G'ſchääch unruhige Geſchäftigkeit (es wird mir auch G'ſchaich bezeugt), hopple: der Wagen hoppelt, wird auf- und abgeſtoßen, hoppelig holperig, hopfe hüpfen, kurgle (rollen), 's laßt en Krach es kracht, krebbsle klettern, plumpſe, rumfiſchbere ſich unruhig herumbewegen, rumgeiße waghalſig umherſteigen, wie die Geißen, rumgeiſtere ſich ſpukhaft herumbewegen, rumrumore ſich lärmend umherbewegen, rumſtiere (in der Schublad rumſtiere herumſuchen), rumſtorgle umhergehen, rumtröle zaudernd ſich bewegen oder voranmachen, ſchlegle mit den Beinen um ſich ſchlagen, ſchottle ſchwanken, Schütter ein Regenguß, ſtrawwle ſtrampeln, troddle langſam voranmachen, ſich vergrattle ſich übermäßig ſtrecken, verrammle verwühlen ('s Bett verrammle), verſchwabble verſchütten, ſich vertlaufe ſich verlaufen (aus ver-ent-laufen), zoddle ſich langſam bewegen, z'rückhufe zurückweichen (Vergleich mit den zurückgehenden Hufen der Pferde).

Die Bewegung kann auch mit Schallerſcheinungen verbunden ſein: bockle, z. B. an die Tür, klopfen (von pochen abgeleitet), fitſe mit der Gerte, der Peitſche die Luft durchſchneiden, die Türe krixt oder graunzt d. h. ſie kreiſcht (mit höherem oder tieferem Ton), kleppere klappern, Krambol Lärm (frz. carambole), rapple: z. B. die eingetrocknete Nuß rappelt in ihrer Schale, dann übertragen: dem rappelt's bei dem iſt's nicht richtig im Kopf, ſchettere: das Klavier und andere Inſtrumente ſchettern, wenn etwas beſchädigt iſt oder durch das Aufliegen eines fremden Gegenſtands die Reſonanz geſtört wird.

Die Bewegung kann ihre Wirkung aber auch auf einen Gegenſtand außerhalb des Subjekts erſtrecken. Etwa ſo, daß dieſer von der Bewegung des Subjekts getroffen wird: bixe, mit einer geworfenen Nuß beim Nüßlesſpiel den Haufen der Nüſſe treffen (offenbar von Büchſe, alſo urſprünglich überhaupt ſoviel als ſchießen), durchwamſe durchprügeln, en Schlenzer ein Riß, ſtumpe ſtoßen, ein Stumper ein Stoß, vertwitſche erwiſchen, e Watſch eine Ohrfeige, wichſe prügeln, trickle trocknen, verbrockle verbröckeln, zwiwwle placken. Oder der Gegenſtand wird ſelber in Bewegung geſetzt:

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

abputze, wegwischen, abspanne abspenstig machen, babbe ankleben (mit Bapp Kleister), bengle z. B. Nüsse, sie mit einem Bengel, einem Stock, herunterwerfen, gumpe pumpen (hat mit dem oberdeutschen Wort gumpen springen nichts zu tun, sondern ist aus pumpen selbst entstanden, indem von den zwei gleichen p das eine auswich), hutzle Huckepack tragen (aus huckzeln, zu hocken gehörig), mischle mischen (die Karten), noddle rütteln, pfetze zwicken, rechle mit dem Rechen bearbeiten, schnelze schnellen, schucke stoßen, verraume verräumen, schasse wegjagen, besonders er isch g'schaßt worde, nämlich aus der Schule (frz. chasser), verwurschtle durcheinander bringen, wergle wälzen, zowwle zupfen (am Haar). Oder endlich das Subjekt bringt den Gegenstand in seinen Besitz: abluxe, ganfe entwenden (hebräisch), stiwitze, stenze, dasselbe, verlickere ausfindig machen und in seinen Besitz bringen.

Demgegenüber weniges Besondere an Bezeichnungen für Ruhezustände: 's hebt es hält, hocke sitzen, rumlonsche sich auf dem Bett, dem Sofa herumräkeln (franz.), auf em Schnepperle sitzen, am Ende der Bank sitzen, so daß sie umschnappen kann, dann überhaupt auf dem äußersten Rand eines Sitzes, schnulle die Gewohnheit des Kindes, die Lippen vorzustülpen und die Zunge dazwischen zu legen, sich staüwere sich stemmen, verknuttelt verknotet.

5. Das Reich des Geistes. Eigenschaften der Seele: batzig hochfahrend, eiñdärmig langweilig, en Feger ein Geck, Fegnescht oder Fegwisch ein Kind, das sich nicht ruhig halten kann, gnitz durchtrieben, Grattl Hochmut (verwandt mit grätschen die Beine spreitzen), G'scheidle (er isch e Gscheidle, eine halb humoristische Anerkennung geistiger Fähigkeiten), g'schuckt verrückt, en Hurlebusch Strudelkopf, Lug ('s isch e Lug) Lüge, e Mammedäddele oder Mammekindle ein an der Mutter übermäßig hängendes Kind, mausig (sich mausig mache hochmütig auftreten), Mädlesschmecker ein Junge, der nach den Mädchen sieht, in dem Alter, wo das noch als unwürdig gilt, er hat Mucke un Nauwe Launen und Schrullen, mutzig und muffzig unfreundlich, rauhbauzig von stachlichem Benehmen (auch von der rauhen Oberfläche eines Gegenstandes), Schwätzfrabaas Schwätzerin, Schwitier Geck, Tausendsasa, Hauptkerl, vergelschtert verstört, verkrumpelt verstimmt, verpicht erpicht, verrisse (du bisch net iwel verrisse du willst

dir viel herausnehmen), e Schlurle ein nachlässiger Mensch, verschosse verliebt, verstawwert erstaunt (staunen ist der Mundart fremd), vertattert, verzwatzle verzweifeln, Watz (er hat en Watz auf ein einen Zorn auf einen), wütig (aus wütend entstanden). Hierher auch die Scheltwörter wie Lalle, Latsche, Lottel, e altes Ripp (von einem Frauenzimmer), Schinnoos (= Schindaas), Sidian, Trolle, Glamhooke, der Spottname der Bolizze, der Schutzleute.

Vorgänge geistiger Art: sehr zahlreich vertreten die verschiedenen Arten der Lautäußerung: babble, bäffze — belfere beides im Sinn von keifen, bruddle murren, druckse mit dem Ausdruck nicht zustande kommen, gackse stottern, Gezerf kleinliches Gezänk, G'schwätzwerk Geschwätz, gilfe kreischen, greine, kragéhle, kreckze (aus krächzen), krille kreischen, maule mürrisch gegenreden, maunze weinerlich sein, bes. von Kindern gesagt, meislestill (bei Vorholz: meislich still), neese und neefze (nicht in Durlach), unzufrieden klagen, prozesse streiten, raffle schnell sprechen, schnuddle schnell, undeutlich sprechen, stackse stottern, sich verhasple sich im Sprechen verwickeln, worxe an den Worten herumwürgen.

Aus dem Gebiet des Sehens: glotze stieren, gucke, giggle, spicke (gel, do spicksch da schaust du verwundert; hauptsächlich aber vom betrügerischen Nachsehen der Schüler, unter Umständen mit Hilfe des Spickzettels), wüscht häßlich; auf dem Gebiet des Riechens: 's müffelt oder isch müffzelig riecht ungelüftet, unfrisch. Aus dem Bereich des Schreibens der Dintedolge der Tintenklex.

Mehr innerliche Vorgänge: sich alteriere, bschummle betrügen, driweliere quälen, Faxe mache, in Iwel nemme übel nehmen, sich kibble sich zanken, eim der Kimmel reiwe einem den Standpunkt klar machen, kuranze — rum kuranze einen quälen, niggle ('s niggelt mich ärgert mich), retze necken, sich schnerre enttäuscht sein, Schur Schererei, stachéze reizen, verbutze verwinden, sich verkeile sich verlieben, sich verluschtiere, vertleide ('s isch mer vertleid verleidet, aus ver=entleidet).

Ausdrücke des Affekts: papperlapapp starke Verneinung, a bewahr keine Rede! abela dasselbe (aus ach beileibe), aa no voll — aa no vollschter das fehlte grade noch! alleweil isch letz jetzt geht's schief (letz verkehrt), du gebsch en Gassekehrer du

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

wirst einen Gassenkehrer abgeben, du g'hörsch verschlage, laß dich heimgeige, du kommsch mer grad g'schliche, ich hawwen auf der Latt (wohl so viel als auf dem Kerbholz haben), des dät mer ufliege das läge mir auf! d. h. ich denke nicht dran, 's pressiert, ich habe es eilig, ex Gäwwele Ausdruck harmloser Schadenfreude, Herrgottsaas; verflammt, hotz Deihenker, beides kräftige Flüche.

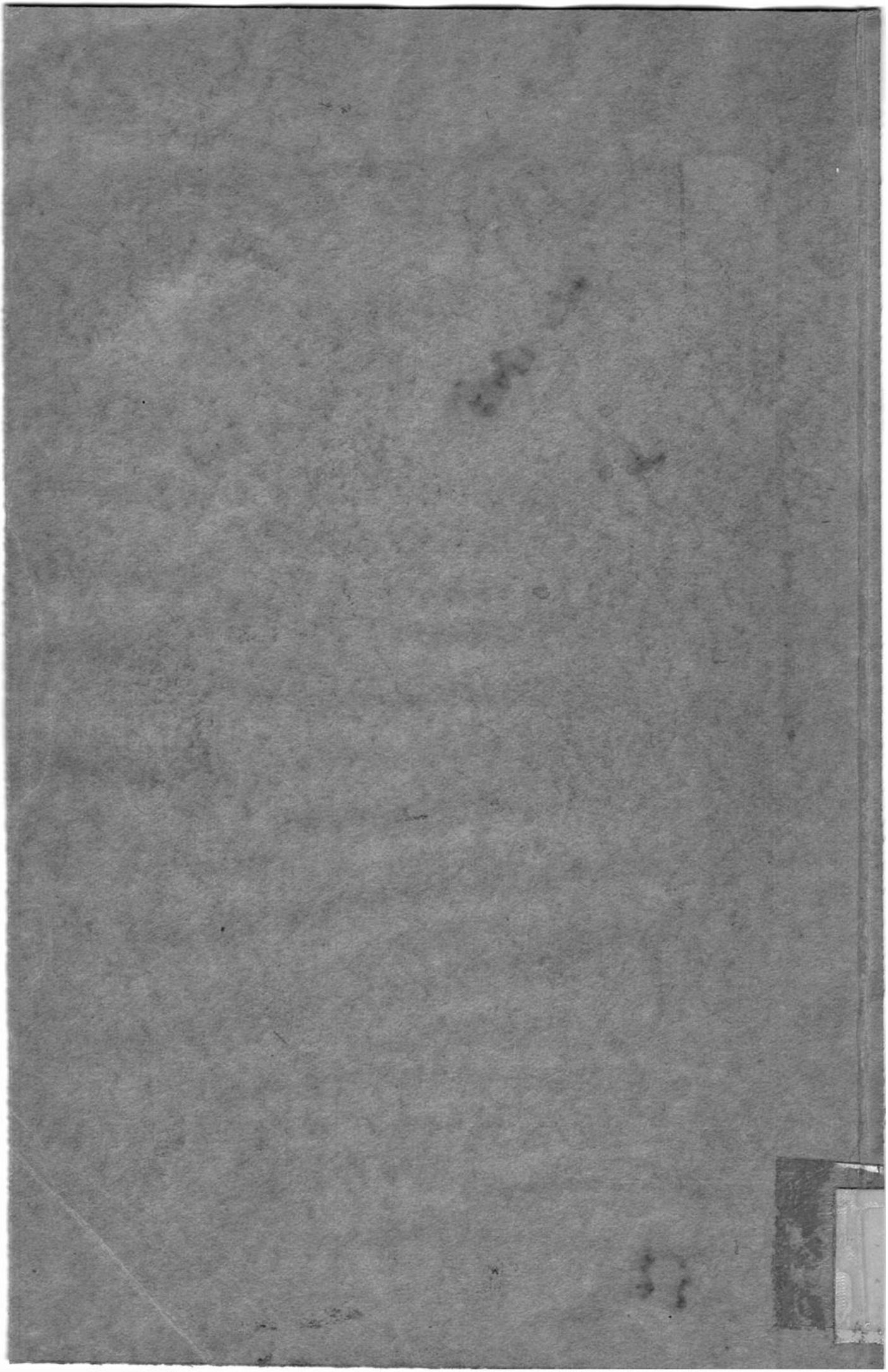
6. Vergnügungen, Spiele: zu den Vergnügungen gehörte die Messe, wo es Meßgeld gab, um dort etwas zu kaufen, und das Meßkromet, das Meßgeschenk der Verwandten; sodann alles Militärische, auch der Zapfestreich und die Dagrewell der Morgenstreich, ferner Ausflüge, sei es zu Fuß, sei es mit einem Blamaschwägele: das waren die kümmerlichen Einspännerwagen, die auf der berühmten Pappel-Allee von Karlsruhe nach Durlach fuhren. Oder es wurde zu Hause bèschtelt geschnitzt, geklebt, gesägt, geleimt; es wurde ein Spauzdeifel ein Sprühteufel aus angefeuchtetem Pulver gemacht, im Walde Huppe geschnitten, d. h. es wurden Stücke von Haselnußzweigen so lange geklopft, bis die Rinde im ganzen sich loslöste, geklappert mit den Klepperle (zwei Holzstücke, die zwischen die Finger genommen wurden und mit ihrem Schall das Trommeln nachahmten), oder es wurde gespielt: Handwerkerles, Nüßles, Räuwerles, Soldäterles oder Fangerles: der Ort, an dem man nicht fangen durfte, hieß Bódee; oder Versteckerles: eine besondere Form dieses Spiels giggelemusett Suchen im verdunkelten Zimmer oder endlich Käsdrickerles, zu dem sich besonders die Schulbänke eigneten; sie wurden möglichst dicht besetzt, und es wurde von den beiden Enden nach der Mitte gedrückt.

Diese Bildungen auf -erles sehen sehr merkwürdig aus. Es sind alte Vertreter des Genitivs, des Kasus, der sonst in der Mundart untergegangen ist. Man hat etwa von Handwerker, Räuber die Zeitwörter handwerkerlen, räuberlen gebildet (wie alemannisch vätterlen von Vater abgeleitet wird, d. h. sich wie ein Vater betragen, oder im Schwäbischen kindle von Kind sich wie ein Kind benehmen); Räuberles usw. ist davon der Genitiv des Infinitivs, und nach deren Muster sind dann die andern Spielbezeichnungen geschaffen.

*

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
GIESSEN



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
GIESSEN